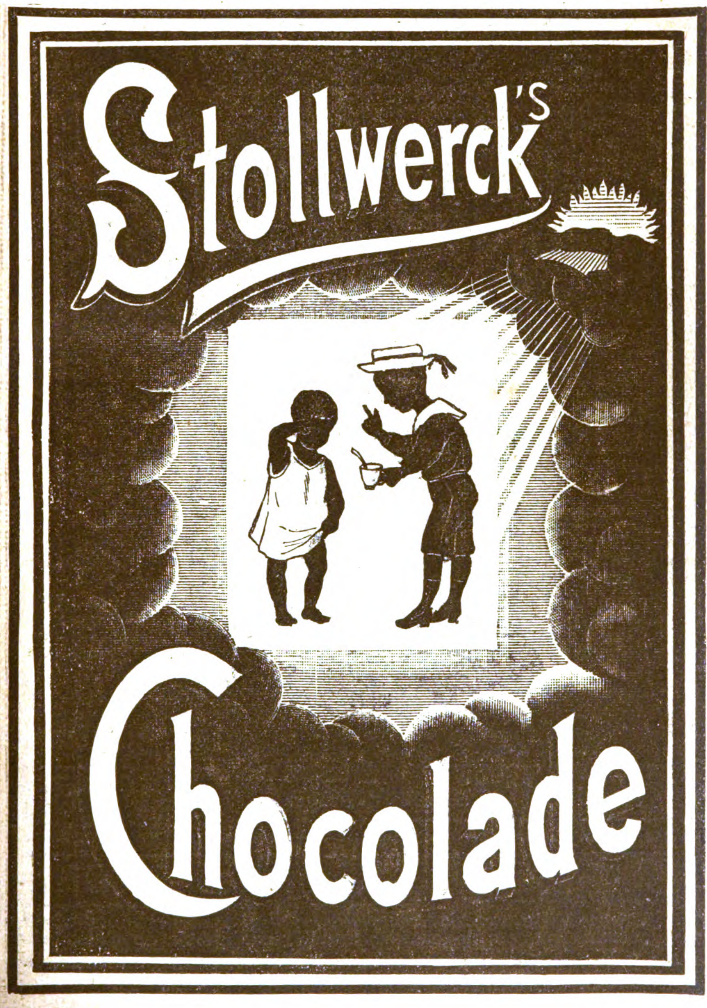
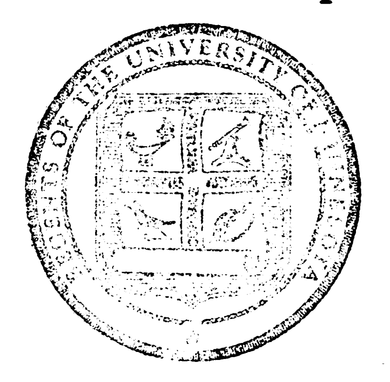
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens.


Aus der Bibliothek
von


Stollwerck's
Chocolade



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Novellette „Im Finstern“ von Otto Behrend. (S. 92)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen



Jahrgang 1900
Fünfter Band

Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

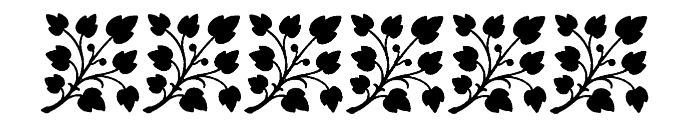


Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von Woldemar Urban.

(Fortsetzung und Schluss.)  (Nachdruck verboten.)

9.

Es war im August, in der Zeit der Heiligenfeste. Wer das nie gesehen hat, macht sich keine Idee, wie hübsch das ist, wenn in den klaren, duftigen Sommernächten rings am Golf von Neapel, oft an drei, vier oder mehr Stellen zugleich, die Feuerwerkskörper emporsteigen, ohne die sich die Südländer nun einmal kein Heiligenfest denken können. Man muß nicht zu nahe hingehen, wenn man seine Ohren lieb hat, denn der Lärm, den die Neapolitaner bei einem solchen Heiligenfest machen, übersteigt alle Begriffe; aber von weitem macht das Schauspiel einen herrlichen Eindruck. Lautlos, in bunten Farben hell leuchtend und strahlend, sich im Meere spiegelnd, ziehen in langen, glühenden Streifen die Raketen und Leuchtkugeln am Firmament empor, jetzt hier, jetzt da, jetzt in Torre del Greco, in Portici, San Giovanni oder in Santa Maria del Carmine, Santa Maria in Piedigrotta oder in San Antonio in Posilippo. Hin und wieder dröhnt ein dumpfer Kanonenschlag über das Meer herüber, oder

es steigt ein mit Leuchtgas gefüllter Ballon zum Himmel empor, immer höher und höher, bis er von den Sternen nicht mehr zu unterscheiden ist. Dann entstehen wieder goldigstrahlende Figuren aus lauter glühenden Funken am Himmel, oft ohne daß man weiß, von wo sie ausgehen, entweder Namenszüge, Kreuze, Palmen, die in ungeheurer Ausdehnung ihre glänzenden Wedel am Nachthimmel entfalten, von dem lauen Wind ein Weilchen fortgetragen, verschoben und endlich verwischt werden, wie auf einer Schreibtafel, um wieder etwas anderem Platz zu machen.

An solchen Abenden entfaltet der Golf von Neapel all seine Zauber. Die paradiesische Harmonie der Landschaft, die frische, würzige und erquickende Luft, das leise, träumerische Rauschen des Nachtwindes in den Cypressen und Palmen, das weite Meer — alles atmet Glück und Ruhe, die selbst der dunkelrot glühende Gipfel des Vesuv nicht stört.

Gräfin Severa saß mit Santina auf der großen Terrasse der Villa Miramar und sah dem Feuerwerk zu, das an den verschiedenen Punkten des Golfes aufsprühte. Sie saßen im Finstern, teils um die beschauliche Ruhe, die ringsum herrschte, um so ungestörter auf sich wirken zu lassen, teils um die Wirkung des Feuerwerkes nicht zu beeinträchtigen.

„Der Mann ist tot?“ fragte Severa leise schauernd.

„Ja. Er ist gestern abend gestorben.“

„Wie schrecklich! Und woher weißt du das?“

„Signor Benvenuto hat mir alles erzählt,“ antwortete Santina.

„Signor Benvenuto? Er war also hier?“

„Natürlich. Er ist mit dem Mittagsschiff gekommen, aber schon um drei Uhr wieder mit dem Wagen nach Castellamare gefahren, um nach Neapel zurückzukehren. Er sagte, sein Vater dürfe nichts davon wissen, daß er in Sorrent gewesen sei.“

„Aber — und ihr habt euch getroffen?“

„Natürlich. Unten am Meer. Er ist doch eigens deshalb gekommen,“ erwiderte Santina naiv.

„Und ihr waret allein?“

„Gewiß.“

„Aber Santina — das geht doch nicht!“ sagte Severa plötzlich erstaunt und vorwurfsvoll.

Zunächst schaute Santina überrascht auf ihre Mutter. Sie war sich keines Unrechts bewußt. Erst der vorwurfsvolle Ton der Mutter schien ihr Bedenken darüber zu verursachen, daß bei dem Vorgang vielleicht doch etwas sei, das sich für eine junge, vornehme Dame nicht schicken möchte.

„Ach Gott, nun geht auch nicht einmal das!“ erwiderte sie dann enttäuscht.

Gräfin Severa, die eigentlich noch eine längere Auseinandersetzung über die Pflichten einer jungen Dame auf dieser Welt beabsichtigt hatte, schwieg daraufhin. Die vollständige Ahnungslosigkeit und Naivität, mit der Santina ihr Verhältnis zu dem jungen d'Akkiri auffaßte, rührte sie, machte sie aber auch gleichzeitig sicher darüber, daß die Sache bis jetzt harmlos sei. Immerhin dachte Gräfin Severa aber doch mit schwerer Sorge an die weitere Entwickelung des Verhältnisses zwischen Santina und Benvenuto. Sie besorgte, daß es dem Grafen Enea trotz der guten Fortschritte, die seine Sache machte, doch nicht gelingen könnte, den Fluch, der auf ihnen allen lag, zu lösen, und daß aus der Verbindung Santinas mit Benvenuto deshalb nichts werden könne. Zweimal war ihr der alte d'Akkiri auf der Straße nach Sorrent begegnet, und beidemal hatte er gethan, als sähe er sie nicht. Und das war es nicht allein, was sie bekümmerte und um die Zukunft besorgt machte. Eine so feinfühlige Frau wie Gräfin Severa merkte es an hundert Kleinigkeiten, daß

sie von ihren Standesgenossen, von der „Gesellschaft“ gemieden war. Die Villa Miramar war noch immer geächtet, die Spur des Verbrechens noch unverwischt. Gräfin Severa mußte eben auch die bittere Erfahrung machen, daß die äußere Ehre ein Produkt des Scheins ist. Es genügte nicht, daß Graf Enea unschuldig war, er mußte es auch scheinen!

„Papa hat mir versprochen,“ begann Santina nach einer längeren Pause wieder, „wenn alles erst so weit ist —“ sie stockte.

„Was hat dir Papa versprochen?“ fragte ihre Mutter.

„Dann soll die Villa Miramar wieder auferstehen — glänzender und schöner als je zuvor. Er will ein Gartenfest veranstalten und die ganze Nachbarschaft einladen. Und Villa Miramar soll wie ein wirkliches Schloß am Meer erstrahlen, Feuerwerk und Illumination sollen ihren Glanz über den ganzen Golf verbreiten, so daß man an der ganzen Küste betroffen aufschaut und mit den Fingern hierher weisend sagen soll: Das ist die Villa Miramar!“

„Liebes Kind, dein Vater ist gut und hofft gern, aber man soll auch seine Hoffnungen nicht zu hoch spannen, damit die Enttäuschungen nicht zu bitter sind.“

Santina überhörte die Warnung in ihrem sehnsüchtigen Verlangen und gab sich den verlockenden Träumereien nach einer glücklichen Lösung all der Schwierigkeiten und Irrtümer hin, die noch jetzt ihr junges, kaum zur Entfaltung gekommenes Leben umflorten. Sie war in ihrer raschen Jugendlichkeit überzeugt, daß die Lösung bald eintreten müsse, denn sie fühlte sich rein und schuldlos, sie hatte ein Recht auf eine freie, nicht von den Schatten des Verbrechens verdunkelte Existenz. Sie hoffte nicht nur, sie forderte.

Ein Wagen rasselte in der Stille der Nacht auf der Straße heran. Severa lauschte, und als sie hörte, daß

der Wagen vor der Villa Miramar hielt, stand sie eilig auf.

„Das ist er!“ rief sie erfreut und lief rasch über die Terrasse zurück ins Haus und die Treppe hinunter.

Im Garten traf sie bereits auf den Grafen Enea, der sie lebhaft und eigentümlich erregt umarmte und küßte.

„Bist du endlich wieder zurück?“ sagte sie zärtlich. „Du weißt nicht, welche Angst ich immer ausstehe, wenn ich dich allein in Neapel weiß.“

„Ich weiß es, Schatz, ich weiß es wohl. Eben deshalb habe ich mich beeilt und bin noch in der Nacht zurückgekehrt, um deine Unruhe nach Möglichkeit abzukürzen,“ erwiderte Graf Enea.

Sie sah ihn verwundert an. „Was ist dir?“ fragte sie rasch. „Was ist geschehen? Du siehst so sonderbar, so erregt aus!“

„Freue dich, Severa,“ fuhr er fort, „wir haben wieder einen großen Schritt vorwärts gethan. Der Tag, an dem wir unsere verlorene Ehre wieder erringen werden, kann nicht mehr fern sein. Hier lies. Das ist die Abschrift des Protokolls über das Geständnis des verstorbenen Peppino. Seit heute früh liegt es auf dem Tribunal. Nach Doktor Gherardi sucht die Polizei — bisher allerdings noch ohne Erfolg. Aber wir werden ihn finden und ihn überführen.“

„Der Elende — er hat mir geschrieben!“ sagte Severa mit zitternder Stimme.

„Wie, er hat — er hat *dir* geschrieben?“ rief Graf Enea aufs höchste überrascht.

„Ja. Doch still jetzt — Santina kommt.“

Schon kam das junge Mädchen herbeigeeilt, um stürmisch ihren Vater zu bewillkommnen, was eine längere Zeit in Anspruch nahm. Erst nachdem sie zusammen gegessen, und Graf Enea sich auf sein Zimmer zurück-

gezogen hatte, um noch einige Briefe durchzusehen, die während seiner Abwesenheit eingegangen waren, sollte sich Gelegenheit zur weiteren Aussprache der beiden Gatten bieten.

„Komm, Severa, setze dich zu mir,“ redete er ihr zärtlich und freundlich zu, „du hast mir etwas Wichtiges zu sagen. Was ist's?“

Sie setzte sich auf sein Knie und schlang den Arm um seinen Hals. „Die schrecklichen Prozesse!“ begann sie endlich verlegen, „mein Gott, wie ist das alles widerwärtig und abscheulich!“

„Aber unvermeidlich, Severa. Indessen einmal werden sie doch hoffentlich ein Ende nehmen. Aber du hast ja das bisher immer tapfer ausgehalten. Was bekümmert dich jetzt plötzlich so besonders?“

„Du sagst, die Polizei sucht ihn?“ fragte sie schüchtern.

„Gherardi?“ entgegnete er gespannt.

Sie nickte leicht und schlug die Augen nieder.

„Ist es das, was dich so mit Sorge erfüllt?“ fuhr er betroffen fort. „Dieser Mann, der so namenloses Unglück und Elend über uns gebracht, hat noch so viel Raum in deinem Herzen?“

„Mein Gott, Enea, du mußt nicht vergessen, daß er mich liebte, mich stets geliebt hat — — Neulich, als ich ihn gesehen habe, als wir an ihm vorüberfuhren, gesehen in seiner elenden Herabgekommenheit, seitdem bemitleide ich ihn fast. Und ich bitte dich, sei edel. Suche keine Rache an ihm. Er ist durch das Geschick bestraft genug.“

„Ich will keine Rache, mein liebes Weib, keine für unser aller Leid und mein in Schande — in unverdienter Schande — grau gewordenes Haar. Aber seine Strafe muß der Elende leiden. Dein Fühlen ist echt weiblich, aber es würde, wenn es allgemein herrschte, diese Welt zu einem Spielball aller Gauner und Schurken machen.“

Severa stand auf und schlug in unschlüssiger Erregung die Hände ineinander. Man sah ihr an, daß sie nicht wußte, was sie thun sollte.

„Ich glaube, du hast recht, Enea, und doch, wenn ich an den kranken, elenden Mann denke, der in der ärgsten Not des Lebens, mit harten Strafen bedroht, in seiner Verzweiflung nach einer letzten Zuflucht, einer letzten Hilfe sucht, um sein elendes Leben wenigstens in Ruhe beschließen zu können, dann packt mich das Mitleid. Und mir ist es, als hätte ich mit Schuld an seinem Los. Denn warum hat jener Mann dich und mich zu verderben gesucht? Warum ist er Stufe um Stufe hinabgesunken in das grauenhafte Elend des Mangels, der Sorge, des Hungers? Um ein Wort! Um ein Wort, das nicht er, sondern ich gesagt habe!"

Hier brachen ihre Thränen unaufhaltsam hervor, und weinend ihre Arme um seinen Hals legend, stieß sie mit zuckenden Lippen die Worte hervor: „Begreifst du denn nicht, daß ich mich mitverantwortlich fühle für alles, was daraus entstanden ist? Daß ich ihm helfen möchte, wenn er sich mir jetzt bittend naht?"

Enea horchte gespannt auf. „Du erwähntest vorhin eines Briefes —"

„Ja, er hat mir geschrieben."

„Zeige mir den Brief!" rief er energisch.

Sie zog ein Schreiben aus ihrer Tasche und gab es ihm. „Da ist er!" setzte sie tonlos hinzu und fiel müde in einen Sessel.

Hastig nahm Graf Enea das Schreiben und entfaltete es. Der Brief lautete:

„Sehr geehrte Frau Gräfin!

Aus der Tiefe des Unglücks und des Elends, in das ein Wort von Ihnen mich gestürzt und an dem Sie daher die Hauptschuld tragen, nahe ich mich Ihnen noch einmal

— zum letztenmal. Meine Wege sollen die Ihren auf dieser Welt nicht mehr kreuzen. Ich gehe weit, weit fort von Neapel und will mich nicht umsehen, mit keinem Wort erwidern, wenn Ihr Herr Gemahl auf Kosten meiner Ehre die seine wiederherstellen will. Ich schwöre Ihnen, zu schweigen, als ob ich tot wäre — unter einer Bedingung!

Ich bin alt und krank und arm. Um im Auslande meine Tage in Ruhe beschließen zu können, brauche ich eine bescheidene Summe, die für Sie eine Lächerlichkeit, für mich die Ruhe und Sorgenlosigkeit des Alters bedeutet. Ich nenne sie Ihnen nicht. Sie mögen sie in Ihrem guten Herzen selbst bemessen. Aber wenn Sie glauben sollten, daß ich nicht aufrichtig bin, so wollen Sie mir die Summe in einer Anweisung auf Rio de Janeiro in Südamerika zustellen, wohin ich mich begeben würde. Dann sind Sie sicher, daß ich von Neapel fortgehe, und meine eigene Lage bürgt Ihnen dafür, daß ich nie zurückkehre.

Man sagt mir, daß Peppino, der andere noch überlebende Zeuge aus dem Prozeß gegen Ihren Herrn Gemahl, gestorben ist. Es ist mir leider nicht gelungen, ihn vor seinem Ende noch einmal sprechen zu können, wie ich es versuchte. Ob das Ihrem Herrn Gemahl gelungen ist, und ob Peppino in seinen Fieberdelirien irgend etwas gesagt hat oder nicht, weiß ich nicht. Es ist auch gleichgültig. Niemand wird den Fieberphantasien eines Sterbenden irgend welche Wichtigkeit beimessen. Die Hauptsache dabei ist, daß ich jetzt der einzige bin, der aus jener Zeit noch als Zeuge vorhanden ist. Nun — dieser einzige bietet Ihnen die Mittel, die Ehre Ihres Herrn Gemahls wiederherzustellen. Gewähren Sie meine Bitte, damit ich nicht gezwungen bin, in der Not des Lebens nach Mitteln zu greifen, die Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl zum Nachteil ausschlagen könnten."

Enea hielt plötzlich im Lesen inne und wiederholte den letzten Satz noch einmal halblaut. Er verstand den versteckten Sinn der Worte nicht gleich, dann fiel ihm aber ein, daß auch das Schreiben Peppinos eine solche drohende Wendung enthalten hatte, und die Idee fuhr ihm durch den Kopf, daß wohl beide Schreiben in demselben Kopfe entsprungen sein mochten. Wie kam auch Peppino zu so einem korrekten, klug ausgetüftelten Stil? Sicher hatte Gherardi das Schreiben Peppinos diktiert, und Enea hatte es in dem vorliegenden von Gherardi mit derselben Waffe, nur von etwas feinerem Kaliber, zu thun. Man wollte Geld von ihm herauspressen, vielleicht gar, um ihm dadurch eine Falle zu stellen. Denn wenn er sich herbeiließ, die Leute zu bestechen, konnte ja niemand auch beim besten Willen an seine Unschuld glauben, und selbst die kleinste, gleichgültigste Unterstützung konnte ihm hinterher als Bestechung, als „Schweigegeld“ ausgelegt werden.

Der Graf lächelte verächtlich und las weiter. Es waren nur noch wenige Zeilen, die lauteten:

„Am Sonnabend früh verläßt die „Ancona“ den Hafen von Neapel nach Brasilien. Falls Sie meinen Vorschlag annehmen, so erwarte ich bis Freitag mittag zwölf Uhr Ihre gütige Antwort mit dem Passagegeld unter der Chiffre: „Ancona“, postlagernd Neapel. Erhalte ich keine Antwort, so muß ich wohl zu meinem großen Schmerze annehmen, daß Sie keinen Frieden mit mir wollen.

Genehmigen Sie, sehr geehrte Frau Gräfin, die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung und tiefsten Respekts Ihres unglücklichen

Enrico Gherardi, Dr. med.“

Langsam faltete Graf Enea den Brief zusammen und trat, sich nachdenklich mit der Hand über die Stirn fahrend, hinaus auf den Balkon. Ihn ängstlich und gespannt beobachtend folgte ihm Severa. Lange Zeit fiel kein Wort.

Leise flüsternd und rauschend fuhr der milde Nachtwind durch die Pinienkronen, die aus dem Park heraufragten, der Mond war aufgegangen und warf sein Licht spielend und schillernd auf die leichten Wolkenschleier, die das Bergeshaupt des Monte Sant' Angelo umwoben — eine herrliche Nacht! Alles so friedlich, so heilig-still und schön. Nur unter den Menschen dieser rastlose Kampf, diese Feindseligkeit bis zum letzten Atemzuge, dieses Ringen bis zum Tode.

„Was willst du thun, Enea?“ fragte Severa leise. „Das Mitleid ist so schön, mein Freund. Du siehst ja, daß es ein Unglücklicher, ein Bittender, zum Tode müder Mann ist, der es verlangt. Was liegt denn an den zehn- oder zwanzigtausend Lire!“

„Keinen Soldo!“ entgegnete er mit unbeugsamer Entschlossenheit. „Wie, du willst dich von einem solchen Schurken fangen lassen, der noch jetzt die Frechheit hat, sein schändliches Gewerbe fortzusetzen? Siehst du denn nicht, daß die Bestrafung seines Verbrechens die Wiederherstellung meiner Ehre bedeutet, daß mich niemals jemand für unschuldig halten wird und halten kann, wenn ich diesem Menschen auch nur die geringste Unterstützung zukommen lasse? Daß dieser selbe Mann, der mich verderben wollte, auch mit der geringfügigsten Summe, die ich ihm gebe, vor die Leute hintreten und sagen würde: „Seht her! So viel ist mein Schweigen dem Grafen di Monteverde wert!“ — Nein, hier wäre Mitleid und Schonung selbst ein Verbrechen, hier hat nur die Gerechtigkeit das Wort. Nicht ich, als einzelner, die ganze Menschheit verlangt, daß solche Schandflecken an ihrem Kleide getilgt werden.“

„Gut,“ sagte Severa, „so geschehe, was geschehen muß, aber eine einzige Bitte laß mich noch aussprechen.“

„Was willst du?“

„Daß nie in diesem Leben zwischen uns wieder von diesem Manne die Rede ist! Ich sehe ein, daß du recht hast, wenn ich es auch grausam finde. Aber erfülle meine Bitte und sprich mir nie mehr von diesem Mann."

Enea küßte sie auf die Stirn. „Deine Bitte wird mir ein heiliges Gebot sein, Severa. Du wirst nie seinen Namen mehr von meinen Lippen hören."

Severa fühlte die Ueberlegenheit der Anschauung ihres Gemahls heraus und wünschte nun das unselige Wort, das ihr so viele Sorgen bereitet, in dieser Weise aus der Welt zu schaffen. Wie ein Mensch in sein Grab sinkt, sollte jenes Wort in Vergessenheit versinken, kein Gedenken und Erinnern daran mahnen, um die unheilvolle Wirkung, die es bisher ausgeübt, auf immer zu beschwören. Auch den Brief verlangte Severa nicht zurück. —

Am nächsten Tag überreichte Graf Enea seinem Verteidiger in Neapel den Brief Gherardis an seine Gemahlin. Dieser sah ihn natürlich mit etwas anderen Augen an als die Gräfin Severa. Er erklärte ihn für sehr wichtig für die Entwickelung des Prozesses und versprach, sich seiner sofort in der ausgiebigsten Weise zu bedienen.

„Der Mann verschießt seine letzten Patronen," sagte er. „Sie sollen ihm die Taschen füllen, damit er im Ausland leben kann, da ihm hier der Boden anfängt zu heiß zu werden. Aber wir werden ihn in seiner eigenen Falle fangen, und haben wir ihn erst in sicherem Gewahrsam, so wollen wir ihn schon zum Geständnis zwingen."

Außer dem Zeugnis Peppinos, das nach Angabe der Zeugen bei vollem Verstand abgegeben war, hatte sich durch Vergleichung der Handschrift Gherardis mit dem anonymen Brief, den man seiner Zeit der Frau Rondini zugemutet, und der eigentlich den ganzen Prozeß gegen den Grafen Enea veranlaßt, ein weiteres Verdachtsmoment gegen den Arzt ergeben. Es waren gewisse charakteristische

Eigentümlichkeiten der Handschrift Gherardis auch in dem anonymen Brief gefunden worden, und wenn das auch noch kein klarer Beweis war, so lag doch darin eine weitere Bestätigung der Annahme, daß Gherardi der Mann gewesen war, der mit Absicht und Vorbedacht den ganzen Prozeß gegen den Grafen Enea in Scene gesetzt.

Wie man erwartet, fand sich Gherardi pünktlich am Freitag mittag auf der Post ein, um seine Antwort von der Gräfin Severa in Empfang zu nehmen. Kaum hatte er das Wort „Ancona" am Postschalter ausgesprochen, als er sich rechts und links von Geheimpolizisten gepackt sah.

„Keine Bewegung!" befahl ihm der eine von ihnen. „Machen Sie kein Aufsehen! Sie sind verhaftet!"

Erdfahle Blässe überzog das Gesicht des Arztes. Er sah überhaupt erbärmlich aus. Der Verteidiger des Grafen Enea hatte recht gehabt — es war seine letzte Patrone, die er verschossen hatte. Hohläugig, mit eingefallenen Wangen, zitternd am ganzen Leib und halb verhungert war er gekommen, mit letzter Kraft hatte er sich bis hierher geschleppt, erwartungsvoll, gierig dem Erfolg seiner letzten Anstrengung entgegengesehen. Aber der schlaue Schachzug war ihm zum Verderben geworden. Seine letzte Nummer war eine Niete gewesen. Das Spiel war aus, und er hatte es verloren.

Er kam bereits als gebrochener Mann im Gefängnis an und machte in der ersten Nacht, die er in seiner Zelle zubringen mußte, einen Selbstmordversuch, indem er sich an seinem Leibriemen aufzuhängen versuchte. Die Wärter überraschten ihn aber dabei, und er wurde in eine andere Zelle gebracht, wo eine schärfere Beaufsichtigung leichter war.

Gleichwohl leugnete er bei dem ersten Verhör alles rundweg ab und setzte dieses Verfahren noch eine ziemlich

lange Zeit fort. In der fünften Woche seiner Haft — es war gegen Ende September — wurde er krank. Dabei kam zum Vorschein, daß er schon seit längerer Zeit an Magenkrebs litt, und nun kam ihm selbst zur Erkenntnis, daß er ein verlorener Mann sei. Wie lange konnte es noch dauern? Als Arzt war er sich darüber klar, und es bemächtigte sich seiner jene stumpfe Gleichgültigkeit, die aus dem Bewußtsein hervorgeht, daß ja doch alles vorbei und zu Ende ist. Der Verfall der Kräfte, die quälenden Schmerzen, der Tod, der ihm in naher und sicherer Aussicht stand — alles das brach seinen Widerstand, verwischte das Interesse an den Dingen dieser Welt.

Am 2. Oktober früh erhielt Graf Enea in der Villa Miramar die telegraphische Nachricht, daß Doktor Gherardi ein umfassendes Geständnis abgelegt habe. Nun erst konnte er mit freier Stirn und hocherhobenem Haupt wieder unter die Menschen, unter seinesgleichen treten und ihnen sagen: „Ich habe viel gelitten, aber meine Ehre ist rein.“

10.

Seit jenem Tage war es, als ob in der Villa Miramar ein neuer Geist, ein neues Leben eingezogen wäre. Das düstere Schweigen, die trostlose Einsamkeit und Verlassenheit, all die unheimlichen und finsteren Spuren des Unglücks waren wie weggeblasen, eine laute Geschäftigkeit und freudige Festlichkeit herrschte von früh bis abends in der Villa, sowie besonders auch im Park. Eine Menge Leute gingen ein und aus. Es wurde gezimmert und gearbeitet, auf den Terrassen des Hauses, am Dach entlang, im Park und auf der Treppe zum Meere hinunter wurden nach Anweisung eines aus Neapel gekommenen Feuerwerkers kleine versteckte Lattengerüste gebaut, und Graf Enea ging eifrig ab und zu, um zu sehen, ob alles seinen Ansichten entsprach.

„Das hier ist die Zeichnung," sagte er zu dem Mann aus Neapel mit einer Ernsthaftigkeit, als ob es sich um eine der wichtigsten Angelegenheiten seines Lebens handelte, „so war es damals, als die Villa Miramar anläßlich meiner ersten Verheiratung illuminiert war, und es soll wieder so werden."

Der Mann aus Neapel besah die Zeichnung, die Graf Enea aus dem Gedächtnis auf einen Bogen Papier entworfen hatte, ebenfalls mit großer Ernsthaftigkeit.

„Herr Graf," sagte er dann, „es liegt eine gewisse Größe, eine geniale Begabung in dem Entwurf, aber er ist veraltet. Die Wissenschaft schreitet fort, Sie werden mir gestatten, daß ich das Ganze etwas modernisiere. Ich muß meinen Kollegen gegenüber auf Ruf halten. Mein Ruf als Professor der Pyrotechnik gestattet es nicht, einen veralteten Entwurf auszuführen."

Darüber kam es zu wunderlichen Aufregungen. Graf Enea, der das Bild von damals — aus einer glücklichen Jugendzeit — noch im Kopfe trug, wollte alles wieder so haben, wie es damals gewesen war, und der „Professor" aus Neapel hielt es unter seiner Würde, etwas Veraltetes zu machen, und wollte mit seinen modernen Ideen glänzen. Neapolitanische Feuerwerker sind die ersten der Welt, und Graf Enea hatte einen schweren Stand. Man stritt wie im Parlament, lief im Park auf und nieder, schickte die Arbeiter bald hier-, bald dorthin, bald hinauf, bald hinunter — kurz, man war glücklich vor Freude und Erwartung und suchte hinter solchen Aufregungen und nichtigen Wichtigkeiten einen Ausdruck der gehobenen Stimmung.

Selbst der alte Gärtner legte seine mürrische Art ab und wirtschaftete mit seinen Leuten herum, daß es eine wahre Freude war, ihm zuzusehen. Blumenbeete wurden geschaffen, Bäume angepflanzt, um die gewünschten Schat-

tierungen und Gruppen hervorzubringen, Lauben und Gänge, Durchblicke angelegt, um die Effekte der modernen Ideen des Feuerwerkes zur Geltung zu bringen. Gräfin Severa und die Gäste der Villa Miramar, die jetzt zahlreich dort zu sehen waren, beteiligten sich an den Beratungen — man hätte an eine Schar großer, glücklicher Kinder denken können, die in Erwartung eines besonderen Ereignisses nicht wissen, wie sie die Zeit hinbringen sollen.

Aber es bekam ihnen allen sehr gut. Graf Enea war bei seinen Vorbereitungen so viel im Freien und auf den Beinen, daß sich seine Wangen wieder färbten, und er um zehn Jahre jünger erschien. Er war wieder heiter und gut gelaunt wie in seiner besten Zeit. Auch das Wetter war wunderbar. Im Oktober, wenn sich in dem rauheren Norden schon wieder kalte Nebel über die Erde legen und die Vorboten des Winters einstellen, dann kommt am Golf von Neapel die schönste Zeit des Jahres. Die drückende Hitze des Sommers mildert sich, die Luft wird klarer, die Fernsicht heller und deutlicher, die Farben der Ufer, der Berge, des Meeres und der Inseln dunkler, kräftiger und schöner — die Natur zeigt sich in ihrer ganzen Herrlichkeit und Pracht.

Graf Enea war einigermaßen in Verlegenheit gewesen, welchen Vorwand er zu dem Fest benutzen sollte, mit dem er wieder in seine alte, ihm gebührende Stellung in der Gesellschaft eintreten wollte. Zunächst hatte er an den Geburtstag Santinas gedacht, der auf den 19. Oktober fiel, dann aber ließ er diese Idee auf Zureden Severas wieder fallen und setzte den 23. Oktober als Festtag an, weil das der Tag der Trauung mit seiner ersten Gemahlin war. Ihr zu Ehren sollte der Tag gefeiert werden. Aber so verlockend diese Idee auf den ersten Anblick auch erschien, so gefiel sie dem Grafen Enea doch nicht. Er ließ den Tag stehen, aber sagte in den Einladungen, die er in großer Anzahl ver-

sandte, gar nichts von einer Veranlassung, sondern nannte sein Fest kurzweg Gartenfest. Das klang ganz gut und sagte nichts. Und das war es, was der Absicht des Grafen Enea entsprach. Er hatte die Idee, daß sich vielleicht gerade dann eine Veranlassung zu dem Fest finden würde, wenn er davon nichts sage, und dieser Meinung war auch Severa, mit der er davon sprach.

Die Einladungen waren schon versandt, in der ganzen Gegend begann man bereits von dem Fest in der Villa Miramar in Sorrent zu sprechen, der Prozeß des Grafen Enea stand in den Zeitungen, alle Welt beeilte sich, in der Villa Miramar seine Glückwünsche anzubringen oder wenigstens seine Karte abzugeben — da tauchte ein neues Hindernis auf.

Unter den vielen Besuchern, die in der Villa Miramar vorsprachen, befand sich auch der alte Asso d'Akkiri mit seiner Tochter Beatrice. Herr Asso d'Akkiri kam natürlich auch, um dem Grafen Enea seinen Respekt und seine Freude über die glückliche Wendung seines Schicksals auszudrücken. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Graf Enea, daß sein junger Freund Benvenuto am 26. Oktober sein Examen machen müsse. Er hätte am liebsten das Fest nochmals verlegt bis nach diesem Termin — er sagte nicht warum. Aber es ging nicht mehr. Es mußte nun beim 23. bleiben.

Selbst Santina hatte alle Hände voll zu thun. Modistin, Putzmacherin und Schneiderin kamen außerordentlich in Aufregung, um die zierliche Persönlichkeit Santinas mit ihren Künsten in das beste Licht zu setzen. Vier Flaschen Karmelwasser waren auch da. Frau d'Akkiri hatte sie nach und nach in ihrer mütterlichen Vorsorglichkeit von Neapel herübergesandt. „Nach jeder Mahlzeit ein halbes Glas!" stand von ihrer eigenen Hand auf jeder Flasche, und Santina hatte die Flaschen gewissenhaft eine nach der anderen — — in den Keller gestellt. Sie sah

wieder so rosig aus wie das leibhaftige Glück — auch ohne Karmelwasser.

So kam denn endlich der 23. Oktober heran. Es war ein prächtiger Tag. Nie hatte das herrliche Tyrrhenische Meer so schön geblaut, nie waren die einzigen Ufer des Golfes so klar und scharf erschienen. Und als die Sonne sank, und die dunklen Schleier der Nacht allmählich über das schöne Gemälde fielen, da rührte und regte es sich in der Villa Miramar geschäftig und geheimnisvoll. Ganze lange Reihen strahlender Lichtchen umgaben die Terrassen und Dächer des Hauses, Ketten bunter Papierlaternen, große, weithin leuchtende Embleme und Namenszüge strahlten aus den Gängen und Baumgruppen des Parkes, von der Felsenkante und dem Ufer weit auf das Meer hinaus. Raketen flogen bunt leuchtend und sich in den Wellen spiegelnd hoch in die Luft, Böller und Kanonenschläge dröhnten, funkelnder Sprühregen, Feuerräder und Ueberraschungen aller Art, wie sie nur die neapolitanische Meisterschaft auf diesem Gebiet zu erdenken vermag, erfreuten die schauende Menge der Gäste des Grafen Enea, sowie die ungeladenen Zuschauer vor dem Park und auf dem Meere draußen, wo sich im Dunkel der Nacht unzählige Barken aneinander vorbeischoben.

Graf Enea hatte Wort gehalten. Wie ein Phönix aus der Asche erstand nach langer Trauer die Villa Miramar, feenhaft leuchtend in ihrem Strahlenkleid über den ganzen Golf. In Neapel blieben die Leute auf der Straße stehen, um das glitzernde und schillernde Wunder auf der Sorrentiner Felsküste zu betrachten, und freudig-erstaunt ging es, wie Graf Enea vorhergesagt, von Mund zu Mund: „Ah — ah! Das ist die Villa Miramar! Das Schloß am Meer!“ —

„Wohin führen Sie mich, Signor Benvenuto?“ fragte

Santina, die mit ihrem Begleiter immer tiefer in die Parkgänge geriet. „Es ist hier so finster."

„Um so besser sehen wir das Feuerwerk, Contessina. Meinen Sie nicht, daß es sich von der Laube dort wunderbar ausnehmen muß?"

„O ja, aber ich weiß schon, Mama wird wieder sagen: Santina, das geht doch nicht!"

„Hat sie das gesagt?"

„Na und wie! Das hätten Sie hören müssen, Signor Benvenuto. Ich erschien mir wie eine arge Sünderin."

„Weshalb?"

„Weil ich mit Ihnen am Meer gesessen habe."

„Mein Gott, ist denn das ein Unrecht? Was würde Frau Gräfin Severa erst sagen, wenn sie uns hier allein auf der Bank sitzen sähe!"

„Ja, ja, Sie sind sehr schlimm, Signor Benvenuto," flüsterte sie leise.

„Ach, ich bin ein großer Verbrecher. Ich weiß es wohl."

Dabei hielt er ihre Hand in der seinen und küßte sie wohl vier- oder fünfmal hintereinander mit großer Hingabe. Nun giebt es aber bekanntlich nichts gefährlicheres für junge Leute als solch einen Kuß im Dunkeln.

„Aber Signor Benvenuto," rief sie leise, „das geht wirklich nicht!"

„Freilich nicht, Contessina, und ich weiß ganz genau, daß ich nun Ihren Vater auch noch auf den Hals bekommen werde."

„Nein, nein. Papa ist gut. Papa hält große Stücke auf Sie und liebt Sie sehr. Er hat mir alles erzählt."

„Was nützt mir das? Wenn Sie mich lieber ein klein wenig liebten, Contessina, dafür würde ich Ihnen die Liebe von zehn Papas geben."

Seine Stimme zitterte schon leise, obgleich er ihr einen

leichten, flotten Ton zu geben sich bemühte. Nun legte er aber auch noch seinen Arm um ihre Schultern und beugte sich in beängstigender Weise nahe zu ihr hin.

Sie holte tief Atem. „Signor Benvenuto, wir müssen gehen,“ sagte sie, ihn leicht abwehrend, „man wird uns vermissen.“

„Santina,“ flüsterte er heiß und leidenschaftlich, mit seinen Lippen fast an ihrem Ohr, „hören Sie mich, nur eine Minute. Können Sie mich nicht ein wenig, nur ein ganz klein wenig lieben? Ich liebe Sie so unsäglich, so unaussprechlich, und Sie wollen mich nicht einmal ein klein wenig lieben?“

„O, Benvenuto, ich liebe Sie ja viel mehr, als Sie glauben,“ sagte sie verschämt, mit schwerem Atem und mit niedergeschlagenen Augen, „eben deshalb müssen wir ja gehen. Kommen Sie nur rasch.“

„O, nur ein Zeichen, ein kleines, kleines Pfand Ihrer Liebe, Santina, und ich bin der glücklichste der Menschen!“

„Nun wollen Sie auch noch ein Zeichen?“ sagte sie vorwurfsvoll und ängstlich.

„Einen Kuß, Santina!“

Sie schrie leise auf.

„Nun schreien Sie schon, und ich habe noch gar nichts gethan.“

Plötzlich wurde es ganz still in der Laube, und erst nach einer ziemlichen Pause sagte Santina mit fliegendem Atem und die Worte mehr hervorstoßend als sprechend: „Benvenuto! Jetzt — jetzt muß ich gehen.“

Es war aber schon zu spät. Als sie gleich darauf, Benvenuto unmittelbar hinter Santina, aus der Laube traten, kam eben eine Gruppe Leute auf diese zu. Ein Ausweichen war nicht mehr möglich, und schon im nächsten Augenblick hörte man die Stimme der Gräfin Severa, die

ziemlich herb und streng sagte: „Aber Santina! Wo bleibst du nur?“

Santina warf sich zur großen Ueberraschung der Gräfin Severa schluchzend in ihre Arme. „Mama! Mama!“ flüsterte sie verschämt und zitternd vor Aufregung.

Natürlich sah nun jedermann, was da soeben geschehen war. Eine gewisse Verblüffung malte sich auf den Gesichtern. Jeder that, als ob sich etwas Funkelnagelneues zugetragen und niemand von dem Verhältnis, das zwischen Benvenuto und Santina schon längst bestanden, auch nur ein Sterbenswörtchen gewußt hätte. Benvenuto fühlte sich zu einer Erklärung der heiklen Lage veranlaßt, und so schwer ihm das auch in seiner momentanen Erregung wurde, so mußte er doch ein Wort der Lösung finden.

„Herr Graf,“ wandte er sich ernst und mit noch immer etwas zitternder Stimme an den Grafen Enea, „darf ich mir gestatten, ein Wort der Erklärung an Sie zu richten?“

„Es wird mich sehr interessieren, mein lieber Signor Benvenuto,“ erwiderte dieser mit einem etwas humoristischen Anflug.

„Ich habe soeben die Ueberzeugung gewonnen, daß mir das große Glück der Liebe Santinas zu teil geworden ist,“ fuhr Benvenuto fort, „und da ich ebenfalls fühle, wie sehr mein Herz für alle Zeiten an sie gekettet ist, so beehre ich mich, Herr Graf, Sie hiermit um die Hand der Contessina Santina zu bitten.“

Diese kurzen Sätze machten dem etwas verstörten jungen Mann nicht wenig zu schaffen. Aber endlich waren sie doch heraus, nicht gerade besonders flott und elegant, sondern mehr hölzern und geschraubt, wie das nun einmal bei solchen Gelegenheiten zu sein pflegt, wo das laute Pochen des Herzens die Zunge zu lähmen scheint.

Graf Enea kam aber dem zaghaften Freier mit seiner lächelnden Gutmütigkeit zu Hilfe. „Eh, mein lieber Signor

Benvenuto," meinte er launig, „das ist eine sehr verwickelte Geschichte. Was mich anbelangt, so sage ich gern ja zu Ihrem freundlichen Vorschlag. Aber da sind noch andere Leute, die auch drein zu reden haben. Da ist zum Beispiel Ihr Herr Vater, Herr Asso d'Akkiri."

Und sich zu diesem wendend, fuhr er fort: „Was sagen Sie dazu, Herr Nachbar? Die Sache ist wohl wert, daß man davon spricht?"

„Herr Graf," antwortete Don Assò ernsthaft, „Sie haben bereits entschieden, ich möchte mir nur die Bemerkung erlauben, daß ich fürchte, Sie thun der Contessina keine große Wohlthat, wenn Sie sie einem jungen Mann in die Arme führen, der noch nichts ist, noch nichts kann und noch nicht einmal sein Examen gemacht hat."

Graf Enea reichte ihm freundschaftlich die Hand. „Basta, Herr d'Akkiri," sagte er rasch. „Ihr Herr Sohn hat mir gegenüber das Examen abgelegt, daß er ein aufrichtiger, guter und treuer Mann ist, dem ich das Liebste auf der Welt, mein Kind, in dem mein neues Glück wieder aufblühen soll, gern anvertraue."

„Vater, du sollst sehen," fügte Benvenuto hinzu, dem durch die gute Wendung, die die Sache für ihn nahm, die Sprache plötzlich sehr geläufig wurde, „daß ich nicht nur nächste Woche ein gutes Examen ablege, sondern daß ich auch in Zukunft alles thun werde, was in meinen Kräften steht, um ein tüchtiger Jurist zu werden, denn ich habe gesehen, wie notwendig solche Leute in der Welt sind."

Dem alten d'Akkiri traten die Thränen in die Augen. „Halte, was du versprichst, mein Sohn," sagte er gerührt, „du wirst es zu deinem Heile und zu meiner Freude thun."

„Santina," rief Graf Enea freudig, „komm einmal her, mein Kind. Was sagst du zu all dem?"

Die junge Dame machte sich von ihrer Mutter los und flog mit einem Freudenschrei aus der überglücklichen Brust — nicht ihrem Vater, sondern ihrem Benvenuto in die Arme.

In diesem Augenblick kam auch Frau d'Akkiri pustend und sehr erhitzt näher.

„Habe ich dir's nicht gleich gesagt, Asso?“ rief sie ihrem Gemahl triumphierend zu. „Es giebt kein schöneres Paar in ganz Italien. Und wie gesund sie aussieht! Sehen Sie, Frau Gräfin, die roten Wangen! Ja, das macht das Karmelwasser. Es geht nichts über das Karmelwasser!“

Santina reichte ihr selig lächelnd die Hände und küßte sie auf beide Wangen. Von den vier Flaschen im Keller sagte sie aber nichts.

Böllerschüsse dröhnten durch die Nacht, Raketen prasselten auf und erleuchteten sie weithin taghell, und auf der großen Terrasse der Villa Miramar spielte die Musikkapelle von Sorrent einen rauschenden Tusch.

Eine halbe Stunde später, als die zahlreichen Gäste des Grafen Enea in der großen Halle zu Tisch saßen, machte der Gastgeber die Verlobung seiner Tochter Santina mit Herrn Benvenuto d'Akkiri bekannt, und allen ging plötzlich über die eigentliche Bedeutung des Festes ein Licht auf.

Ende.





Ein Wille — ein Weg.

Roman von Ada v. Gersdorff (Baronin Maltzahn).

Erstes Kapitel.

Welch ein Gewitter! Die ältesten Portiers, welche beobachtend, als Mittelpunkt kleiner Gruppen von ängstlichen Dienstboten und Hausleuten der Nachbarschaft, vor der Thür unter dem Schutzdach der stattlichen Häuser standen, meinten sich keines so starken Gewitters entsinnen zu können. Gewöhnliche Gewitter gingen eigentlich nicht sehr eindrucksreich vorüber an den Menschen der Weltstadt. Das Rasseln und Klingeln der Wagen und Pferdebahnen, das Rasen der Stadtbahnzüge, der ganze brandende Lärm des Verkehrs in Berlin verschlang meist die majestätische Stimme des Himmels, ihr drohendes Grollen.

Aber heute! Pferdebahnen mußten stillhalten, denn die geduldigsten aller Tiere bäumten sich in den Geschirren. Droschken standen quer über den Straßendämmen, denn die Gäule wollten nicht fort. Ein Feuermeer in den verschiedensten Farben, vom fahlen Weißblau bis zum dunklen Schwefelgelb, brach aus dem tiefdunklen Himmel des Julitages, der nachmittags um sechs Uhr bereits in völlige Nacht überzugehen drohte. Der Donner war kein Rollen

mehr, sondern ein grelles Schmettern und Krachen, der majestätisch dumpfe Zorn des Himmels schien blinde, tobende Wut geworden.

Wolkenbruchartig stürzte der Regen hernieder, im Handumdrehen Straßen und Plätze überflutend. Die belebten Straßen waren plötzlich fast leer geworden von Menschen, und große Versammlungen hatten sich in allgemeiner Unterhaltung in den freundlich geöffneten Hausfluren eingefunden. Die Halteplätze der Droschken wurden förmlich gestürmt, und oft war für den Verzweifelten, auf den die Wasser des Wolkenbruchs niederstürzten, während er dem nächsten Wagenplatze zueilte, kein einziges Gefährt mehr zu haben.

Aus der Bahnhofshalle trat eiligen Schrittes ein hochgewachsener Offizier und schickte einen suchenden Blick nach dem Stande der Droschken hinüber, während er mit dem nachfolgenden Dienstmann eine, wie es schien, recht ärgerliche Rücksprache über nicht anwesende Gepäckstücke hatte.

Endlich war die Sache in Ordnung, und der junge Mann ging fast im Laufschritt dem Droschkenhaltplatze zu, auf welchem sich im Moment nur noch ein einziger Wagen zeigte, nämlich der, dessen Blechmarke er in der Hand hielt.

Im Gehen schlug er den Kragen seines Mantels hoch und drückte die Mütze möglichst tief in die Stirn, sich ein wenig gegen den von vorn kommenden Regen zu schützen.

„Nettes Verlobungswetter!“ murmelte er lächelnd, während seine Augen unter dem breiten Mützenschirm hervorblitzten, und vor seinem Geiste rasch das reizendste Mädchenbild im glänzenden Schmuck, Sehnsucht im Blick, den bräutlichen Kuß auf den roten Lippen, vorüberschwebte, und sein Ohr reizende Walzermelodien zu vernehmen glaubte durch das Rauschen des Regens und den drohenden Donner. Darüber bemerkte er natürlich nicht, was

in seiner nächsten Nähe vorging, und wenn er es auch bemerkt hätte, so würde er der Sache keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt haben: eine schlanke Mädchengestalt im schwarzen, dünnen Kleidchen, das schon vollkommen durchnäßt an ihr herniederhing, einem Sommerhütchen mit schwarzen, geknickten Federn, schief, von Wind und Regen arg mitgenommen.

Sie ging oder vielmehr lief fast wie er selbst, aber auf der anderen Seite des Fahrdamms, auf dieselbe einsame Droschke zu, nur daß sie viel langsamer vorwärts kam als der große Offizier mit dem weit ausgreifenden Schritt.

Schreck und Angst malten sich auf dem farblosen Gesicht, als sie sah, daß er dasselbe Ziel hatte wie sie, und viel mehr Aussicht, es zu erreichen.

Ach — da war er schon! Er zeigte dem Kutscher die Marke und sprang eilig in das Gefährt, sich noch einmal ungeduldig nach dem schwerfällig herankommenden Gepäckträger umsehend, der seinen Koffer trug und die Handtasche nebst Helmschachtel.

Im Wagen sich zurechtsetzend, blickte er hinaus, und nun sah er die schwarze, durchnäßte Gestalt des armen Mädchens, die, mit allen Zeichen trostloser Enttäuschung, ihr anscheinend schweres Handköfferchen selbst tragend, ziemlich nahe bei seinem Wagen stehen blieb. Sie bot ein so trübseliges Bild völliger Verlassenheit, daß wahrscheinlich auch Leute, die nicht ein so gutes, hilfsbereites Herz in der Brust trugen wie der glückliche Eroberer des schützenden Wagens, ein ehrliches Bedauern aufsteigen gefühlt hätten.

Das arme, kleine Ding mußte ja schon keinen trockenen Faden mehr am Leibe haben. Es hätte wirklich nicht eines gewissen Etwas von Feinheit und Sittsamkeit bedurft, das trotz des elenden Kleidchens und des schief-

sitzenden, armseligen Hutes und des ganzen ärmlichen Aeußeren an ihr war, um den jungen Mann, dessen Herz von Freude und Glück gehoben war, in aufrichtigem Mitleid rasch handeln zu lassen.

Schon wandte sie sich mit ihrem schweren Gepäckstück der überschwemmten Straße wieder zu, als sie sich angerufen hörte.

„Sie da, Fräulein, möchten Sie gern mit?"

„Ach ja! Wenn Sie die große Güte —"

„Na, dann kommen Sie rasch," unterbrach er die Stammelnde, „sehr viel Zeit hab' ich nämlich nicht. Geben Sie her das Ding," er wies mit leichter Ungeduld nach dem Köfferchen in ihrer Hand, das sie ihm mechanisch hinreichte, während sie selbst, der ungeduldigen, wenn auch recht freundlichen Aufforderung folgend, eilig und voll Befangenheit in den Wagen stolperte, den nassen Segen von der Krempe ihres Hütchens in nicht gerade angenehmer Weise über seine Uniform träufelnd.

„Na, ich danke Ihnen sehr," meinte er ironisch, so weit als möglich abrückend, „noch mehr Nässe bedurfte ich eigentlich nicht. Bitte, schütteln Sie Ihren Hut 'mal ein bißchen durchs Fenster ab. — Na, nu los, Kutscher," schloß er, als inzwischen sein eigenes Gepäck auf dem Kutschbock des Wagens untergebracht war. Die Adresse hatte er ihm schon vorher angegeben.

„Da haben Sie aber Glück gehabt," wandte er sich nun mit gutmütigem Spott an seine Begleiterin, „viel später durften Sie nicht ankommen, sonst wäre ich mit der Droschke auf und davon gewesen."

„Es — es ist so sehr freundlich," sagte sie mit einer leisen, angenehmen Stimme, „daß Sie mir erlaubt haben, mitzufahren, ich war ganz ratlos, und es wäre mir auch sehr, sehr unangenehm gewesen, unpünktlich zu erscheinen."

„So? Sie werden erwartet?"

„Ja. Ich gehe in Stellung.“

Er streifte das zarte, blasse Persönchen mit einem mitleidigen Blick, während sich ihm der naheliegende Vergleich zwischen seinen reichen, glänzenden Aussichten und denen dieses armen Dinges unwillkürlich aufdrängte.

„Als was gehen Sie denn in Stellung, wenn ich fragen darf?“

„Als Hilfe oder Stütze der Hausfrau, Herr Leutnant,“ sagte sie mit einer unverkennbaren Befriedigung über diese Thatsache.

„Ach, du lieber Himmel! Nun, hoffentlich mutet man Ihnen nicht zu viel zu, was helfen und stützen anbetrifft. Sie sehen mir eher so aus, als wenn Sie selber recht dringend der Hilfe und Stütze bedürften. Wo wollten Sie denn nun aber hin? Ist es weit? Ich muß, so leid es mir thut, erst an mein eigenes Ziel gebracht werden, ehe der Wagen Ihnen ganz zur Verfügung steht. Das ist nicht sehr angenehm für Sie, und unter anderen Verhältnissen würde ich nicht so unritterlich sein und ein weibliches Wesen, welches das Wort Pünktlichkeit zu kennen scheint, in Verlust derselben bringen, aber heut' geht's nicht anders. Meine Braut, meine Schwiegermutter und eine ganze Verlobungsgesellschaft erwarten mich. Da heißt es ebenfalls pünktlich sein.“ Er lachte heiter, hohen Glückes voll den schönen, hellbraunen Schnurrbart streichend.

„Da wünsch' ich auch viel Glück, Herr Leutnant, und ich bin wirklich außerordentlich dankbar für Ihre Güte. Ich muß nach der Friedrich-Wilhelmstraße Nummer fünfzig.“

„Kutscher,“ rief er hinaus, „ist die Friedrich-Wilhelmstraße sehr außer unserem Weg?“

„Nein,“ tönte es zurück, „da fahren wir sogar durch.“

„Da haben Sie aber heut' einen Glückstag,“ meinte

er, sich wieder zu ihr wendend. „Ich brauche also nicht die Veranlassung zu sein, daß Sie Ihrem Pünktlichkeitsgefühl gleich beim Dienstantritt nicht genügen können. — Kutscher, halten Sie zuerst Friedrich-Wilhelmstraße fünfzig," rief er, den Kopf aus dem Wagenfenster steckend. Er fuhr förmlich zurück, ein so greller Blitz spaltete soeben den Himmel, ein so schmetternder Donnerschlag folgte, daß es selbst dem Droschkengaul zu toll zu werden schien, und er sich erst nach längerem Aufenthalt und schreckvollem Zögern zum Weitertrotten überreden ließ.

Mit begreiflichem Aerger erfüllte diese Verzögerung der Fahrt den glücklichen Bräutigam. „Auf die Art komme ich, weiß Gott, selbst noch zu spät," murmelte er. „Ich muß ja erst noch in mein Hotel."

„Es dauert keine Minute," versicherte das Mädchen eifrig, „ich springe schnell hinaus, und den Koffer habe ich schon in der Hand. Ich hoffe sehr, nicht der Grund zu werden, daß Sie etwa Unannehmlichkeiten haben."

„Wird nicht so schlimm werden," beruhigte er sie gutmütig, ein wenig gegen seine eigene Ueberzeugung. Er kannte darin schon seine sonst so liebenswürdige künftige Schwiegermutter und auch seine schöne Leontine und den raschen Blitz in ihren sanften Augen, wenn sie einen Mangel an Eifer konstatieren zu müssen glaubte in der Dienstbeflissenheit ihres Verlobten.

Von dem Aufenthalt im Interesse eines hilflosen, jungen Mädchens durfte er ohnehin nichts verlauten lassen. Seine Schwiegermutter würde sicher etwas Verdächtiges dahinter wittern.

Besonders bei ihm, dessen Ruf als liebenswürdigen Schwerenöter die erfahrene Frau recht wohl kannte. Zu dem Rufe war er übrigens im ganzen recht unschuldig gekommen, oftmals nur durch seine Gutmütigkeit und sein spontanes Mitleid. Jedenfalls hätte er lange reden können,

um zu beweisen, welch unbedeutendem Geschöpf, einem höheren Dienstboten, er heute damit aus großer Bedrängnis geholfen hatte.

Der Wagen hielt vor dem bezeichneten Hause, das Mädchen stieg mit einem herzlichen „Vielen Dank, Herr Leutnant" aus, und dieser reichte ihr schnell den Koffer hinunter.

Auch hier stand der Portier mit einigen Hausleuten unter der Hausthür, den Fortgang des Gewitters, das jetzt nachzulassen schien, beobachtend.

Sie sprach einige Worte mit dem Manne, und dann sah der junge Offizier, wie sie mit einer Gebärde des Schreckens zusammenzuckte und sich wie in flehender Hilflosigkeit nach ihm und dem eben davonrollenden Wagen zurückwandte.

Unwillkürlich befahl er nochmals zu halten, und beugte sich aus dem Fenster.

„Was ist denn los?" fragte er gutmütig. „Haben Sie Ihr Geld verloren?"

„Nein, nein!" stieß sie ganz fassungslos heraus. „Die Herrschaften —"

„Wohnen nicht mehr hier?" fiel er ein. „Nun, dann kommen Sie nur in Gottes Namen rasch wieder herein. Ich habe keine Zeit, Kindchen. Sie müssen mich eben erst absetzen und dann weiter fahren. — Aber so kommen Sie doch nur," rief er ungeduldig, als sie zögernd stehen blieb. „Sie sind ja schon naß genug."

Ihr schien keine Wahl zu bleiben, und hastig gehorchte sie. Dabei schossen ihr die Thränen aus den Augen, während sie wieder auf den Sitz neben ihm sank.

„Ja, was ist denn nur? Ist den Leuten ein Unglück passiert — oder Ihnen?"

„Sie haben heute telegraphiert, ich soll gar nicht abreisen — ich könnte die Stellung nicht antreten. Die Dame hat plötzlich Trauer bekommen und ist mit der

ganzen Familie nachmittags abgereist nach New York, und sie kommen wahrscheinlich nicht wieder," schluchzte das arme Mädchen, sich krampfhaft bemühend, Fassung zu erringen. „Die Depesche habe ich gar nicht bekommen."

Sprachlos saß er eine Minute da und starrte mit dem Gefühl peinvollster Ueberraschung seinen vom Himmel gefallenen Schützling an.

„Das ist ja äußerst angenehm," sagte er endlich.

„Schrecklich ist es," stieß sie hervor, „fürchterlich! Was soll ich nun anfangen? Ich kenne keinen Menschen in ganz Berlin."

„Ja, dann müssen Sie eben noch heute zurück nach — wo Sie hergekommen sind. Wo lebten Sie denn eigentlich zuletzt?"

„In Köln. Ich bin angenommenes Kind bei Frau Prediger Stark. Sie starb plötzlich. In Köln bin ich aber auch fremd, wir wohnten ganz einsam draußen vor der Stadt."

„Und Eltern oder Verwandte?" fragte er.

„Ich habe niemand. Ich bin immer bei Frau Prediger Stark gewesen," flüsterte sie beklommen.

„Und Geld haben Sie natürlich auch nicht, um hier Ihr Leben zu fristen, bis Sie eine neue Stellung finden?"

Sie schüttelte nur leise weinend den Kopf.

„Nun, das wäre das Schlimmste nicht. Ich kann Ihnen allenfalls aushelfen."

Er zog seine Börse, während sie eine erschrockene abwehrende Bewegung machte.

„O Gott, nein! Das — das kann ich doch nicht annehmen. Das möchte ich um keinen Preis."

„Liebes Kind," bemerkte er ganz väterlich, „auf das, was Sie möchten, können wir uns begreiflicherweise nicht einlassen. Zu langen Unterhandlungen habe ich meinerseits keine Zeit. Auf die Straße stellen in dieser Ver-

fassung kann ich Sie auch nicht, und in der Droschke oder bei dem Kutscher können Sie auch nicht bleiben. Also behalten Sie gefälligst Kopf oben und dies Zwanzigmarkstück in der Tasche. Verlassen und verloren ist kein Mensch, der bezahlen kann, selbst nicht so ein aus dem Nest gefallener Vogel wie Sie. Für Geld nimmt sich schon jemand Ihrer an. Aber die einfache Menschlichkeit verbietet mir auch, Sie dem Zufall zu überlassen. Sie scheinen mir ziemlich haltlos und weltunerfahren zu sein. Mitnehmen zu meiner künftigen Familie kann ich Sie nicht, das ist ganz ausgeschlossen, weil heute außer der offiziellen Verlobungsfeierlichkeit auch der Geburtstag meiner Braut ist und große Gesellschaft. Also zunächst in irgend ein Gasthaus. Morgen werde ich versuchen, mit meiner künftigen Schwiegermutter den Fall zu besprechen. Sie wird sich Ihrer annehmen, daran ist — ja, daran ist wohl kein Zweifel," sagte er mit veränderter Stimme, als hätte er sagen wollen: „woran ich aber sehr zweifle."

Sie hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, aber ihr Köpfchen mit dem zerknüllten Federhut sank in eigentümlicher Mutlosigkeit immer tiefer.

Er schien auch weiter keiner Antwort zu bedürfen, sondern nach kurzem Besinnen rief er den Kutscher wieder an: „Kutscher, giebt's hier auf dem Wege ein kleines, billiges Gasthaus?"

„Nee," kam die prompte Antwort, „aber in die Schadowstraße, da sind welche. Is jar nich sehr weit von hier," meinte der Brave, dem an einer Schmälerung seiner Taxe natürlich nichts lag, und was einer weit nennt, kann der andere nahe finden.

Sie fuhr auf und faßte ängstlich nach seinem Arm.

„Aber geht denn das? Sie werden zu spät kommen zu Ihrer Braut," sagte sie erschrocken.

„Sehr freundlich, daran zu denken," meinte er abwehrend, „aber es bleibt uns nichts anderes übrig. Ich muß eben eine Entschuldigung für die geringe Verzögerung meiner Ankunft finden, denn ich kann unmöglich sagen, daß ich erst ein fremdes junges Mädchen hätte in einem Gasthofe unterbringen müssen."

„Aber da kann ich doch allein hingehen, wenn Sie schon so sehr gütig sein wollen, mir etwas Geld zu borgen."

Er zuckte mit einem halb ärgerlichen Lachen die Achseln.

„Das verstehen Sie nicht, Fräulein —"

„Katharine Wollski heiße ich," bemerkte sie schüchtern, als wenn er darauf gewartet hätte.

„Uhlenstein," erwiderte er die eigentümliche Vorstellung und fuhr fort: „Allein nach einem Gasthofe fahren können Sie nicht, denn Sie riskieren, daß man Sie, wie Sie da aussehen, gar nicht aufnimmt. Man ist hier in gewisser Beziehung noch sehr krähwinklerisch. Und einen für Sie geeigneteren Aufenthaltsort kann ich Ihnen nicht sagen, denn ich bin nicht gerade sehr bekannt in Berlin. — Also zunächst bleibt's dabei," schloß er bestimmten Tones und drückte ihr ein Zwanzigmarkstück in die nur noch matt widerstrebende Hand.

Stumm fuhren sie nebeneinander dem nächsten Ziel ihrer Fahrt zu, welches allerdings viel weiter von seinem Wege ablag, als der Leutnant gewußt hatte. Er war eben wenig bekannt in Berlin, und der Umweg, den er von der Friedrich-Wilhelmstraße nach der Schadowstraße und von dort nach seinem Hotel zu machen hatte, ein recht bedeutender. Und von da mußte er nach der Lessingstraße! In nervöser Ungeduld zog er, als die Fahrt anfing ihm gar zu lange zu dauern, immer wieder die Uhr.

Endlich hielt der Wagen. Eilig sprang er hinaus, dem Wirt oder Geschäftsführer entgegentretend.

„Ich wünsche ein einfaches Zimmer für diese junge

Dame, nicht teuer," bestellte er, „und ein Abendessen lassen Sie ihr dorthin bringen."

Nach bereitwilliger Zusage wandte er sich an Katharine Wollski und sagte ihr flüchtig lebewohl mit dem für das Hotelpersonal berechneten Zusatz: „Meine Schwiegermutter wird, sobald es ihr möglich ist, bei Ihnen vorsprechen."

Dann fuhr er mit erleichterndem Aufatmen davon, dem Ziel seiner Wünsche und Hoffnungen entgegen, in die Arme seiner schönen, geliebten Braut, die dem jungen Offizier, dessen Lebensverhältnisse nichts weniger als glänzende waren, nicht nur ihr Herz und ihre Schönheit, sondern auch ein beträchtliches Vermögen mitbrachte.

Das letzte war aber keineswegs der Grund, weshalb Ulrich v. Uhlenstein, dessen Vater vor zwei Jahren als Major a. D. gestorben war, die einzige Tochter der verwitweten Frau Klara Wegedank gewählt hatte.

Es war eine Liebe auf den ersten Blick gewesen, und erst später erfuhr Ulrich zu seiner Freude, daß Leontine vermögend sei, und sich also alles beisammen fand, was man im allgemeinen zur Schließung eines glücklichen Ehebundes für nötig findet. Nur ein Punkt, der sonst immer ein bedenklicher sein soll, war es auch hier: Ulrichs künftige Schwiegermutter war von vornherein nicht sein Geschmack. Gar zu groß war ihre Herrschsucht, ihr Einfluß auf Leontine, ihr Selbstbewußtsein. Dazu war ihre Persönlichkeit keineswegs eine vornehme zu nennen, ja man konnte fast glauben, daß sie recht gewöhnlicher Herkunft sein müsse, obwohl ihr Vater ein begüterter Kommerzienrat gewesen war. Sie machte gerade keine gesellschaftlichen Verstöße, aber ihre sonst gewählte Ausdrucksweise konnte, wenn sie erregt wurde, was ihr leicht passierte, sehr derb werden.

Wunsch und Bedingung seiner Schwiegermutter war bei seinem Antrage gewesen, daß er die Uniform aus-

ziehe und sich ein Rittergut kaufe. Dem hatte er zugestimmt.

Und nun fuhr er zur öffentlichen Verlobung. Trotz seiner Ungeduld hatte er sich doch nicht eher dienstlich losmachen können, als vor wenigen Stunden, und mußte nun zu seiner eigenen größten Pein statt am Vormittag erst am Abend des Verlobungstages eintreffen, was er schon genötigt gewesen war, in einer langen Depesche bei Braut und Schwiegermutter zu motivieren.

Die zwanzig Mark für das arme Mädchen herzugeben, das der Himmel direkt seinem Schutze empfohlen hatte, war ihm recht schwer geworden, denn er hatte bisher den begreiflichen Stolz gehabt, seine Schwiegermutter auch nicht um die geringste pekuniäre Aushilfe anzugehen, da er so glücklich war, dank der ihm hinterlassenen Lebensversicherungssumme seines guten Vaters, auch keine Schulden zu haben, welche peinvolles Beichten nötig gemacht hätten.

Zweites Kapitel.

Das Haus der Frau Wegedank lag in der Lessingstraße, und sie war Besitzerin desselben. Den ganzen ersten Stock bewohnte sie selbst.

Die Hausthür stand am heutigen Abend weit geöffnet. Ein Baldachin war davor ausgespannt und ein roter Pelucheläufer darunter gebreitet bis zum Straßendamm, wo die vorfahrenden Wagen der Gäste halten sollten.

Die ganze Gegend, soweit man sich irgend für solche Feste interessierte, sprach von dem glänzenden Verlobungsfest der einzigen Tochter der reichen Frau Wegedank, die hochherzigerweise einem blutarmen Infanterieoffizier ihre Hand reichen würde.

Oben in den glänzend erleuchteten Prunkgemächern schienen alle Vorbereitungen bereits beendet. Die ele-

ganten, modernen Gaskronen strahlten im vollen Glanz, und in einem besonderen kleinen Salon, dem Boudoir der Hausfrau, war eine Tafel mit den kostbarsten Geburtstagsgeschenken beladen, den Eindruck einer förmlichen Ausstellung von allen Arten unnützer und kostbarer Luxusgegenstände machend. Denn es war ja ein Doppelfest, Geburtstag und Verlobung zugleich.

Das Toben des Wetters war hier nur dem Ohre kund. Die schweren Vorhänge waren herabgelassen, undurchdringlich für den Glanz des himmlischen Feuers. Nur das mächtige Rauschen des Regens und die rasch aufeinanderfolgenden Donnerschläge tönten in seltsam originellem Kontrast in die feierliche Stille vor dem Fest.

Aus dem Zimmer, in welchem die Ausstellung der Geschenke sich befand, tönte gedämpftes Sprechen. Dort saß Frau Wegedank auf einem niedrigen Ecksofa, über dem sich ein laubenartiges Blumenarrangement wölbte.

Sie war eine stattliche, sehr üppige Erscheinung mit schwarzen, scharfblickenden Augen; ihr glänzendschwarzes Haar war modern und sehr jugendlich hochfrisiert und mit nickendem, hellblauem Federtuff geschmückt, aus dem flammende Brillantsterne zitterten. Grellblauer Damast umwogte in starren Falten ihre hohe Gestalt, und ein Riesenfächer von grauen Straußfedern öffnete und schloß sich in langsamem Spiel ihrer vollen, weißen Hand, an deren Fingern für einige tausend Mark Brillantringe blitzten.

Sie war bereit, ihre Gäste zu empfangen. Lange konnten diese nicht mehr ausbleiben. Ihr gegenüber am Tisch stand ihre Tochter Leontine, gewöhnlich Leona genannt.

Sie war mit besserem Geschmack, aber ebenfalls zu kostbar gekleidet für ein achtzehnjähriges Mädchen. Eine mittelgroße, volle Figur, welche stark eingeschnürt zu sein schien in dem rosigen Crêpe de Chine-Gewande.

Sie ähnelte ihrer Mutter, nur daß ihre brünette Schönheit eine viel feinere war, ihre dunklen Augen größer und weniger funkelnd; ihr Teint aber war der einer Blondine, was seltsam mit dem schwarzen Haar kontrastierte. Ohne Zweifel: Leontine Wegedank verdiente ihren Ruf als interessante Schönheit. Die Nase war vielleicht der am wenigsten schöne Teil ihres schönen Gesichts, sie war etwas zu breit, und die Nasenlöcher ein wenig zu weit geöffnet, so daß ihr Gesichtsausdruck, besonders wenn sie lachte, etwas nicht gerade Vornehmes erhielt. Doch gab es Männer, die gerade dies eigentlich sarmatische Näschen etwas sehr Reizvolles nannten. Vielleicht hatten sie recht. Wäre die Nase auch noch edel gewesen, dann wäre Leontine Wegedank eben eine vollendete Schönheit gewesen, aber wahrscheinlich keine so interessante.

Etwas mehr wie nur Spannung oder Vorfreude und selige Erwartung lag in diesem Moment über dem Gesicht des schönen Mädchens; man konnte es aufgeregte Unruhe, mißlaunige Ungeduld nennen, wie sie sich jetzt ihrer Mutter zuwandte, deren Züge ebenfalls eine spöttische, lächelnde Erregtheit zeigten.

„Schon diese Depesche, Leona, daß er ganz unmöglich schon heute mittag hier sein könne, daß ihn eine „halbdienstliche Veranstaltung“ unbedingt festhalte — fandest du nicht, daß sie, wie soll ich sagen, sehr geschraubt klang?“

„Etwas unwahrscheinlich auf alle Fälle,“ klang es in ärgerlichem Ton von Leonas Lippen.

„Halbdienstlich! Solch ein unbestimmtes Wort! Das brauchen diese Herren Offiziere öfter, wenn sie nicht sagen wollen oder können, was sie fern hält von dem Ort, an dem man sie erwartet,“ bemerkte Frau Wegedank mit einer etwas belegten, nicht besonders angenehm klingenden Stimme.

„Aber Mama, das ist doch nicht möglich, daß Ulrich

zu meinem Geburtstag, zu unserer Verlobungsfeier nicht kommen will oder kann!" protestierte Leontine gereizt.

„Das behaupte ich durchaus nicht, liebes Kind, daß er überhaupt nicht kommen will. Das wäre freilich Unsinn. Ein so fabelhaftes Glück macht solch ein armer Infanterieleutnant selten."

„Wie du nur manchmal sprichst, Mama! Von meinem künftigen Gatten! Ein armer Infanterieleutnant! So wegwerfend klingt das, so schrecklich geringschätzig —"

„Nun, ich schätze die Stellung auch nicht gerade sehr hoch, Leona, wenn auch Uhlenstein als Mensch durchaus meinen Beifall hat. Sonst würde ich schwerlich meine Einwilligung zu dieser wirklich kleinen Partie für mein einziges Kind gegeben haben. Nun, ich habe schließlich deinen Bitten nachgegeben, und du hast deinen Ulrich."

„Eigentlich noch nicht," seufzte Leona. „Ich begreife nicht, Mama, daß er auch jetzt noch nicht hier ist."

„Ich auch nicht."

„Was denkst du wohl, Mama, wo er noch aufgehalten wird?"

„Hm, jedenfalls jetzt nicht mehr „halbdienstlich". Ich muß gestehen, daß es meiner Ansicht nach überhaupt keine Entschuldigung dafür giebt, an diesem Tage bei der Braut unpünktlich zu sein. Wir wollen nur wünschen, daß nicht etwa verfrühte Gäste noch vor ihm erscheinen, denn dies würde doch einen sehr peinlichen Eindruck machen," sagte Frau Wegedank mit etwas mehr Strenge in ihrem sonst kalt phlegmatischen Ton.

„Ich weiß nicht, Mama," sagte nach einer Pause Leona, während welcher sie ans Fenster getreten war und hinausgespäht hatte, „mir kommt es eigentlich vor, als wenn du irgend einen Hintergedanken hast in Bezug auf Ulrich. Irgend etwas gefällt dir nicht an ihm oder ist dir unklar."

Frau Wegedank zögerte. Sie hatte vor einigen Tagen einen anonymen Warnungsbrief erhalten mit verstellter Handschrift und orthographischen Fehlern, worin ihr Schwiegersohn eines sehr leichtfertigen Lebenswandels beschuldigt wurde, den er allem Anschein nach immer noch fortführe.

Daß sie diesen Brief mit seiner Warnung nicht einfach vernichtete und ignorierte, konnte man ihr als Mutter kaum übelnehmen, auch wenn sie nicht eine Frau gewesen wäre, der anonyme Briefe sehr imponierten.

„Mir ist gar nichts unklar an ihm,“ meinte sie nun. „Was mir nicht gefällt an ihm, will ich dir jetzt sagen, und du, mein Kind, laß es dir zur Warnung dienen in deiner gar zu blind vertrauenden Liebe —“

„Mama!“

„Laß mich doch ausreden! Du kannst dir denken, daß ich mich nach ihm erkundigte, als er, nachdem er dich kaum dreimal gesehen hatte, um dich anhielt.“

„Und da? Und da hörtest du —“

„Nichts Schlimmes, aber doch etwas, was mir zu denken gab. Er soll immer ein sehr rasch entzündliches Herz gehabt haben, man sagt ihm sogar einige kleinere und größere Flammen nach, und daß er, wenn er nur den Willen gehabt, jedem Frauenherzen hätte gefährlich werden können. Den Willen wird er wohl auch manchmal gehabt haben, und du weißt —“

„Mama!“ rief jetzt Leona, der vor zorniger Erregung die Thränen in die Augen schossen. „So Schreckliches sagst du mir erst jetzt?“

Mit einem leichten Stirnrunzeln und dem Blick höchsten Staunens sah Frau Wegedank ihre empörte Tochter an.

„Ich würde dir auch heute noch nichts davon gesagt, sondern dir nur gelegentlich einige wichtige Fingerzeige für die Behandlung deines Mannes gegeben haben, aber die

Gelegenheit erzwang dies schon jetzt. Was ich dir gesagt habe, sind überhaupt keine Schrecklichkeiten, wie du meinst, sondern kleine Fehler, Schwächen, die Ulrich mit sehr vielen Männern teilt, die auch gar nichts zu bedeuten haben, wenn solche Männer in die richtige Hand kommen."

„Nein," stieß Leona heraus, „gerade diese kleinen Schwächen sind mir die allerverhaßtesten, die mag ich am allerwenigsten, mit denen könnte ich gar keine Geduld haben."

„Ja, das habe ich leider schon bemerkt. Du zeigtest dies bereits einigemal, wenn dein Verlobter sich besonders artig gegen deine Freundinnen benahm, in einer Weise, die jenen ein Lächeln abnötigte."

„Abscheulich!"

„Nimm dich zusammen, Leona," mahnte die Mutter. „Es ist das Allerverkehrteste, was ein Mädchen oder eine Frau thun kann, die Eifersucht, zu der sie vielleicht berechtigt ist, dem Manne zu zeigen. Sie wird nur seine Eitelkeit damit stacheln, sein Siegesbewußtsein erhöhen und ihren eigenen Wert in seinen Augen herabsetzen."

„Das ist doch einfach lächerlich," sagte Leona, „er braucht nur die Augen aufzumachen und weiß doch zur Genüge, daß ich eines der gefeiertsten Mädchen der Gesellschaft bin."

„So sieh zu, daß du auch eine gefeierte Frau bleibst, das heißt in den Grenzen, welche Sitte und die einfache Klugheit gebieten."

Frau Wegedank war äußerlich noch ganz gelassen und ruhig. Innerlich kochte es aber bereits lebhaft in ihr. War ihr doch überhaupt Ulrichs Wesen viel zu wenig dankbar und dienstbeflissen, viel zu wenig imponierten ihm der Glanz und das Glück, das ihm so großmütig von ihr in den Schoß geworfen wurde. Leonas Liebe und leidenschaftliches Wünschen, Ulrichs Erscheinung, sein vornehmer

Name hatten sie bei seiner Werbung um die Hand ihrer Tochter bestimmt.

Was sie von Ulrich gehört haben wollte, war nur in geringem Maße wahr, sonst hätte sie kaum der Sache so wenig Bedeutung beigelegt, wie sie ihre Tochter glauben machen wollte. Sie beabsichtigte nur, die gefährliche Anbetung derselben für ihren zukünftigen Gatten ein wenig zu dämpfen und ihm jetzt schon das bedenkliche Uebergewicht im Haushalt zu nehmen, welches seine Meinung, sein Wille vielleicht doch haben konnten.

Da wurde zweimal heftig die Glocke gezogen.

„Das wird er sein," bemerkte sie, so ruhig wie vorher, „ich bin doch ein wenig neugierig, wo unser schöner Ulrich diese Stunde, die er schon hier hätte sein müssen, aufgehalten wurde. Wahrscheinlich durch das Wetter."

In diesem Augenblick trat Ulrich v. Uhlenstein, der hastig im Flur Mantel und Mütze abgelegt hatte, ins Zimmer.

Seine künftige Schwiegermutter blieb ruhig sitzen und fixierte den Herankommenden scharf. Auch Leontine flog ihm nicht gleich entgegen in Freude und Glück wie eine Braut.

Sie war, was man verärgert nennt, und Selbstbeherrschung war nicht ihre starke Seite. In solch einem Zustande konnte sie oft Dinge sagen und thun, die sie nachher selbst gar nicht begriff, ebensowenig wie ihr furchtbarer Zorn ihr dann des Grundes wert schien, denn sie war keineswegs beschränkten Verstandes.

Freilich auf der weiten Welt verstand es auch niemand, einen Menschen so aufzureizen, aus seinem besseren Selbst herauszudrängen, als ihre liebe Mama. Auch dies wußte sie. Aber was half das alles im Augenblick? Er entschied bei ihr. So blieb sie äußerlich ruhig am Tische stehen, während ihre Augen flammten, und ihre blaß gewordenen Lippen zitterten.

Frau Wegedank nahm das Wort, ehe Ulrich noch eine Silbe äußern konnte. „Nun, lieber Ulrich, da sind Sie ja doch noch. Wir hatten Ihr Kommen schon fast aufgegeben,“ sagte sie mit spöttischer Nachlässigkeit.

„So leicht aufgegeben?“ fragte er, und ein warm aufleuchtender Liebesblick suchte Leontines Auge. Schnell verfinsterte sich dieser aber, als er sah, wie das Mädchen mit gesenkten Lidern und zuckenden Lippen, die schönen Brauen zusammengezogen, ein Bild des kaum zu beherrschenden Zornes, dastand.

„Was hat Sie denn nur zum zweitenmal aufgehalten?“ fragte Frau Wegedank langsam, den Blick fest auf sein Gesicht geheftet. „Halbdienstliches war es wohl kaum.“

„Zunächst das Wetter. Ich hatte das Mißgeschick, einen großen Umweg machen zu müssen; doch davon nachher! — Leona, mein Liebling —“

„Ja, ja. Das dachte ich mir,“ schnitt ihm Frau Wegedank spöttisch die Rede ab, „ich sagte es dir schon, Leona. Das böse Wetter! Ei! Ei!“

Ulrich erschrak, als er nun an seine Braut herantreten wollte, sie in die Arme zu schließen, und sie sich mit einer geradezu unartigen Bewegung abkehrte. Er hatte es doch nicht für möglich gehalten, daß man hier wegen seines Ausbleibens in solchen Zorn geraten könne. Höchstens konnte man sich um ihn ängstigen, aber doch nicht ärgern! Und so unnötig ärgern! Eigentümlich kalt faßte es ihn ans Herz. Er war nicht der Mann, der sich von Frauenlaunen beherrschen, von Unarten überrumpeln, von Thränen in seinen Grundsätzen erschüttern ließ. Wenig kannte ihn Frau Wegedank, wenn sie das glaubte, und die Ratschläge, welche sie ihrer Tochter gegeben hatte und noch zu geben beabsichtigte für die Behandlung ihres künftigen Gatten, paßten nicht auf ihn. Er war der liebevollste, zärtlichste Mensch, solange er nicht an den Ernst einer

Zurückweisung glaubte, und solange sich die Laune oder Unart eines Weibes in den Grenzen der Anmut hielt, des halben Scherzes; sah er aber häßlichen Ernst, dann bekamen seine guten Augen plötzlich einen ganz sonderbaren, konzentrierten, scharfen Blick unter den sich leicht zusammenziehenden, schwarzen Brauen, der jedes kluge Weib, das sich noch im Besitz ihrer Vernunft befand, ernstlich warnen mußte, eine gewisse unbestimmbare Grenze leichtsinnig zu überschreiten.

Aber Leona kannte ihren Verlobten herzlich wenig, obwohl sie sehr verliebt in sein schönes Aeußere, sein liebenswürdiges, intelligentes Wesen war. Die jeweiligen Begegnungen waren während des kurzen nicht offiziellen Brautstandes, der kaum einige Wochen gewährt hatte, doch keine solchen gewesen, die ein tiefes Eindringen in Charakter und Herz gestatteten.

„Was ist eigentlich geschehen? Was habe ich verbrochen," fragte er jetzt nach einer schwülen Pause, „daß Sie, Mama, und sogar Leona mich hier förmlich feindlich behandeln, weil es mir unmöglich war, eine Stunde früher zu erscheinen? An meinem guten Willen zu zweifeln, ist jedenfalls nicht möglich."

„An Ihrem guten Willen, Leona zu heiraten? Ach nein, lieber Ulrich," flötete Frau Wegedank lächelnd, „daran kann wohl kaum ein vernünftiger Mensch zweifeln."

Er fühlte sofort die verletzende Absicht, und die Wolke auf seiner Stirn wurde noch dunkler. „Bitte, weiter!" sagte er mit einem befehlenden Klang in der Stimme.

„Gewiß, warum nicht, lieber Sohn?"

„Also woran zweifeln Sie und Leona?"

„Daß du die Wahrheit sagst!" stieß das leidenschaftliche Mädchen, sich selbst nicht mehr zurückhaltend, hervor.

„Leona!" warnte ihre Mutter, sich erhebend.

In diesem Moment hörte man unten das Vorrollen mehrerer sich rasch folgender Wagen. Die Gäste kamen.

„Du wagst es —“ kam es bebend über Ulrichs Lippen, während er nahe an seine Braut herantrat.

Frau Wegedank legte die Hand auf seinen Arm. „Jetzt ist keine Zeit zu Erörterungen des Falles. Leona hat sich vergessen und wird sich besinnen. Unsere Gäste betreten schon die Salons. Wir haben jetzt andere Pflichten. Das Brautpaar darf nicht vermißt werden oder gar zum Verwundern Anlaß geben. Ihr könnt euren kleinen Zwist nachher ausfechten, wenn ihr euch nicht unterdes besinnt, ob er überhaupt der Rede wert ist. Besser freilich scheint mir der erste Zwist vor der Hochzeit als nach der Hochzeit. Kommt!“

„Da haben Sie recht. Es giebt Worte, die nach der Hochzeit namenloses Unglück zur Folge haben, vor der Hochzeit, und sei's noch so spät, davor bewahren können.“

„Mag alles sein. Heute — jetzt ist keine Zeit zum Philosophieren. Dazu hätten Sie sich eher einfinden müssen, mein bester Ulrich. Ich muß nun sehr bitten, sich den augenblicklichen Verhältnissen ohne weiteres zu fügen. Ihre Toilette ist gesellschaftsfähig, wenn wir Sie auch lieber in Zivil gesehen hätten als im Waffenrock.“

Damit rauschte sie hinaus, strahlend und lächelnd ihren Gästen entgegen, die soeben die Salons zu füllen begannen.

Hinter ihr aber schloß eine feste Männerhand die hohen Flügelthüren.

Ulrich trat an die andere Seite des mit Geschenken beladenen Tisches, seiner Braut in den Weg, die ihrer Mutter Befehl zu folgen gewillt war.

„Komm, mein Lieb,“ sagte er, sich bezwingend, „laß dir rasch erzählen, was mich fernhielt. Es war nichts als reine Menschenpflicht.“

Er erzählte in kurzen Worten. Zögernd, halb neugierig, halb abgewendet hörte sie zu.

„Ich habe vorher gesagt, daß das Wetter und ein Umweg, den ich machen mußte, die nächsten Gründe meines Ausbleibens waren. Weiter wollte ich mich in dem Moment nicht erklären. Dazu gehörten Zeit und Ruhe, um dir und namentlich deiner Mutter eine ausführliche Schilderung des Vorfalles zu geben. Geschehen sollte es unter allen Umständen zu passender Stunde, schon weil ich eure Hilfe, euer weibliches Mitleid in Anspruch nehmen wollte," sagte er rasch, die Hand schon auf dem Drücker der Thür.

Sie hob einen überraschten, dann mißtrauischen, sicherlich aber unbeabsichtigt kränkenden Blick zu seinem ehrlichen Auge auf.

„Aber — aber warum wurdest du dann so verlegen?" sagte sie zögernd.

Er gab keine Antwort, sondern öffnete nur mit einem etwas energischen Ruck die Thür vor ihr, ihr den Weg freigebend.

Der ganze Menschenstrom der zahlreichen Gäste strebte nun diesem Zimmer zu, um die Herrlichkeiten in Augenschein zu nehmen.

Frau Wegedank aber ließ sich nicht täuschen. Sie kannte ihre Tochter doch gut genug, um sofort zu sehen, daß jedenfalls sehr Ernstes dort drinnen noch passiert war. Mit einem zornigen Blitz streifte sie Ulrichs blasses Gesicht, mit der fast drohenden Falte auf der Stirn und dem Lächeln, das ihr gar nicht gefallen wollte, so gezwungen sah es aus. Sie meinte, jedermann müsse es merken. Außerdem, wie unglaublich von ihm, diese Aussprache bei zugemachter Thür, während schon die Gäste erschienen!

Sie hatte das nicht für denkbar gehalten, sondern geglaubt, das junge Paar folge ihr direkt in den Salon,

und hatte sich selbst ganz und gar ihren Verpflichtungen als empfangende Hausfrau gewidmet.

Nun, sie hatte nicht die Absicht, mit ihrer Mißbilligung hinter dem Berge zu halten. Es würde sich Gelegenheit finden, einige ungestörte Worte mit Ulrich zu reden. Nicht wegen seines verzögerten Eintreffens — die erfahrene Weltdame war ja fest überzeugt, daß dasselbe durch zu spätes Abbrechen zarter Beziehungen, das irgendwie mit Schwierigkeiten verknüpft gewesen war, veranlaßt worden sei — aber wegen seines nachfolgenden Benehmens, seiner Ungeschicklichkeit gegenüber ihrer Tochter.

Zunächst hatte sie anderes zu thun. Spiel und Tanz begannen. Auf einer Liebhaberbühne wurden Theaterstückchen, amüsante Scenen aus dem Leben der Brautleute, aufgeführt, und junge, reizende Mädchen deklamierten neckische Gedichte mit harmlosen Anspielungen. Auch der Feuergefährlichkeit gewisser Männerherzen wurde in einem allerliebsten und ganz witzigen Gedicht gedacht, welches ein begabter Vetter verfaßt hatte.

Viel Beifall, viel geräuschvolles Entzücken dankten den liebenswürdigen Schauspielern und Dichtern für diese Gaben. Leonas Aerger und Erregung verschwanden dabei so rasch, wie dies bei ihr stets der Fall zu sein pflegte, und ihr Lachen wurde um so natürlicher, je geschmeichelter sie sich fühlen durfte von den Huldigungen, die ihr heute von aller Welt vor den Augen ihres Verlobten dargebracht wurden.

Um so auffallender aber war der gehaltene Ernst auf Ulrichs Gesicht bei diesem heiteren, harmlosen Zusammensein und in Anbetracht des phänomenalen Glücks, das er machte. —

Endlich war alles vorüber. Die letzten Gäste hatten das schöne Fest verlassen, die Lichter waren herabgebrannt, die Blumen verwelkt. Es war zwei Uhr vorüber. Schon

dämmerte es, an Tageslicht gemahnend, durch die schweren Vorhänge an den Fenstern, die, den schwülen, heißen Dunst hinauszulassen, geöffnet waren.

„Geh zu Bett, mein Kind," sagte Frau Wegedank zu ihrer strahlenden Tochter, sie mütterlich auf die Stirn küssend. „Der heutige Tag stellte schwere Anforderungen an deine Kraft."

„Ach ja, ich bin todmüde. Es war aber auch himmlisch. Ich kann wirklich stolz sein, Mama, so viel Schmeichelhaftes wurde mir gesagt. Nur daß Ulrich wie ein richtiger Brummbär dasaß, vergällt mir etwas die Freude. Wenn er nur erst mein Mann ist, da will ich ihm das Schmollen schon abgewöhnen. Aber wo ist er eigentlich? Er ist doch nicht etwa fortgegangen? Ich glaube, er war ein bißchen böse auf mich. — Ulrich, mein Schatz, in welchem Winkel — ah — da bist du ja!" vollendete sie ganz überrascht.

Er trat von einem der Fenster fort, wo er, halb vom Vorhang verborgen, die Stirn dem kühlen Morgenwind geboten hatte.

„Hier bin ich. Sahst du mich nicht?"

„Natürlich nicht. Nun gute Nacht, geliebter Brummbär. Laß dich nicht zu sehr ausschelten von Mama. Ich sehe schon, sie will dich ernsthaft ins Gebet nehmen." Damit umarmte sie ihn lachend und lief hinaus.

„Lieber Ulrich," nahm Frau Wegedank, nachdem ihre Tochter sich entfernt hatte, mit einer gewissen Strenge das Wort, „ich kann die Nacht nicht darüber vergehen lassen, ohne daß völlige Klarheit über gewisse Punkte herrscht."

„Das ist auch mein Wunsch," bemerkte er kalt.

„Was ist Ihnen denn unklar?" fragte sie mit leiser Ironie.

„Gar nichts mehr ist mir unklar. Es ist aber mein

Wunsch, daß auch Sie über nichts mehr im unklaren bleiben, ehe der ernsteste Schritt im menschlichen Leben hier gethan wird, nämlich der, zwei fremde Leben und Geschicke aneinander zu fesseln. Ich habe heute abend Sie sowohl wie Leona von einer mir ganz neuen, sehr wenig sympathischen Seite kennen gelernt."

„Und glauben Sie vielleicht, daß es uns anders gegangen ist?" fragte Frau Wegedank, deren maßloses Erstaunen nun einem majestätischen Zorn wich. „Was sagen Sie denn dazu, mein Bester?" Damit zog sie den anonymen Warnungsbrief aus der Tasche ihres Kleides und reichte ihn Ulrich hin.

Er überflog ihn ohne irgend ein Zeichen des Erschreckens und warf ihn verächtlich auf einen nahestehenden Tisch.

„Und das da würdigen Sie überhaupt einer ernsten Beachtung?" fragte er kalt. „Wenn Sie überhaupt meinen Charakter ein wenig besser kennten, als Sie es leider thun, würde Ihnen die Haltlosigkeit dieser niederträchtigen Verdächtigungen ganz klar sein. Ich sage Ihnen aber hiermit noch im besonderen, daß der Zettel da verleumderische Worte enthält. — Und was können Sie mir sonst noch vorwerfen?" fragte er weiter, als sie einen zweifelnden Blick auf ihn heftete.

„Nicht mehr und nicht weniger als das, was Sie sich schämten einzugestehen, als Sie heute abend Ihrer Braut gegenüber traten, und eine so durchsichtige, nicht einmal überlegte Entschuldigung brauchten. War es nicht eine Dame, welche die direkte oder indirekte Veranlassung zu Ihrem unbegreiflichen Zuspätkommen heute abend gab?"

„Jawohl. Sie haben vollkommen recht."

„Unerhört! Also noch eine Bestätigung dieses Briefes. Eine alte Liebe, von der man sich nicht trennen konnte."

Er zuckte die Achseln. „Durchaus nicht. Ich hatte keine alte Liebe mehr, als ich mich verlobte. Daß ich

dies hier betonen muß, daß nicht nur Sie, nein, daß Sie mich auch bei meiner unschuldigen Braut einer zweideutigen Gesinnung verdächtigen wollten, das, gnädige Frau, das giebt meinen Beziehungen zu Ihnen und Ihrer Familie eine sehr verspätete, aber ganz neue Wendung."

„Ja, ja, die alte Geschichte," lachte sie höhnisch. „Statt sich zu entschuldigen, macht man selbst Vorwürfe!"

Ulrich trat einen Schritt näher an Frau Wegedank heran und sagte ernst: „Sie wissen, daß ich Leona aus wahrer Liebe heirate."

„Was heißt Liebe? Ein so schönes und so bemitteltes Mädchen aus Liebe zu heiraten, wird einem armen Infanterieleutnant wohl nicht schwer fallen," gab sie zurück.

„Ich muß nur bitten, zu bedenken, daß auch Ihre Tochter mich aus reiner Liebe gewählt hat."

„In der That, einen anderen Grund, Ihnen vor anderen Bewerbern den Vorzug zu geben, kann sie wirklich nicht gehabt haben, wenn sie im geringsten bedachte, daß sie damit ihrer Mutter nicht etwa von der Tasche kam, wie man zu sagen pflegt, sondern ihr noch die Last eines zweiten Haushaltes dazu aufbürdete."

„Woran ich jedenfalls keinen Anteil haben werde."

„Was soll das heißen? Wie wollen Sie das wohl ändern? Haben Sie etwa etwas anderes gelernt, als den Offizier und nachher allenfalls den Gutsherrn zu spielen?"

„Wenn ich sage, daß ich keinen Anteil daran haben werde, daß Ihnen die Last einer zweiten Häuslichkeit durch meine Person aufgebürdet werde, so kann ich damit natürlich nur meinen, daß ich noch in dieser Stunde zurücktrete, und Leona frei ist," sagte er immer kälter und gefaßter, je klarer ihm wurde, daß er noch in letzter Stunde vom Abgrund eines unberechenbaren Unglücks zurückgerissen worden war.

„Das steht doch wohl nicht mehr in Ihrem Belieben," rief sie mit leichtem Erschrecken. „Sie sagten selbst, daß Leona Sie liebt, und wenn Sie jetzt einfach davonliefen und uns alle dem Gerede und der Klatschsucht der ganzen Gesellschaft, in der wir bisher die geachtetste Stellung einnahmen, aussetzen, so wäre das eine Handlung, die eines Ehrenmannes nicht würdig ist."

„Ist es denn aber möglich, daß Sie, als Mutter, den Wunsch haben, mit einem Manne, den Sie nicht achten, wie Sie mich deutlich merken lassen, Ihre einzige Tochter verheiratet zu sehen?"

„Lassen Sie doch nur die hochtrabenden Redeblumen. Was heißt: nicht achten? Ich finde Ihr Benehmen in einigen Punkten tadelnswert, bin aber ebenso überzeugt, daß Sie sonst ein braver Mensch sind. Die Frauen kamen Ihnen eben allzusehr entgegen, machten es Ihnen zu leicht, vom Wege abzuweichen. Man kennt das ja, und das mildert Ihr Unrecht. Hätten Sie mich ruhig ausreden lassen, so wäre diese Unterredung nicht so stürmisch verlaufen, sondern Sie hätten eine verständnisvolle Frau und eine kluge Mutter in mir gefunden. Ich weiß sehr gut, daß man mit gewissen Eigentümlichkeiten der Männer rechnen muß. Zu weit aber dürfen sie nicht gehen. Darin liegt die Gefahr, und ein ernst mahnendes Wort mußte ich heute an Sie richten. Zum Glück weiß Leona, was sie an ihrer Mutter hat. Ich werde schon dafür sorgen, daß ihr nicht unrecht geschieht."

„Etwas voreilig von Ihnen, diese Warnung jetzt schon gegen mich auszusprechen," sagte Ulrich spöttisch. „Und dies ist die Bedingung, die ich stelle, wenn ich mich bereit erkläre, um Ihres Kindes willen, das vermutlich ganz unter Ihrem Einfluß steht, die Verlobung nicht aufzuheben: die Bedingung, daß Sie unser Haus nicht betreten ohne meine direkte Einladung, daß Sie ganz darauf ver-

zichten, Ihren Einfluß in demselben geltend zu machen. Was mich anbetrifft, so werde ich Ihnen beweisen, daß ich auf eigenen Füßen zu stehen vermag auch ohne Ihre Hilfe."

Frau Wegedank lachte. „Recht wie ein Phantast gesprochen! Mich wundert nur, daß Sie solchen wahnsinnigen Vorschlag überhaupt in Worte zu kleiden wagen, ohne zu fürchten, sich lächerlich zu machen. Die Mutter Ihrer Frau schon vor der Hochzeit aus dem Hause verweisen und dann das Geld Ihrer Frau verschmähen, um „in Armut und Edelsinn" mit ihr zu leben! Wissen Sie, dazu eignet sich meine Tochter schlecht. Und nun das gar als Bedingung zu stellen dafür, daß Sie die Gnade hätten, meine einzige Tochter zu heiraten, bloß wegen der großen Liebe, die das arme Kind für Sie hat. Ach, mein Bester, die große Liebe läßt sich ebenso überwinden wie die kleine Liebe, das wissen Sie wohl am besten. Daran ist noch kein achtzehnjähriges, schönes, reiches Mädchen gestorben. Damit ängstigen Sie mich nicht. Und nun erzählen Sie mir, bitte, die Geschichte des heutigen Abends mit der „Dame"."

„Das hätte keinen Zweck," versetzte Ulrich schroff. „Sie würden mir doch nicht glauben, die Geschichte wäre Ihnen viel zu harmlos. Sie wollen mich gern schuldig finden, um eine Macht über mich, meiner künftigen Frau gegenüber, in der Hand zu haben. Aber den Gefallen kann ich Ihnen nicht thun. — Wir sind fertig miteinander. Ich erwarte morgen früh einen Brief von Ihnen, welcher mir mitteilt, aus welchen Gründen Sie die Verlobung rückgängig machen wollen."

Drittes Kapitel.

Als Ulrich auf die Straße trat, war es hell. Mit klarem, gelblichem Glanz lag der Morgenschimmer des

Julitages über der Stadt. Kühl und frisch strich der Fittich des Frühwindes über seine heiße Stirn.

Ein tiefer Atemzug, ein erleichtertes Aufatmen hob seine Brust, ein Gefühl, daß er einer Gefahr entronnen sei, daß er ein dunkles Verhängnis kraft seines Willens rasch und stark aus seinem Wege gestoßen habe.

Unfrei werden im eigenen Leben, im eigenen Hause, ein Joch auf seinem Willen, seiner freien Selbstbestimmung?! Nimmermehr!

Und hatte er, geblendet von Schönheit und Liebe, einen Moment freiwillig den Nacken dargeboten, nun, so hatte er ihn jetzt wieder emporgerichtet und den Zwang abgeworfen, der sich seines Lebens bemächtigen wollte, der ihn einige Minuten in eine unwürdige Lage gebracht.

Nicht, daß er eine Natur gewesen wäre, die nur den eigenen Willen, die eigene Erkenntnis anzuerkennen gesonnen war — o nein! Er war Soldat mit Freudigkeit, und er verstand zu gehorchen, sich zu fügen, wenn der eigene Wunsch auch widersprach. Dann hatte er eben den fremden Willen als berechtigt anerkannt und wollte als vernünftiger Mensch gehorchen, denn er wollte seinem Beruf treu bleiben.

Das war nichts, was ihn seiner Ansicht nach unfrei machte. Aber die Willkür, die Gnade der Schwiegermutter, die Laune der Frau — das war Knechtschaft.

Er liebte Leona. Liebte sie nicht nur wie ein junger, blühender Mann ein schönes Mädchen, das ihm Liebe entgegenbringt, wohl stets lieben wird, sondern in Wahrheit, nach seiner Ueberzeugung. Er kannte sie aber noch wenig. Leidenschaft hatte ihm geschickt ihren Zauberschleier über die sonst scharfen Augen geworfen. Der Schleier hatte heute einen Riß bekommen. Er sah wieder, sah klar, auch über sich selbst.

Er war nicht der Mann, sich von der Gewalt der Um-

stände oder dem Willen anderer Menschen treiben zu lassen, gegen seinen eigenen Willen.

Wenn man dies auch, diese Festigkeit des freien Wollens, eine Tugend nennen muß, so ist es doch eine gefährliche Tugend, an der leicht das eigene Herz brechen kann, ein Felsen, an dem auch wohl ein gutes Schiff zerschellen kann, denn jede Tugend hat unbedingt ihre Fehler, ein jedes Licht seinen Schatten, wie auch umgekehrt jeder starke Fehler seine verkümmerte Tugend nachweisen könnte.

Ulrich wandte seine Schritte dem Tiergarten zu. Als er unter die grünen Wipfel trat, grüßte ihn strahlendes Sonnenlicht, sich widerspiegelnd in den Teichen und in den Milliarden leuchtender Tautropfen auf den Gräsern und der prachtvollen grünen Sammetdecke der großen Wiesenplätze.

Wie still, wie friedvoll ringsum! Nur das leise anhebende Zwitschern und Singen der Vögel, das beginnende Raunen und Rauschen in den grünen Zweigen, wie Seufzer verwehenden Lebens, und jetzt von fern, aus irgend einem Kaffeegarten, die ersten feierlichen Accorde eines Chorals, die das Frühkonzert einleiteten.

Er zögerte an der Löwenbrücke und blickte in düsterer Träumerei in die krystallklare Flut, die sein blasses Antlitz, seine ernsten Augen so deutlich widerspiegelte.

Er nickte danach hin, als wollte er sagen: „Ja, ja, du da unten! Bleib dir nur selbst treu. Nur wer die Selbstachtung verliert, hat alles verloren."

Und doch, zu einem klaren Ueberlegen, zu einem logischen Durchdenken dessen, was hinter ihm lag, und dessen, was nun kommen mußte, kam er noch nicht. Das Stillstehen, das Sichumsehen, als erwache er aus einem Traum, entsprach seiner Stimmung.

Er ging weiter, querte eine Fahrstraße und trat in den Garten, aus dem ihm die letzten Klänge des Chorals

entgegentönten, den er vorher beginnen hörte. Am ersten Tisch neben der Pforte nahm er Platz und ließ sich eine Tasse schwarzen Kaffee geben, denn ein nervöses Frösteln befiel ihn.

Nach kurzem Verweilen stand er auf und ging fort. Sein Gedankengang begann sich zu ordnen. Auch das hilflose Mädchen, das er in jenem Gasthof untergebracht hatte, trat wieder vor sein Geistesauge.

Er bestieg die Pferdebahn und fuhr bis zum Potsdamerplatz nach seinem Hotel. In seinem Zimmer schloß er sich ein.

Ob Leona weinen würde? Und wie lange? Ein müdes, spöttisches Lächeln hob seine Oberlippe. Was hatte sie doch gesagt, die zornige Frau: „Die große Liebe läßt sich ebenso überwinden wie die kleine Liebe, das wissen Sie wohl am besten. Daran ist noch kein achtzehnjähriges, schönes, reiches Mädchen gestorben.“

Und die übrige Komödie würde diese Frau Wegedank schon in Scene setzen, so daß kein großes Aufsehen ihr schaden konnte. Weltgewandt und dreist war sie und sicher froh genug, ihre schöne, einzige Tochter für einen besseren Bewerber frei zu haben.

Und er selbst? Sein Herz? War das ganz stumm, ganz fühllos? Zuckte da kein Schmerz wie ein scharfes Schwert hindurch, wenn er daran dachte, nie wieder das schöne, junge Mädchen in seinen Armen halten zu dürfen, das in kurzer Zeit sein Weib gewesen wäre? Wenn er nicht einmal sein eigenes Herz, sein eigenes Ich mit thörichten Regungen und Wünschen beherrschen konnte, was war dann sein ganzer Wille wert? Bei sich selbst hieß es anfangen. Ein Spiel war das Leben nicht. Wehe dem, der es so auffaßte! Er gewiß nicht.

Da klopfte es kräftig an seine Thür. Es war ein Dienstmann, der Ulrich einen Brief überreichte und sich

wieder entfernte. Es war der erwartete Brief. Er kannte die Handschrift Frau Wegedanks. Schon die Ueberschrift sagte ihm, daß sein Wunsch und Wille erfüllt werden, und die Verlobung aufgehoben worden sei.

„Geehrter Herr Leutnant!

Nach unserer gestrigen Unterredung muß ich Sie bitten, mein Haus nicht wieder zu betreten. Ich habe überhaupt meine Einwilligung nur gegeben, gezwungen durch die flehentlichen Bitten meiner Tochter, sehr bald aber erkannt, daß ich in der Wahl meines künftigen Schwiegersohnes einen bedauerlichen Mißgriff beging. In jedem Falle passen Ihre Charaktere nicht zusammen, und eine Trennung zur rechten Zeit ist das Geratenste. Meine Tochter ist noch zu jung, um überhaupt zu wissen, was sie will. Außerdem ist es immer eine sehr schiefe Sache in einer Ehe, wenn die Frau ganz allein den Haushalt erhält.

Ich hoffe, Sie werden Vernunft genug haben, meinen Entschluß nicht erschüttern zu wollen, womit ich mich Ihnen empfehle.

Mit Hochachtung

Klara Wegedank."

So. Nun war's vorbei und abgethan. Ein kurzer, aber inhaltreicher Abschnitt seines Lebens lag hinter ihm. Als freier Herr über sich selbst, über seine Zukunft stand er nun da.

Was würde er nun mit dieser Freiheit anfangen?

Seinen Abschied hatte er eingereicht. Es war unmöglich, sogleich wieder einzutreten. Eine gewisse Zeit mußte darüber vergehen. Man thut das nicht so im Handumdrehen, den Dienst kündigen und dann sagen: Ach nein, ich habe mich geirrt, es paßt mir jetzt wieder. Im Avancement verlor er jedenfalls bedeutend. Seine Mittel waren zur Zeit sehr gering, er hatte fast die ganze, ohnehin nur kleine Lebensversicherungssumme seines verstorbenen Vaters

hingegeben, um vor seiner Hochzeit mit allen alten Verpflichtungen reinen Tisch zu machen. Die Absicht hatte vorgelegen, sehr bald zu heiraten, erst ein halbes Jahr mit Leona auf Reisen zu gehen und dann im Frühling ins eigene warme Nest, auf das zu kaufende Rittergut.

Unwillkürlich stieg diese herrliche Reise an der Seite eines schönen jungen Weibes, von allem Luxus des Reichtums umgeben, gerade in diesem Moment, wo er alle Brücken dazu mit eigener, fester Hand zertrümmert hatte, vor seinem Geiste auf, und er konnte es nicht hindern, daß ein Seufzer seine Brust hob, ein Seufzer, mit dem er diesem, der Verwirklichung so nahen Glückstraum zurief: Fahre hin! Du bist ausgeträumt. Ich will es!

Weiter drängte sich dann die Frage auf, während er im Zimmer auf und ab ging, was er nun zunächst beginnen müsse. Er durfte nicht daran denken, zu feiern, er mußte Arbeit, einen Beruf, einen Erwerb suchen. Seine Kräfte aber hatte er noch nicht erprobt, außer in der einen Richtung des Dienstes in der Armee. Solche Umsattlung war sehr schwierig, wie er wohl wußte. Wie schauderhaft hatte er manche Kameraden Schiffbruch leiden sehen in bürgerlichen Stellungen. Er hatte auch eigentlich für keine derselben eine Neigung, außer für die Landwirtschaft. Die allein hätte ihn gelockt als Thätigkeit, da traute er sich Begabung und Verständnis zu.

Aber da stand er „ohne Ar und Halm“. Einen Freund, mit dem er diese ganze schwierige Lage hätte besprechen mögen, der ihm besser als er sich selbst raten konnte, wußte er nicht. Alle waren seine guten Kameraden gewesen, mit denen er in bestem Einvernehmen gestanden; aber eines beratenden, erfahrenen wirklichen Freundes hatte er nicht bedurft, darum keinen erprobt. Sein einziger wahrer, treuester Freund, sein guter, verständiger Vater, war tot.

Da plötzlich hob er die gesenkte Stirn und stand von dem Sofa auf, auf das er sich hatte sinken lassen.

Sein Vater hatte einen Bruder, der ebenfalls als Offizier gedient, seinen einzigen und so nahen Verwandten. Sein Vater hatte immer mit Liebe und Achtung von diesem Bruder gesprochen und ihn nur einen sonderbaren Kauz genannt, der gar nicht recht in die moderne Welt passe und aus Anlaß einer sehr bitteren Erfahrung darin sich ganz von ihr zurückgezogen hatte. Er lebte in einem kleinen polnischen Landstädtchen wie ein Einsiedler und hatte die Aufforderung von Ulrichs Vater, die dieser nach seiner Pensionierung an ihn richtete, doch zu ihm zu kommen und gemeinsame Wirtschaft mit ihm zu führen, stets kurz und schroff zurückgewiesen. Er sei im Laufe der Zeit alles andere geworden als ein heiterer Gesellschafter. Er wünsche dem Bruder nicht, die Bekanntschaft nach nunmehr fast zwanzigjähriger Pause wieder aufzufrischen.

Major v. Uhlenstein, der sich bei beginnendem Alter nun doch Vorwürfe machte, sich nicht früher liebevoll um den vereinsamten Bruder bekümmert zu haben, hatte sich gerade aufmachen wollen nach dem kleinen Nest, wo jener wohnte, als kurze Krankheit und schneller Tod allen irdischen Plänen, allem Gutmachen und Versöhnen sein bitteres „Zu spät!“ entgegenrief.

Auch der grillige Herr Kaspar v. Uhlenstein befand sich körperlich schlecht, als die Todesnachricht kam, und sandte nur einen Beileidsbrief in recht herzlicher Form und einen schlichten Totenkranz, der aber zu spät und so verwelkt ankam, daß es nicht mehr lohnte, ihn noch herauszutragen auf den frischen Hügel, der sich schon über dem Vater Ulrichs wölbte.

Seitdem hatte dieser nichts mehr von dem Oheim Kaspar gehört.

Nun aber gedachte er seiner, und daß sein Vater eigent-

lich immer mit Achtung und Wertschätzung von ihm geredet, ihn bedauert; Ulrich wußte wirklich nicht recht, weshalb bedauert, und machte sich jetzt ebenfalls einen Vorwurf aus seiner Gleichgültigkeit gegen den alten Herrn.

Es war am Ende wohl das beste, wenn er dorthin fuhr und den Bruder seines Vaters aufsuchte, um seines Lebens ernste Interessen mit dem alten Mann, der sich sicher mancherlei Erfahrung gesammelt hatte, einmal zu besprechen. Half es ihm nichts, nun, so schadete es auch nichts. Er selbst kam dabei vielleicht ins klare über sein Wollen und Können in gewisser Beziehung.

Er machte sich sofort daran und schrieb an seinen Oheim nach Kempzin, daß er bitte, ihn besuchen zu dürfen, um in wichtiger Lebensfrage seinen Rat einzuholen. Er werde ihn in keiner Weise belästigen, sondern im Gasthause wohnen, auch nicht lange bleiben. Er hätte ja gern schon früher versucht, den Onkel kennen zu lernen, aber es sei zum Teil auch Bescheidenheit gewesen, die ihn abgehalten habe, seine Zurückgezogenheit zu stören, und eine Aufforderung sei ja auch nie an ihn ergangen. Es sei jedoch nicht nur dies, sondern auch ein Gefühl warmer, verwandtschaftlicher Zuneigung, das ihn in diesem kritischen und ernsten Wendepunkt seines Lebens zu dem einzigen Bruder seines Vaters treibe.

Dabei fiel ihm aber peinlich auf die Seele, daß der sonderbare alte Herr am Ende eine Geldverlegenheit wittern werde, bei der er helfen sollte, und so schrieb er noch zum Schluß, daß die Angelegenheit, welche ihn so schwer beschäftige, nicht pekuniärer Art sei. Dann nahm er Hut und Mantel — in bürgerliche Kleidung hatte er sich schon früher geworfen — und begab sich hinunter, um den Brief selbst in den Postkasten zu werfen.

Es war jetzt höchste Zeit, daß er sich nach dem armen Mädchen erkundigte, das der Himmel seinem Schutz über-

wiesen hatte. So fuhr er denn nach dem Gasthofe in der Schadowstraße. Während er auf der Pferdebahn stand, überlegte er hin und her, was er nun wohl mit ihr anfangen sollte, wenn sie etwa weinend dasaß und von ihm Rettung, Schutz und Halt in der naiven Weise mancher weiblichen Natur erwartete.

Er war nicht unangenehm überrascht, als er auf seine Nachfrage erfuhr, daß Fräulein Wollski schon zeitig ausgegangen sei, ihre Rechnung bezahlt, aber ihren Handkoffer zurückgelassen habe mit dem Bescheide, daß sie ihn im Laufe des Tages selbst holen oder holen lassen würde.

Wo sie hingegangen, hatte sie nicht gesagt, nur auf Anfrage bemerkt, daß sie ihre Adresse später angeben werde.

„So werde ich wieder vorsprechen," sagte Ulrich, „gegen Abend. Bitte, sagen Sie das dem Fräulein."

Wahrscheinlich sucht sie Stellung, dachte er befriedigt. Ganz recht von ihr. Sie hat darin wahrscheinlich weit mehr Erfahrung und praktischen Sinn, als ich die Macht, ihr zu einer zu verhelfen. Sie war nur gestern abend, wie ja auch ganz natürlich, zu erschrocken.

Dann wandte er sein Nachdenken wieder dem eigenen Schicksal zu. Vor übermorgen konnte er keine Nachricht vom Onkel haben. Bis dahin mußte er schon in Berlin bleiben. Schlimm, daß er sich in einem so teuren Hotel einquartiert hatte. Nun, das konnte und wollte er schleunigst wechseln.

Ueberall standen ja möblierte Zimmer angezeigt. Er konnte auch die Zeitung nachsehen, wenn er jetzt in irgend einem Restaurant einen Bissen genoß. Es war Mittag schon vorüber. Er that dies, aber sein Appetit war sehr gering; dann fand er, eine Zigarre rauchend, in der Zeitung ein Inserat, das ihm passend erschien.

Er ging sofort nach der bezeichneten Adresse und fand

ein etwas kahles Zimmer in einer Seitengasse der Friedrichstraße, dicht am Belle-Allianceplatz. Es hatte einen besonderen Eingang, war auf einzelne Tage zu haben und billig, das war die Hauptsache.

Viertes Kapitel.

Auf einen strahlenden Morgen war ein trüber, regnerischer Tag gefolgt. In schrägen Streifen gingen stoßweise Regengüsse vor dem Fenster nieder, an dem Ulrich bei beginnender Dämmerung in seinem neuen Quartier stand.

Er fühlte sich über alle Maßen ungemütlich und niedergedrückt und hatte zu kämpfen, Leonas reizendes Bild und das ganze lockende Glück, auf das er freiwillig verzichtet hatte, aus seinen Träumen zu bannen, während er so im Grau des Abends in dem kahlen, unwirtlichen Zimmer stand und in das trübselige Wetter hinausblickte, in das Hasten und Treiben draußen auf den Straßen, wo eben die allerbelebteste Stunde war, der Schluß der meisten Geschäfte und Fabriken.

Daß er auch keine Seele in Berlin kannte, die er hätte aufsuchen können! Er war vor seiner Verlobung freilich sehr selten von seiner Garnison hierher gekommen. Leona hatte er bei Gelegenheit eines Besuches, den sie am Rhein in der Nähe von Wesel bei gemeinsamen Bekannten auf dem Lande gemacht, kennen gelernt.

Freilich, eine Bekanntschaft hatte er ja hier auch — Fräulein Katharine Wollski. Immerhin hatte er die Verpflichtung, sich heute abend noch einmal, ein letztes Mal aber, nach seinem Schützling umzusehen, da er das versprochen hatte. Und mit einem halben Seufzer, denn ihm lag gar nichts daran, diese uninteressante Beziehung fortzusetzen, wandte er sich ins Zimmer zurück, um sich

zum Ausgehen fertig zu machen. Da schrillte draußen die Klingel, und seine Wirtin erschien mit der Lampe, die sie auf den Tisch stellte und darauf sorglich die Fenstervorhänge zusammenzog, während sie ihm mitteilte, daß eine Dame draußen warte, die ihn unbedingt sprechen müsse.

Ein unmutiger Laut entfuhr ihm. Natürlich die kleine Wollski! Er war schon so angenehm überrascht gewesen von ihrer Selbständigkeit und ihrem Takt, ihn in Ruhe zu lassen. Und nun wartete sie nicht einmal mehr auf sein Kommen, sondern klammerte sich an ihn, wahrscheinlich ohne Stelle und ohne Geld, und er war wirklich kaum besser daran als sie.

„Die Dame scheint jung zu sein," fuhr die Wirtin fort, „aber ihr Schleier ist sehr dicht. Sie bittet, der Herr möchte hinauskommen. Eintreten könne sie unmöglich."

Eilig nahm Ulrich seinen Hut und ging hinaus, die Thür ohne weiteres hinter sich zuziehend.

Draußen sah er sich suchend um.

Dort in der dunkelsten Ecke neben der Hausthür im Schein der schlechtbrennenden Flurlampe stand — Leona. In der nächsten Minute lag sie in Ulrichs Armen, an seinem wildpochenden Herzen, die Arme fest um seinen Nacken schlingend und ihre heißen Lippen seinen glühenden Küssen darbietend.

Und über ihn kam ein so stolzes, seliges Glücksgefühl, wie ein wahrer Rausch von Wonne und Triumph. Ueberlegen, Denken, Fragen — nichts hatte Raum in diesem unbeschreiblichen Augenblick, nur daß sie ihn so über alles liebte, um zu ihm zu kommen, ihn festzuhalten fürs Leben!

Und dann war der Moment vorüber, und Ulrich kam zur Besinnung, zurück zur häßlichen, rauhen Wirklichkeit.

Sie stand lächelnd da und sah ihn an, wie er so ganz fassungslos war. Ach, sie hatte ja gewußt, daß alles, alles Thorheit war, was die Mutter ihr erzählt, daß sie nur eine kleine Intrigue eingefädelt hatte, um ihn von ihr los zu reißen, und daß es nur eines Winkes, eines Blickes von ihr selbst bedurfte, um ihn in ihre Arme zurückzuführen.

Wie namenlos waren zuerst ihr Schreck, ihr Entsetzen gewesen, wie heiß und verzweifelt ihre Thränen, als sie erfuhr, was vorgegangen war.

„So zornig, so außer mir bin ich zu Mama gewesen," sprudelte es jetzt heftig in Aufregung und Glück von ihren roten Lippen, „so böse, heftige Reden habe ich gegen sie geführt — und dann in fliegender Eile einen Brief, ein angsterfülltes Flehen voll grenzenloser Liebe, ein Betteln um Verzeihung an dich, der du dich von mir, von deiner Leona verletzt gefühlt hattest. Der Brief kam zurück vom Hotel, du seiest abgereist und habest keine Adresse hinterlassen, und dann hatte, gottlob, doch noch irgend jemand gehört von dem Dienstmann, der den Koffer holte, wohin er ihn bringen sollte. Da war eine furchtbare Angst in mir aufgestiegen: wenn du nicht kommen, nicht zurückkehren wolltest! Du bist ja ein sonderbarer Mann und läßt dich selbst in Kleinigkeiten nicht leicht umstimmen, auch mir gegenüber nicht. Wenn ich dich gar nicht mehr erreichte! Wenn der Brief auch von da wieder zurückkam! Ich habe schrecklich mit mir gekämpft, ehe ich den Mut fand, der mich dir nachgetrieben hat. Als aber Mama endlich ausging, da hab' ich gar nichts mehr gedacht, als nur dich finden, und bin fortgestürzt, hierher —"

„O, Liebling, Leona, welch ein Mut ist das gewesen," sagte er leise, ihre Hand nehmend und ihr tief ins Auge sehend, „was wagtest du nicht dabei! Wenn dich jemand gesehen, erkannt hätte!"

„Ach, daran habe ich gar nicht gedacht, und es war mir überhaupt alles gleichgültig, wenn ich dich nur noch fand, du Böser, Ungetreuer! Fortzulaufen von deiner Leona, um sie sehr bald zu vergessen und eine andere zu heiraten!"

Sie drohte ihm schelmisch mit dem Finger. Er zuckte leicht zusammen, und eine Wolke glitt über seine Stirn.

„O, nicht doch, nicht solchen Scherz, Leona! Nicht im Scherz darfst du so leichtherzig sprechen von mir. Verbindet uns nicht eine große, starke Liebe in Not und —?"

„Ach, du lieber Ulrich," lachte sie, ihn dicht an sich ziehend, „was grübelst du denn nur wieder! Liebe ist Liebe! Und du weißt doch jetzt hoffentlich, daß ich dich liebe, über alles liebe. Ob ich nun diese oder jene Worte brauche oder auch 'mal einen kleinen Witz mache über Euer Gestrengen, das hat doch mit der Liebe nichts zu thun! — Und nun laß uns von Vernünftigem reden. Mama kommt heut' erst spät nach Hause, ich habe Zeit. Wo können wir uns ungestört sprechen?"

„Am besten wäre es schon, wenn wir eine Droschke nehmen und ein Stündchen spazieren fahren, wo es recht still ist."

Sie nickte einverstanden. „Mama denkt nämlich, ich liege krank im Bett," lachte sie dann.

Sie war entzückend in ihrer schelmischen Freude, der Mutter ein X für ein U gemacht zu haben, und er schalt sich selbst einen Pedanten, der sein Glück nicht zu schätzen wisse, aber so recht harmlos mitfreuen konnte er sich nicht über den gelungenen Streich.

„Noch weiß ich gar nicht, Lieb, was ich dazu sagen soll," gestand er mit ernstem Blick. „Im Moment kann ich dir keine ganz klare Antwort geben."

Das schelmische Lächeln schwand von ihren Lippen, und sie sah ihn einen Moment an, so ernst wie er sie.

Dann traten sie auf die Straße, und bald saßen sie in einer Droschke.

„Leona," fragte er leise, „was überlegst du?"

„Sag mir 'mal, Ulrich, liebst du mich eigentlich, so — wie ich dich liebe? Ueber alles?"

Er erschrak fast über die Frage, er suchte nach der rechten Antwort, als könne sie etwas anderes sein als wie ein einfaches Ja, ein inniger Kuß.

Dann plötzlich zog er sie fast heftig an sich, den rechten Arm um ihre Schulter legend, mit den Blicken sie umfassend, und den Anfang ihrer eigenen Worte wiederholend, sagte er: „Sag 'mal, Leona, glaubst du eigentlich an mich?"

Wieder kam jener schelmische Zug in ihr Gesicht, und sie versetzte: „Ich glaube, daß du gern einen Gott für mich aus dir machen möchtest, ja, ja, das glaube ich, und aus meiner Liebe zu dir eine Art Religion, aber kein fröhliches, glückliches Erdenleben."

Es war so fein, so tief, was sie nun gesagt, so richtig empfunden, daß er es fast wie eine Beschämung für sich selbst empfand, eine zarte Beschämung, welche zuweilen ein Kind mit einer kindlichen und doch so göttlichen Aeußerung einem ernsthaft denkenden, welterfahrenen Manne zu bereiten vermag.

„Leona, Einzige, Liebling, ich liebe dich mehr als mein Leben," flüsterte er hingerissen, „sag, willst du mir einen Beweis geben, daß du an mich glaubst, an mein Herz, an meine Liebe zu dir, an meine Gesinnung?"

„Jeden Beweis, den du haben willst!"

Dann erzählte er ihr von Katharine Wollski, von der Veranlassung, die er gehabt, sich gestern zu verspäten, dabei sorgsam ihr Gesicht beobachtend, jede Bewegung, jedes etwaige Zucken im jeweiligen Licht einer vorübergleitenden Straßenlaterne.

Aber heitere Gleichgültigkeit blieb ruhig über ihren Zügen. Fast zu sehr.

„War sie hübsch?“ fragte sie nur.

„Ich weiß es wirklich nicht,“ sagte er, „ich habe sie gar nicht ordentlich angesehen.“

„Da war sie entschieden nicht hübsch, sonst hättest du es ganz bestimmt bemerkt. Ja, ich glaube, daß du ganz schuldlos und wirklich nur solch ein schrecklich guter Mensch bist, und wahrscheinlich habe ich dich auch nur deshalb so schrecklich lieb,“ lachte sie fröhlich, mit der Fingerspitze sein Kinn hochhebend, „und gar nicht, weil du so blaue Augen und solch wunderschöne aristokratische Nase — Gott! wenn ich meine dagegen sehe! — hast, und solch langen, goldbraunen Schnurrbart und solch liebes Grübchen im Kinn!“

„Still — still!“ flüsterte er, denn sie warf gleichsam ein schillerndes, goldiges Schleiergewebe mit ihrem holden Wesen über sein Seelenauge, und er konnte nichts anderes thun, als sie küssen.

„War das die ganze Probe auf meine Liebe und meinen Glauben an dich?“ forschte sie atemlos, ihn von sich schiebend.

Er schüttelte den Kopf. „O nein, ich habe noch eine Bitte.“

„Und?“

„Komm gleich mit mir. Nimm dich ihrer an. Bitte deine Mutter, sich ihrer auch anzunehmen, wenn sie inzwischen sich nicht selbst geholfen haben sollte. Willst du, Leona?“

„Warum denn nicht? Ich fahre gern mit. Das ist wirklich eine leichte Probe, Ulrich.“

(Fortsetzung folgt.)





Im Finstern.

Novellette von Otto Behrend.

Mit Illustrationen
von Adolf Wald.



„München, den 19. September 1885.

Sehr werter Herr Doktor!

Da Sie ja der sind, den ich meine, der Ostern 1875 vom Johanneum in Hamburg zur Universität abgegangen ist, so würde sich sehr auf ein Wiedersehen morgen, den 20. d. M., im Ratskeller freuen, etwa um sieben Uhr abends

Ihr alter Schulkamerad
Harald Winter,
Durchreisender auf der schönsten Vergnügungsreise."

Die Postkarte dieses Inhalts erhielt ich des Morgens, als ich mich gerade an mein Tagewerk begeben wollte. Ich war damals Assistent an einer chirurgischen Klinik.

Harald Winter — Schulkamerad? Kenne ich nicht, war mein erster Gedanke. Maturum 1875 in Hamburg allerdings richtig — doch Winter, Winter — es muß ein Irrtum sein oder vielleicht ein Ulk. Doch dann blitzte es mir plötzlich auf. Richtig, Harald Winter! — Er war Untersekundaner, als ich in Oberprima saß. Aber ich war nur flüchtig mit ihm in Berührung gekommen. Sah ich da eines Tages meinen kleinen Vetter, der Quartas Bänke drückte, während einer Pause in einer

Ecke des Schulhofs neben einem größeren Schüler stehen. Sie waren in ein Schriftstück vertieft.

„Nun, Paul, was treibst du denn da?“ fragte ich.

„Geh und störe uns nicht,“ erwiderte er hastig. „Winter korrigiert mir mein lateinisches Exercitium.“

„Ich bin gleich fertig,“ bemerkte sein Gefährte.

„Und ein Dutzend Fehler haben Sie mindestens stehen lassen,“ sagte ich im Vollbewußtsein des Abiturienten, der dicht vor dem Examen steht.

„Wetten Sie, daß es nicht so viele sind?“ Der schlanke, sonnenverbrannte Junge mit dem kurzgeschnittenen hellen Haar, den kecken Gesichtszügen und blauen Augen sah mich, ganz seiner Sache sicher, an.

„Ich halte,“ entgegnete ich, „finde ich weniger, nehme ich Sie morgen um zwölf Uhr mit zu Baade zum Frühstück.“

Mit Baade, dem Namen des Besitzers, bezeichneten wir kurzweg die hinter dem Johanneum gelegene Kihnsche Bierhalle, wo in der großen Pause um zwölf Uhr viele Lehrer zu frühstücken pflegten und auch den Primanern das Frühstücken erlaubt war.

Ich sah also das Exercitium durch, und trotz der philologischen Spitzfindigkeit, die ein auf die seltensten Partikeln und Konstruktionen dressierter Primaner nur anwenden kann, gelang es mir doch nicht, mehr als acht Fehler noch anzustreichen, von denen aber mindestens die Hälfte vor einem milderen Richter sicherlich als höchstens nicht ganz klassisch-ciceronianisch durchgeschlüpft wäre.

Ich hatte mich also mit meiner Zuversicht auf die zwölf Fehler ein wenig blamiert, aber ich fand zum Entgelt an Harald Winter einen frischen, aufgeweckten Jungen, mit dem ich mich sehr gut unterhielt. Wir hatten Gefallen aneinander gefunden und gingen deshalb um zwei Uhr nach Schulschluß zusammen in die „Himmelsleiter“,

wo wir bei redlich qualmender Zigarre bis gegen vier Uhr im lebhaften Wechselgespräch Bier tranken.

Einige Tage darauf begann das Maturitätsexamen, und außer bei etlichen flüchtigen Begrüßungen sah ich Harald Winter nicht wieder, und ich hatte auch niemals, seitdem ich die Schule verlassen, wieder etwas von ihm gehört.

Wie ich mir das alles wieder ins Gedächtnis rief, und die Erinnerung an meine Schulzeit sich lebhaft in mir zu regen begann, bekam ich plötzlich Interesse daran, den Genossen einiger fröhlicher Stunden vom Pennal wiederzusehen, und so entschloß ich mich, abends in den Ratskeller zu gehen. Fidel wurde es sicherlich, denn der alte Schulkamerad befand sich ja auf der „schönsten Vergnügungsreise“ — gewiß hatte er gerade sein Referendar- oder Staatsexamen bestanden.

Bald nach sieben Uhr abends saß ich unten im Ratskeller ganz hinten in einer der Nischen des so recht zum gemütlichen Kneipen anheimelnden altertümlichen Raumes. Im hohen Römer blinkte der Rüdesheimer. Ich dachte an meine Schulzeit. Wie manche Sorge bedrückt einen doch da — nicht präpariert, Aufsatz nicht fertig, Xenophon vergessen, Furcht vor Entdeckung eines dummen Streiches und so weiter. Und doch, wenn man es überdenkt, kindliche Sorgen alle, nie im Leben kehrt eine so frohe Zeit wieder, höchstens die ersten Semester auf der Universität ausgenommen. Doch auch da spürt man bisweilen schon das wirkliche Leben. „O schöne Zeit, o selige Zeit!“ ging es mir durch den Sinn.

Ich that einen Zug aus meinem Glase und sah nach der Uhr. Gleich halb Acht. Der langgestreckte Raum war fast noch leer; an einem Tisch nahe dem Büffett saßen die Kellnerinnen unthätig und plauderten miteinander.

Da hallten Schritte vom Eingang her, fröhliches Geplauder und Lachen, und ein Herr mit einer Dame trat

ein. Der Herr ging voran und scherzte, sich halb zurückwendend, mit seiner Begleiterin, worauf er nach rechts und links sah. Das mußte Harald Winter sein. Er war noch immer schlank — ein flotter blonder Schnurrbart zierte seine Oberlippe, das Haar war noch wie früher kurz geschnitten. „Schönste Vergnügungsreise" — also Hochzeitsreise! Das hätte ich mir auch denken können!

Ich erhob mich und ging dem Paare entgegen. Der Herr sah mich an und erkannte mich augenscheinlich sofort.

„Herr Harald Winter?" fragte ich.

„Herr Doktor Evers? — Ja gewiß. Sie haben meine freimütige Karte also nicht übel aufgenommen? Wie mich das freut." Er reichte mir die Hand. „Erlauben Sie — meine Frau, wir sind auf der Hochzeitsreise — aber Lilli, was schlägst du mich denn da? Meinst du, jemand hält uns für etwas anderes, du kleiner Narr? Also meine junge Frau — Herr Doktor Evers."

Ich verbeugte mich nochmals. „Darf ich die Herrschaften bitten — ich habe hier einen Platz gewählt, in den Nischen sitzt es sich am gemütlichsten."

Ich half der jungen Frau beim Ablegen der weißen Federboa und des Jacketts.

Gleich darauf saßen wir am Tische, und das Pärchen bestellte sich nach einigem Hin- und Herreden das Beste von der Speisekarte und nach einer Frage an mich gleichfalls eine Flasche Rüdesheimer.

„Hier ist's nett," sagte die junge Frau und sah sich mit großen Augen um. „Sind Sie oft hier, Herr Doktor?"

„Wie's kommt," entgegnete ich, „oft gerade nicht, aber doch bisweilen."

„Ich glaube, wenn ich in München wohnte, würde ich oft hier sein," meinte sie.

„Natürlich," sagte der Gatte und drehte seinen Schnurrbart.



Sie sahen sich an und lachten so recht von Herzen vergnügt — weiß der Kuckuck, welch kleine Heimlichkeit sie dabei hatten, junge glückliche Ehepaare haben solche ja

immer, und das hatte mich stets erfreut und erfreute mich auch hier. Man weiß, daß alles nur gegenseitig Beziehung hat, daß man selbst als dritter außer Spiel bleibt.

Während wir aßen und nicht sehr eifrig Gelegenheitsbemerkungen wechselten, hatte ich Muße, mir die jungen Eheleute ein wenig näher anzusehen. Er war, was man ein frisches, gesundes Blut nennt, flott in seinen Bewegungen und von herzlicher Galanterie gegen seine „Maus", der er immer die besten Bissen auf den Teller nötigte. Sie war fast noch ein Kind zu nennen mit den großen, dunklen, fragend-lustigen Augen, wie auch ihre lebhaften Bewegungen bei aller Grazie noch etwas Unfertiges zeigten.

Als wir gegessen hatten, und die Kellnerin die Teller abräumte, zog Harald Winter seine Zigarrentasche hervor.

„Gestatten gnädige Frau das Rauchen?" fragte er neckisch.

Ich verbeugte mich daraufhin nur mit stummer Frage, meine hervorgenommene Havanna leicht über den Tisch haltend.

„Aber bitte," sagte die junge Frau ein wenig errötend, „Harald meint es ja gar nicht so, er raucht ja immer," und dann nahm sie, sich ihrem Gatten zuwendend, ihm flugs die Zigarre aus der Hand, biß ihr mit den blitzenden Zähnen die Spitze ab, klopfte sie sorglich auf der Hand, daß der Staub herausfiel, und rauchte sie darauf sachgemäß an.

„Das hat sie gut gelernt, nicht wahr, Herr Doktor?"

„Ausgezeichnet, wirklich," entgegnete ich, „ein Vorzug —"

„Nein, ein Fehler," nahm mir die junge Frau das Wort und reichte die Zigarre ihrem Gatten, „Harald gewöhnt mir lauter Fehler an."

„Bitte, ganz im Gegenteil, ich gewöhne dir alle deine Fehler ab."

„So? Ich habe ja nie welche gehabt.“ Sie lachte fröhlich dabei heraus.

„Na, na, wenn das Wort eine Brücke wäre. — Uebrigens zu deiner Beruhigung, Lilli, deine Fehler kleiden dich alle entzückend.“ Er sprach es mit schelmischem Augenaufschlag.

„Bah, damit fängst du mich nicht, du verstehst ja übrigens gar nichts von Fehlern, hast damals noch acht Fehler stehen lassen,“ was, Herr Doktor?“

„Ach du, dessen erinnert sich der Herr Doktor ja gar nicht mehr,“ sagte Harald Winter, „jetzt ist es aber höchste Zeit, daß ich Ihnen wegen meiner vielleicht nicht ganz bescheidenen Bitte um ein Beisammensein Aufklärung gebe.“

„Hoffentlich hat Harald damit keinen Fehler gemacht,“ unterbrach ihn die junge Frau; „er macht nämlich immer Fehler, heute waren es mindestens schon zehn —“

„Närrchen du. — Sie müssen uns für recht kindisch halten, Herr Doktor,“ sagte nun Harald Winter wieder. „Fehler zu finden ist nämlich seit gestern, wo ich meiner Frau von dem Exercitium erzählte, daß ich vor Jahren Ihrem kleinen Vetter korrigierte, unser neuester Sport. Sie wissen natürlich längst nichts mehr davon, aber mir ist es immer im Gedächtnis geblieben. — Nun wollen wir aber einmal ganz vernünftig sein, Lilli, laß mich dem Herrn Doktor berichten.“

„Muß ich wirklich vernünftig sein?“ fragte Lilli bedauernd.

Sie war allerliebst, und gewiß, was die beiden bisher miteinander getrieben hatten, war zumeist alles andere eher, als vernünftig gewesen. Doch beide gefielen mir ungemein, sie flößten mir Sympathie ein, und da freut man sich gern an einem jungen Glücke mit.

Harald Winter erzählte mir also, daß er unser ge-

meinsames Erlebnis auf der Schule nie vergessen habe; er sei stets stolz gewesen auf seine Leistungen bei dem ersten studentenmäßigen Frühschoppen mit einem so viel älteren Kameraden, der wenige Wochen darauf schon in ein Corps eingesprungen sei.

„So wissen Sie, daß ich Corpsstudent war?" fragte ich.

„Versteht sich — Sie waren Hasso-Borusse in Freiburg."

„Und wo waren Sie aktiv, wenn ich fragen darf?"

„Hannovera sei's Panier!"

Er erhob sein Glas, wir stießen kräftig an, auch die junge Frau mit. Nun gerieten wir ins Fahrwasser studentischer Erinnerungen. Schließlich aber kamen wir auf die Gegenwart zurück.

„Merkwürdig," sagte Winter, „ich habe immer ab und zu einmal von Ihnen gehört. So wußte ich auch, daß Sie in München seien, und da konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, Sie um ein Wiedersehen zu bitten."

„Und da bringt er zu Ihrer Ueberraschung noch ein Anhängsel mit," setzte die junge Frau hinzu.

„Zu meiner angenehmsten Ueberraschung, auf mein Wort," sagte ich.

„Und wieder finden Sie mich in der gleichen Lage wie damals als Sekundaner," lachte Winter.

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, Sie sehen mich vor einer Aufgabe, die ich korrigieren soll."

„Ist der Mensch keck," fuhr Lilli auf. „Warte nur, dafür entgehst du aber deiner Strafe nicht — nein, so etwas ist mir doch aber noch nicht begegnet."

„Gnädige Frau, eine leichtere Aufgabe hat er jedenfalls noch nie gehabt."

„Siehst du, Harald, der Herr Doktor giebt mir recht

— das habe ich dir auch schon gesagt. Du bist meiner gar nicht wert, ich habe dich ja auch eigentlich gar nicht haben wollen."

„Und ich dich nicht."

„So? Du hast mich ja aber geradezu gezwungen, es war ja die reine Erpressung."

„Entstellung der Thatsachen. Es war doch mein Privatku—, meine Privatsache, das ging dich doch gar nichts an."

„Ich bezog es aber auf mich, und andere thaten es auch."

„So hast du mir eben den Dolus untergeschoben, und andere thaten es auch."

„Was, Dolus? Das verstehe ich nicht. Ich weiß nur, daß du ein ganz schlechter Mensch bist, mit dem sich gar nichts anfangen läßt."

Sie that, wie erschöpft von dem scheinbaren Streite, einen Zug aus ihrem Glase; er neigte lächelnd seinen Römer gegen sie und sprach: „Bist du böse, Lilli, wenn ich das dem Doktor erzähle?"

„Was?"

„Nun, wie wir uns beide nicht haben wollten und uns doch miteinander verloben mußten."

Sie sah mich an, als wolle sie prüfen, ob ich die Erzählung hören dürfe.

„Bitte, gnädige Frau, geben Sie Ihre Erlaubnis," bat ich, „ich leere auch in Verehrung mein Glas. Ich habe so etwas von einem Privatku—, einer Privatsache gehört, das mir höchst interessant scheinen wollte."

„Harald kann thun, was ihm gefällt, ich will nichts hören," entgegnete sie. „Ich lese mittlerweile die Fliegenden Blätter."

Mit schnellem Griff zog sie ihrem Manne die Zeitschrift aus der Tasche des offenstehenden Jacketts und

rutschte seitwärts in die Ecke, wo sie sich gebeugten Hauptes in ihre Lektüre vertiefte.

„Hm, hm!“ räusperte Winter sich und beugte sich nach einem lustigen Blick auf seine Frau etwas über den Tisch vor, „zwei Jahre sind es her, als ich mich nach Schluß des Sommersemesters zur notwendigen Erholung von meinen anstrengenden Studien — Was hustest du da so verdächtig, Lilli?“

„Ich? Gar nicht.“

„So? — Also zur notwendigen Erholung von meinen anstrengenden Studien in die Schweiz begab. Als Standquartier wählte ich Luzern, und dort im Hotel National lernte ich verschiedene Menschenkinder kennen, unter anderen einen Bremer Reeder Namens Wittenhagen, einen charmanten Herrn, der sich ebenfalls längere Zeit mit seiner Tochter dort aufhielt. Er war ein stattlicher Mann mit dichtem, graumeliertem Vollbarte, so etwa fünfzig Jahre, das Töchterchen — nun, Sie erlassen mir wohl die Beschreibung, denn sie thut gar nichts zur Sache, nur das eine: das Töchterchen trug damals einen wunderbar schönen, langen Zopf, der sich merkwürdigerweise, wenn man mit ihr sprach, oft ganz zufällig nach vorn verfügte, damit ein schlankes Händchen mit seinem losen Ende spielen könne.“

Er lugte, während er die letzten Worte etwas zögernd sprach, seitwärts nach seiner Frau, wie jemand, der auf seiner Hut sein will; doch die rührte sich nicht. So fuhr er denn fort.

„Ich lernte den wackeren Herrn in kurzer Zeit sehr schätzen, und um mich gegen ihn liebenswürdig zu erweisen, schenkte ich auch seinem Töchterchen einige Aufmerksamkeit. Das gefiel aber dem Herrn Papa gar nicht, wie ich bald bemerkte, und eines schönen Tages benutzte er eine passende Gelegenheit, um seine Meinung zu sagen,

daß er ein entschiedener Gegner vom Heiraten sei, wenn sich der Mann nicht schon durch eigene Kraft eine feste Stellung in der Welt geschaffen habe. „Schreibe dir's hinter die Ohren, Harald," dachte ich, dachte aber weiter, daß ich doch noch gar nicht ans Heiraten dächte, mich die Bemerkung demnach eigentlich auch gar nichts anginge."

„Gottvoll, wirklich großartig!" murmelte Lilli, über ihr Blatt gebeugt.

„Sagtest du etwas, Maus?"

„Nein, nur zu mir — über den einen Witz hier."

„Ah so — ich dachte schon —. Na also, ich setzte meine bescheidenen Huldigungen fort, ich durfte doch nicht merken lassen, daß ich mich in übergroßer Sensibilität hätte getroffen fühlen können. Es hätte den wackeren alten Herrn ja peinlich berühren müssen. Ich konnte das auch ohne Gefahr thun, denn meine bescheidenen Huldigungen fanden gar keine — nein, nicht die geringste — nicht die allermindeste" — er sprach wieder zögernd und lugte seitwärts nach der Lesenden, die aber mit keiner Wimper zuckte — „Erwiderung. Und was mich anbetrifft, so hatte ich ja auch gar keine andere Absicht, als den alten Herrn zu erfreuen, indem ich seinem Töchterchen ein wenig die Zeit vertrieb."

„Un—ver—schämt!" sagte Lilli gedehnt, halblaut. „So heißt hier nämlich eine Ueberschrift," setzte sie hinzu. „Verzeihung, wenn ich störte."

„O bitte," sprach Harald, „ganz und gar nicht." Dann fuhr er zu mir gewendet fort: „Nun wurde eines Tages ein Ausflug nach Entlebuch verabredet. Daran nahmen teil der Professor der Aegyptologie Doktor Braunbach und Gattin, Herr Wittenhagen aus Bremen nebst Töchterchen und stud. jur. Harald Winter. Wir fanden uns zum Frühzuge auf dem Bahnhof ein und bekamen ein Coupé für uns allein, so eins, wissen Sie, wo ein

Gang zwei Sitze von den vier anderen scheidet. Verteilung der Plätze an der viersitzigen Seite: am Fenster vorwärts fahrend die Frau Professor, neben ihr Papa Wittenhagen, ihr gegenüber der Herr Professor, neben diesem Fräulein Wittenhagen, Zopf nach vorne, natürlich, dann schräg gegenüber —"

„Harald, du bist abscheulich," fuhr plötzlich die junge Frau auf und ließ energisch das Blatt sinken.

„Das weiß ich," entgegnete Harald ganz gelassen, „aber so weit bin ich ja noch gar nicht — meine Abscheulichkeit kommt ja erst. Lies nur weiter." Und er rückte ihr die Zeitschrift wieder in die Hand und beugte mit einigem Zwange ihr nicht ganz freiwillig nachgebendes Köpfchen darüber.

„Also," fuhr er fort, „Zopf — ja, bis dahin war ich, na, Sie wissen es ja schon — dann schräg gegenüber, allerdings durch den schmalen Gang getrennt, saß Harald Winter, noch nichts in der Welt als inaktiver Corpsbursch und stud. jur. mit zehn Semestern, bis dato ohne Gedanken ans Examen.

Es war ein lachender Augustmorgen, die Sonne lachte vom blauen Himmel, die weiten Fluren lachten, und auch wir Ausflügler lachten viel, selbst der Herr Professor nicht ausgenommen, der überhaupt trotz aller Gelehrsamkeit so recht vergnügt vor sich hin lachen konnte. Vom Tage selbst ist nun nichts für den Fall Wichtiges zu erzählen, nur daß die heiterste Stimmung ununterbrochen anhielt. Fräulein Tochter und Herr Studiosus trugen dazu nicht am wenigsten durch himmlisch rosenrote Laune bei.

Auf der Rückfahrt gegen Abend gelang es uns wieder, ein Coupé für uns allein zu erwischen, und so ganz von selbst setzte sich auch jeder wieder an seinen alten Platz — mir also schräg gegenüber saß, nur durch den schmalen Gang getrennt, das Töchterchen mit dem" — er machte

eine kurze Pause und blinzelte zu seiner Frau hin, die aber, ohne aufzublicken, dasaß — „ich meine,“ fuhr er fort, „mit dem Blumenstrauße, den wir zusammen gepflückt hatten, auf dem Schoße.

Jetzt weiß ich nicht, ob Sie die Bahnstrecke dort kennen, Herr Doktor, aber dicht bei Luzern ist ein ziemlich langer Tunnel, und als wir diesen in tiefem Schweigen durchfuhren — solch ein Schweigen tritt im beengenden Dunkel eines Tunnels ja immer ein, wenn die Wagen nicht beleuchtet sind — da packte mich plötzlich der helle, alles vergessende Uebermut, und ich küßte — nein, nicht das Töchterchen mit dem Zopfe, Gott bewahre, die hätte ja gefaucht und gekratzt wie ein wildes Kätzchen — nein, nur ziemlich laut und vernehmlich meine eigene Hand. Was ich mir dabei in jenem Augenblick dachte, weiß ich heutigen Tags noch nicht, es war wohl die willenlose Quintessenz des himmlischen Tages, wenn ich mich so ausdrücken darf, oder der Uebermut, der in jedem Menschen steckt, oder ein Knuff ins Genick, den mir mein gütiges Schicksal gab und der heißen sollte: „Vorwärts, deinem Unglück entgehst du doch nicht.“

„Harald,“ ertönte mahnend die Stimme der jungen Frau, „du wirst mir doch gar zu frech. Ich — dein Unglück!“

„Au!“ schrie er auf und rieb sich den Arm, sie hatte ihn unversehens herzhaft gekniffen.

„Siehst du, da hast du dein Unglück — finde dich damit ab, ich freue mich schon wegen des schönen blauen Flecks. Reibe nur weiter; ich höre jetzt aber zu, damit du mir nicht ganz über den Strang schlägst.“

„Also, Herr Doktor,“ sprach Harald nach tiefem Aufatmen, „der Kuß war verhallt, tiefe Stille im Coupé und schwarze Nacht — der Zug rauschte, er rauschte stärker, heller ward es und heller, und rutsch! sausten wir hinein

in den blendenden Schein der sinkenden Sonne. Daß ich sehr unüberlegt gehandelt hatte, war mir schon klar geworden, aber zur vollen Erkenntnis der Folgen kam ich erst, als ich mir schräg gegenüber ein glühend rotes, tödlich verlegenes Gesichtchen und im weiteren drei andere Gesichter mit unbegreiflichem Ausdrucke bald auf mich, bald auf das glühend rote Gesichtchen gerichtet sah.

Ein Kuß war gefallen, jeder hatte ihn gehört, das Faktum stand fest. Wer konnte nun geküßt haben? Der Professor seine Frau? Kam nicht mehr vor. Der Papa die Frau Professorin? Undenkbare Verirrung! Der Papa sein Töchterchen? Mit solchem Tonfall, heimlich im dunklen Tunnel? Glaubte kein Mensch. Der Professor Fräulein Lilli? Ja, wenn sie eine eben ausgegrabene, fünftausend Jahre alte ägyptische Königstochter gewesen wäre! Oder der Papa den Professor oder die Professorin den Papa, oder der Professor mich, oder das Töchterchen den Professor, oder mich der Papa, oder ich den Professor, oder die Professorin mich, oder ich den Papa oder gar die Professorin, oder die Professorin das Töchterchen oder — alles pure Unmöglichkeiten, man mochte kombinieren oder variieren, wie man wollte."

„Also, Herr Doktor," nahm nun plötzlich die junge Frau das Wort, „blieb nur eines übrig, daß der Herr Student das Fräulein Wittenhagen geküßt habe, denn an einen Kuß auf die eigene Hand glaubte kein Mensch, und darauf war es abgesehen gewesen, das lasse ich mir nun und nimmer abstreiten. Er wußte sehr wohl, daß es nur die eine Möglichkeit gab."

„O bitte, du hättest doch auch mich geküßt haben können," fiel der Eifrigen ihr Gatte in die Rede.

Einen Augenblick war die junge Frau ganz baff, wie man so sagt, dann aber sprach sie mit unheimlicher Ruhe:

„Ich weiß noch keine Strafe für so etwas, aber ich werde schon eine finden und die wird schrecklich sein.“ Und mit schicksalsschwerer Stirn ließ sie sich in ihre Ecke zurücksinken.

„Die Erzählung läßt sich nun kurz zu Ende führen,“ fuhr jetzt Harald Winter fort. „Jeder glaubte natürlich, daß der Student und das Töchterchen im vollen Einvernehmen den nicht mißzuverstehenden Klang in altbekannter und beliebter Weise hervorgebracht hätten. In peinlichen Gefühlen wurde der glücklicherweise nur noch kurze Rest der Fahrt zurückgelegt, die älteren Herrschaften suchten vergeblich ein Gespräch in Gang zu bringen, ich sah, mich auf die Lippen beißend, in schauerlicher Selbstmordstimmung zu Boden, das Töchterchen war dem Weinen näher als dem Lachen — kurzum, eine Situation wie unmittelbar vorm Weltuntergang.

Als wir wieder im Gasthof waren, klopfte es, bald nachdem ich mein Zimmer aufgesucht, an meine Thür. Papa Wittenhagen trat ein, sehr ernst und feierlich.

„Mein Herr,“ sprach er, „ich bin ein Feind von vielen unnützen Worten und bin es gewohnt, aus feststehenden Thatsachen unbeirrt die nicht zu vermeidenden Folgerungen zu ziehen. Es bedarf jedenfalls Ihrer weiteren Zustimmung nicht mehr, daß ich noch heute abend Ihre Verlobung mit meiner Tochter bekannt gebe. Nur so ist Ihr beiderseitiges unbegreifliches Verhalten wieder gutzumachen. Bitte, sagen Sie mir nichts, was ich Ihnen ebensowenig glauben könnte wie meiner Tochter. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie sich jetzt mit allen Kräften daran machen, Ihr Examen zu bestehen —“

„Aber ich habe noch so gut wie nichts gethan,“ bemerkte ich etwas kleinlaut.

„Desto mehr können Sie zeigen, was Ihnen meine Tochter wert ist.“

„Das werde ich Ihnen beweisen, liebster Herr Wittenhagen —"

„Bitte, jetzt keine Ueberschwenglichkeit. Ich ersuche Sie nur, baldmöglichst in unser Zimmer zu kommen." —

Denselben Abend noch wurde die Verlobung gefeiert, und wir waren beide nicht unglücklich darüber, meinerseits weiß ich dies wenigstens gewiß, wenn wir uns auch eigentlich gar nicht gern hatten und ganz wider Willen nur eines dummen Streiches wegen miteinander verlobt wurden. Was, Lilli?"

Er reichte ihr die Hand hin, die sie herzlich drückte, und ich hatte die Ueberzeugung, daß hier der Zufall oder das Schicksal den Knoten zu einem wahrhaft glücklichen Bunde geschlungen habe.

— — — — — — — — — — — —

In fröhlichster, oft geradezu ausgelassener Stimmung verbrachten wir den Abend. Es war weit über Mitternacht, als ich den letzten Tropfen in die Gläser schenkte und wir lustig auf den ominösen Glückskuß anstießen.

Ich begleitete darauf das Pärchen bis an den „Rheinischen Hof", wo sie abgestiegen waren, und verabschiedete mich mit herzlichem Händedruck und dem Wunsche auf fröhliches Wiedersehen einmal irgendwo in dieser schönen Welt. Anderen Nachmittags wollten sie weiterreisen.

Aber ich sollte beide schon sehr bald wiedersehen. Am folgenden Vormittag wurde mir ein Billet Harald Winters durch meine Hauswirtin in die Klinik nachgeschickt. Er bat mich, doch sobald als möglich zu ihnen zu kommen, seine Frau habe sich den Fuß verletzt.

Sobald ich mich freimachen konnte, eilte ich in den „Rheinischen Hof" und fand die junge Frau auf dem Sofa liegen; ihr Gatte las ihr aus einem Romane vor; sie kühlten den verletzten Fuß mit Eis.

Winter ging mir entgegen und bat um Entschuldigung,

daß er mich bemüht habe; doch sie hätten nicht gern einen unbekannten Arzt rufen lassen wollen, seine Frau sei, als



sie vor einigen Stunden hätten ausgehen wollen, auf der Treppe ausgeglitten und habe sich den linken Fuß verstaucht.

Ich untersuchte den Fuß aufs genaueste, einen ent-

zückenden kleinen Fuß, weiß wie von einer Elfe und tadellos wohlgebildet. Am Knöchel war eine Schwellung bemerkbar.

„Gnädige Frau," sprach ich, mich erhebend, „die Sache ist glücklicherweise noch gut abgelaufen. Eine kleine Dehnung der Bänder, ein wenig Bluterguß, eine unbedeutende Kontusion des Knöchels — ich denke, wenn Sie fleißig weiterkühlen, brauchen Sie Ihre Abreise nur um ein paar Tage zu verschieben. Ich werde heute nachmittag noch einmal vorsprechen und hoffe dann, eine leichte Bandage anlegen zu können, die es Ihnen erlauben wird, spazieren zu fahren oder auch ein wenig auszugehen, damit Sie nicht immer ans Zimmer gefesselt sind."

Wir plauderten hierauf noch ein Viertelstündchen, dann ging ich.

Als ich nachmittags wiederkam, fand ich meine Erwartungen bestätigt, ich konnte eine Bandage anlegen und sogar die Erlaubnis zum Theaterbesuch geben.

Zwei Tage darauf begleitete ich meine niedliche Patientin an den Zug; die Sache ging schon wieder ganz leidlich. Es wurde viel gelacht und gescherzt. Unser Abschied war herzlich.

Als seine Frau schon im Coupé saß, nahm Winter mich nochmals beiseite. „Bitte, Herr Doktor — verzeihen Sie — aber das rein Geschäftliche muß auch sein. Meine Adresse wissen Sie ja schon, doch ich habe sie Ihnen hier nochmals aufgeschrieben: Bremen, Contrescarpe 19. Sie senden mir dahin die Liquidation."

„O nein, ich praktiziere ja gar nicht, ich bin klinischer Assistent, und wenn es nicht ein Freundschaftsdienst gewesen wäre, so hätte ich ihn gar nicht geleistet. Also bitte, kein Wort davon."

„So nehmen Sie meinen allerherzlichsten Dank."

Einige Minuten später dampfte der Zug zur Halle

hinaus. Noch lange sah ich Frau Lillis wehendes Taschentuch und Harald Winters grüßend geschwungenen Hut.

* * *

Nicht ganz zwei und ein halbes Jahr waren vergangen, als mich eine Reise nordwärts nach Hamburg führte. Ich hatte das vorteilhafte Angebot erhalten, als Assistent in eine bekannte Privatklinik mit der Aussicht einzutreten, sie bald selbständig als Eigentümer zu übernehmen. Die Sache gefiel mir bei näherem Ansehen, und ich schloß ab. Nach Ablauf meiner Münchener Verpflichtungen sollte ich mein neues Amt beginnen.

Als ich mich nun wieder zur Rückreise vorbereitete, dachte ich, was ich wohl am besten mit den mir noch zur Verfügung stehenden sechs Tagen machen könne, denn die Sache hatte sich schneller erledigt, als ich es für möglich gehalten hatte.

„Ich besuche zunächst einmal Winters in Bremen," entschloß ich mich. „Ich bin ihnen einen Besuch schuldig, sie haben mich ja so dringend darum gebeten, wenn mich je mein Weg in ihre Nähe führe." Wir hatten seit ihrer Anwesenheit in München gelegentlich Nachrichten ausgetauscht, und so wußte ich, daß es ihnen gut ging, und daß Frau Lilli ihren Gatten vor etwa anderthalb Jahren mit einem gesunden Jungen beschenkt habe. Sie hatten es sich auch nicht nehmen lassen, für meine ärztliche Hilfeleistung trotz meiner Ablehnung noch erkenntlich zu sein. Einige Wochen nach ihrer Abreise war eines Tages eine Kiste bei mir eingetroffen, der Deckel bemalt mit zwei Flaschen und der Mahnung „Vorsicht — Glas" in dicker, schwarzer Farbe. Sie enthielt zwölf Flaschen des feinsten Cognaks. Papa hätte gerade eine große Sendung erhalten, schrieben sie dazu in einem gemeinsamen Briefe, abwechselnd jedes eine Zeile, und da seien

die paar Flaschen übrig gewesen. Heitere, übermütige Stimmung sprach aus dem Briefe, dem ihr wohlgelungenes Porträt beilag.

Ich fuhr also von Hamburg nach Bremen und wurde aufs liebenswürdigste von dem jungen Ehepaar aufgenommen. Man merkte ihnen wirklich die Freude an, mich wiederzusehen, und ich verliebte mich geradezu ein wenig in die kleine Frau, was vordem nicht der Fall gewesen war. Sie war fast noch ganz wie damals im Ratskeller, das mädchenhafte, ausgelassen-lustige Ding, nur ein klein wenig voller in den Formen, und ab und zu ging ein ernsterer Zug durch ihr Wesen, wenn sie sich unbeobachtet mit ihrem Kinde wähnte. Und wenn man sie dann sah, wie sie mit dem hübschen, pausbäckigen Jungen scherzte und tollte, mußte man sie für seine ältere Schwester halten.

Angenehmer konnte ich die mir noch zu Gebote stehenden Tage gewiß nicht verbringen als bei dem liebenswürdigen Ehepaar, von dem mir sofort ein hübsches Fremdenzimmer eingeräumt wurde.

Gleich am ersten Abend lernte ich auch Frau Lillis Familie kennen, die mir zu Ehren sofort eingeladen worden war, Vater, Bruder und Schwester; die Mutter war seit etwa zehn Jahren tot.

Vom alten Wittenhagen hatte ich mir ja schon ein Bild nach seines Schwiegersohns Erzählung gemacht. Die Wirklichkeit entsprach dem. Der reiche Reeder war ein wohlansehnlicher Mann von vornehmen, gewinnenden Manieren; über ihm lag der Ernst, der sich dem Leiter umfangreicher und mannigfache Sorge mit sich bringender Geschäfte unwillkürlich aufprägt; er sprach nicht viel, aber was er sprach, hatte Hand und Fuß. Lebhafter ward er nur, wenn die Rede auf seine Liebhaberei, die bildenden Künste, kam.

John, der Bruder, der etwa dreiundzwanzig Jahre zählte, mit dem kurzen, spitzgeschnittenen dunklen Vollbarte, der tadellosen Frisur, der eleganten Kleidung, vom Schlips modernster Zeichnung bis zu den glänzenden Lackstiefeln, war das Urbild eines reichen Kaufmannssohnes. Er trat ziemlich selbstbewußt für sein Alter auf, doch aus seinen Augen sprach Gutmütigkeit und Offenheit, und nachdem erst einmal das Eis zwischen uns gebrochen war, offenbarte sich in ihm immer mehr neben der äußeren Aehnlichkeit der Gesichtszüge auch eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem lustigen Charakter seiner jüngeren Schwester Lilli. Vor einiger Zeit nach längerem Aufenthalte in Veracruz in die Heimat zurückgekehrt, war er seitdem im Geschäfte seines Vaters thätig.

Mit Vater und Sohn kam am Abend auch Inez, Johns und Lillis ältere Schwester. Ich muß hier nun gestehen, daß sie ganz gegen meine Erwartungen gar keinen Eindruck auf mich machte, ja noch mehr, mich enttäuschte. Ich hatte gedacht, sie müsse ihrer Schwester ähnlich sein, und mich deshalb auf ihre Bekanntschaft gefreut, und nun war dies ganz und gar nicht der Fall. Sie war ja nicht häßlich, aber ich konnte sie auch nicht hübsch nennen, ihre Gesichtszüge traten nicht hervor, nur ihre grauen Augen waren schön, aber still und betrachtend, nur selten von frischerem Leben durchleuchtet.

Ich achtete eigentlich kaum auf sie, denn auch ihre Beteiligung an der Geselligkeit ärgerte mich. Sie konnte mit Eifer bei einer allgemeinen Unterhaltung sein, dann sich aber auch unbemerkt daraus zurückziehen und schweigen, so daß man sie ganz vergaß. Daß ein derartiges Wesen oft gerade tief innerlich angelegten Naturen eigen ist, sagte ich mir damals nicht, ich war eben im Bann der fröhlichen Lilli, und was nicht in ihrem Fahrwasser mitfuhr, gefiel mir nicht.

Während meines Aufenthaltes in Bremen widmeten mir die einzelnen Familienmitglieder ihre Zeit, soviel ihnen nur möglich war. Aber der Referendar Winter und die beiden Kaufherren konnten sich außer über Mittag und am Abend trotz besten Willens nicht viel freimachen, und so blieb ich zumeist auf die Gesellschaft der Schwestern angewiesen, wenn ich nicht allein einen Ausgang machte.

Am dritten Tage ging ich gegen Mittag mit den beiden Schwestern aus, sie wollten mir einige Sehenswürdigkeiten ihrer Vaterstadt zeigen. Es war ein trüber, unfreundlicher Tag, in großen Flocken fiel naßkalter Schnee. Wir besahen das Rathaus und den Roland, den wir mit Schneeballen bombardierten, wobei die Damen sich freilich etwas ungeschickt anstellten.*) Dann ward es Lilli zu ungemütlich in dem Wetter, und wir huschten eiligst in den Dom. Nachdem wir uns darin umgeschaut, rief Lilli: „Nun zu unserer Gräfin! Sie haben doch schon vom Bleikeller gehört, Herr Doktor?"

„O gewiß, und es interessiert mich sehr, ihn zu sehen — ein sonderbarer Fall von Mumifizierung in unserem Klima."

„Na, hoffentlich packt man mich nicht einmal hinein," sagte Lilli lachend, „ich möchte da nicht als Stockfisch ewig leben."

Wir betraten den Raum, der nur durch wenige hinabführende Stufen von der Kirche getrennt und durch meistens offenstehende Fenster der freien Luft zugänglich ist. Er hat die seltsame Eigenschaft, daß in ihm keine Verwesung, sondern eine Mumifizierung der Leichen eintritt.

Da lagen die Toten in den offenen Särgen, selbst für empfindsame Seelen kein unangenehmer Anblick. Der Küster war in der Kirche geblieben, da er die beiden jungen Bremerinnen kannte.

*) Siehe das Titelbild.

Lilli stellte mir ihre guten Bekannten vor: den vor mehr als vierhundert Jahren vom Kirchturm gestürzten Zimmermann, den in einem Raufhandel erstochenen Studenten, die böhmische Gräfin, den schwedischen General mit seinem Adjutanten.

„Sehen Sie nur die dicke Excellenz," sprach sie, „und das winzige Leutnantlein daneben; ich bin immer in Versuchung, dem Dicken freundschaftlich eins auf die wohlig gefalteten Hände zu klapsen, mit denen er uns noch begreiflich macht: „Seht, so wohlgerundet war mein Wanst" — jetzt freilich versunkene Herrlichkeit." Und wirklich trat sie hinan, als wenn sie ihre Worte wahr machen wollte.

„Aber gnädige Frau —" ich erhob Einsprache, doch nicht, weil es mich trieb, den losen Uebermut zu verhindern, meinetwegen mochte sie klapsen, soviel sie Lust hatte, es paßte zu unserer ganzen Stimmung, sondern nur, weil ich fürchtete, eine verweisende Ermahnung der ernsten Schwester möchte eine Mißstimmung hervorrufen. Desto mehr verwunderte es mich nun, daß Inez ruhig sagte: „Der General hatte sich wirklich ein ansehnliches Bäuchlein angemästet, der hat sicher sein Leben reichlich genossen, aber das arme junge Blut, der Adjutant — nun, jedenfalls hat er auch im wilden Getriebe des Krieges schon genug Freuden gekostet gehabt. Ich muß immer denken, wie lustig sie vielleicht ihren letzten Abend zugebracht haben, und wie sie dann anderen Morgens selbander ins Feld ritten und nach ruhmvollem Reitertod auf grünem Rasen hier hereingebracht wurden."

Erstaunt sah ich Fräulein Inez an. Wenn sie an diese beiden Toten Gedanken knüpfte, hatte ich gemeint, müßten sie tief schwärmerisch und elegisch sein, und nun sprach sie so lebensfroh und verständig. Unsere Augen trafen sich — sie hatte ja schöne Augen, und jetzt in der klaren, durch keinen Sonnenstrahl, kein Lampenlicht be-

einträchtigten Helle zwischen den weißen Wänden der oberirdischen Gruft traten mir plötzlich auch ihre Züge bis in die feinsten Linien deutlich erkennbar entgegen.

Wie hatte ich nur dieses Gesicht für nichtssagend, für ausdruckslos halten können! Inez Wittenhagen war schön, weit schöner als ihre Schwester.

In ruhiger, vernünftiger Stimmung besahen wir noch verschiedenes, ich benutzte, so oft ich konnte, die Gelegenheit, mich in Inez' Gesicht zu vertiefen. Ich sah jetzt alle seine Linien genau, ganz genau; wirkliche, aus dem Inneren geborene Schönheit lag darin. Wie hatte ich das bisher nur nie gesehen und konnte es jetzt gar nicht mehr anders sehen! Sehen wir Menschen nicht nur mit den Augen?

— — — — — — — — — — — —

Der letzte Tag meiner Anwesenheit in Bremen, ein Sonntag, kam heran. Noch einmal hatte sich der Winter mit ganzer Strenge eingestellt, viel Schnee war gefallen, außerhalb der Stadt breitete sich eine prächtige Schlittenbahn aus.

Mein Interesse, das ich an Inez Wittenhagen gewonnen hatte, war in der Zwischenzeit nicht geschwunden, ich hatte ihr weit mehr Aufmerksamkeit zugewendet als früher, sie war infolgedessen aus ihrer Zurückhaltung herausgetreten, und wir waren besser miteinander bekannt geworden.

Ihr Wesen hatte mein Herz berührt, und ich fragte mich oft, ob dies nicht Liebe sei. Ich wußte diese Frage nicht zu entscheiden, ebensowenig wie die entsprechende andere, ob sie Liebe für mich empfinde.

Wie wäre es, wenn du dich um sie bewürbest? fragte ich mich auch oft. Ja, da kamen mir aber mannigfache Bedenken. Wirst du dir nicht einen Korb holen? Wird sie dir wirklich immer so gut gefallen, wie du es jetzt in

ihrer Nähe meinst? Wird sie dir das sein können, was du von einer Frau erwartest? Wird die in glänzenden Verhältnissen Aufgewachsene sich in die einfachere Lage, die du ihr nur bieten kannst, hineinfinden, und ist es gut, die Freiheit aufs Ungewisse hin zu opfern? Warum ist sie mit ihrem Reichtum bei fünfundzwanzig Jahren noch nicht verheiratet, das muß doch einen Haken haben? Kurz und gut, ich hatte allerlei Bedenken. So geht es, wenn man in den Dreißigen vorschreitet, ohne fürs Leben gewählt zu haben, man wird zu bedenklich, das eine Gefühl „Liebe" wirft nicht mehr alle übrigen Erwägungen blindlings über den Haufen wie in jüngeren Jahren.

Ich kam also zu dem Entschluß, die Finger davonzulassen. Diesen Entschluß faßte ich am Sonntagmorgen, als ich, zeitig erwacht, noch ein Stündchen mit Bewußtsein träumend im warmen Bette lag. Aber mir war im tiefsten Innern nicht so ganz gemütlich. Ich dachte: Wenn ich nur erst wieder in München sitze, meine Kranken besuche, mit meinen Bekannten esse, im Café Karlsthor meinen Mokka schlürfe, abends ins Hofbräuhaus gehe und darauf friedlich nach Hause, wo ich Herr bin ganz allein — das ist doch das Wahre. Ja, das glaubte ich, denn ich hatte es ja bisher wirklich immer so gefunden, und nun redete ich es mir wieder so lange vor, bis ich es glaubte.

Nachdem ich mich angekleidet hatte, ging ich ins Wohnzimmer, bald darauf erschien auch Harald Winter und wenig später Frau Lilli in einem reizenden Morgenkleide. Den Morgen verbrachten wir höchst gemütlich eigentlich mit gar nichts. Wir Herren rauchten, plauderten, klimperten Klavier, Frau Lilli warf einmal einen Blick in Hausstand und Küche, wir ließen den Jungen Geh- und Sprechversuche machen, spielten einige Partien Sechsund-

sechzig, kurzum, lebten in angenehmster körperlicher und geistiger Faulheit dem Mittagessen entgegen, das wir Punkt zwölf Uhr einnahmen.

Um ein Uhr fuhr mit lustigem Geläute der Schlitten vor, der uns schnell zu Herrn Wittenhagens stattlichem Hause brachte. Dort hielt schon ein zweiter Schlitten, mit einem Paar flotter Schimmel bespannt. Wir stiegen aus, um die Herrschaften zu begrüßen, die uns schon erwarteten. Herr Wittenhagen mit dem jungen Ehepaare in dem einen, John und Inez mit mir im anderen Schlitten, so fuhren wir im verhaltenen Tempo zur Stadt hinaus und dann, was die Pferde ausgreifen konnten, durch das weite, weiße Blachfeld die schimmernde Chaussee entlang nach Vegesack, das auch im winterlichen Kleide seine landschaftlichen Reize nicht verleugnete. Es war eine Lust, so leicht und frei dahinzufliegen und das Auge, wenn es nicht auf den Genossen der Fahrt weilte, in ungemessener Runde über die winterliche Gegend schweifen zu lassen. Nachdem wir in Vegesack bei einem guten Kaffee einige Zeit verweilt hatten, kehrten wir auf gleichem Wege zurück und trafen erst im Dunkeln zu Hause wieder ein.

Ich hatte mich mit den Geschwistern im Schlitten ausgezeichnet unterhalten, Inez war weit gesprächiger gewesen, als sie es sonst zu sein pflegte, und John hatte das leichtsprudelnde, humoristische Element abgegeben, dessen überspringende Funken wir beiden anderen gern auffingen und im eigenen, sowie zum allgemeinen Nutzen verwendeten. Es traten nämlich zwischen uns bisweilen ganz plötzlich kurze Stockungen oder Unsicherheiten in der Unterhaltung ein, wie beim Suchen nach einem richtigen, nicht gleich sich bietenden Ausdruck, oder beim nicht sehr glücklichen Verbessern einer nicht so ganz gefallenden, vielleicht zu mißdeutenden Redewendung, wie es mitunter von Menschen

geschieht, denen darum zu thun ist, ihre Worte vor dem Aussprechen unvermerkt schnell noch ein wenig auf die Wagschale zu legen. Bei mir war dies ja erklärlich, und bei Fräulein Inez deutete ich es so, als habe ich doch vielleicht schon gegen meinen Willen gelegentlich etwas durchblicken lassen, was ihr Vorsicht anempfahl. Wie seltsam beeinflußt sind doch oft in gewissen Lebenslagen die Gedanken und Schlüsse, wie so ganz subjektiv nur nach den eigenen Absichten gedreht und gedeutet!

Um halb neun Uhr abends waren wir noch einmal zu einem Abschiedsmahl bei Wittenhagen eingeladen. Ich packte meinen Koffer, denn anderen Morgens zeitig sollte es auf die Reise gehen, und machte Toilette.

Kurz nach acht Uhr kam ich ins Wohnzimmer und traf Frau Lilli schon fix und fertig an. Sie gebrauchte zu ihrer Toilette nie lange Zeit. „Das geht hui, hui bei ihr," sagte Harald einmal, „dabei kann ich nicht mitmachen." Er war, was seinen äußeren Menschen anbetrifft, sehr peinlich und etwas langsam. An der kleinen Frau aber bemerkte man auch nie eine Nachlässigkeit; es ging ihr eben glücklich von der Hand.

„Ich sitze schon ganze fünf Minuten hier und warte auf Sie oder Harald. Nur gut, daß Sie wenigstens etwas flotter beim Scheitelziehen sind als Harald, aber Ihr Schlips sitzt um ein Viertelscentimeter zu weit nach links." Sie neckte mich gern.

„Soll gleich verbessert werden, verehrungswürdige Gastfreundin," sagte ich und trat vor den Spiegel. „So, finde ich nun Gnade?" Ich wendete mich ihr wieder zu und strich wie ein schneidiger Leutnant mit dem Taschenbürstchen über Haar und Bart.

„Spielen Sie mir 'mal was als Reif-Reiflingen vor," lachte sie. „Sie machten eben ganz das richtige „anjenehme Schwerenöterjesicht" dazu."

„Wer die Braut heimführt, ist unter Kameraden ja janz ejal,“ schnarrte ich, „doch mit Verlaub, Frau Lilli, was ich Sie immer schon einmal fragen wollte“ — meine Gedanken machten einen plötzlichen Sprung — „warum ist Ihre Schwester eigentlich noch nicht verheiratet?“

Sie sah mich mit einem schnellen Blicke an. „Inez?“ fragte sie, wie um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen; sie schwankte augenscheinlich, ob sie scherzhaft oder ernst auf diese unerwartete Frage antworten solle. Sie wählte einen Mittelweg und entgegnete: „Weil es keinen Mann giebt, der gut genug für sie ist,“ und überließ es mir, mit diesem dunklen Orakelspruch mein Abkommen zu treffen.

Wir nahmen den scherzhaften Ton wieder auf, doch mir ging nicht aus dem Kopf: „Weil es keinen Mann giebt, der gut genug für sie ist.“ Niederträchtig harte Nuß! War das des sanften Fräulein Inez eigene hochfahrende Ansicht oder drückte es nur Frau Lillis rein persönliche Hochschätzung der Schwester aus? Zum ungestörten Nachdenken darüber kam ich selbstverständlich nicht, nur als ich mit Winters zu Wittenhagen ging, fand ich unter klarem Sternenhimmel ein paar Minuten dafür, die aber nicht genügten, um irgend ein brauchbares Ergebnis zu erhalten.

Als ich dann Fräulein Inez als guter Bekannter mit festem Händedruck begrüßte und ihr in die Augen sah, neigte auf der schwankenden Wage meiner Gedanken die Schale mit dem „Hochmut“ sich langsam zum Verschwinden, doch nicht so bestimmt, daß ein Schwanken ein für allemal beseitigt worden wäre. Und ich befand mich wieder in einem Zweifel, der bisher seit der Ueberlegung am Morgen gebannt geblieben war.

In einen eigenen Zwiespalt versetzte mich auch die Umgebung, in der ich mich bald darauf befand. Außer

den mir herzlich befreundeten Familienmitgliedern waren noch einige andere Gäste geladen worden, die mir nur flüchtig oder gar nicht bekannt waren: Onkel Ludwig, der Amerikaner, ein Bruder der verstorbenen Frau Wittenhagen, ein älterer jovialer Junggeselle, den ich bei einem Besuch der Börse kennen gelernt hatte; dann Tante Marie, Wittenhagens ältere verwitwete Schwester, eine liebe Dame, der ich im Theater vorgestellt worden war; und schließlich Herr Hinrich Weber und Frau. Weber nahm in der Firma, in der er seit länger als fünfundzwanzig Jahren thätig war, die Vertrauensstellung eines Prokuristen ein.

So stand ich allein in diesem Kreise als Fremder und wiederum auch nicht nach dem engen Verkehr mit der Mehrzahl der Anwesenden in den letzten Tagen und bei der herzlichen Vertrautheit, mit der mir alle begegneten.

Und dann bedrückte mich die Pracht, die überall im Hause herrschte und mir niemals so aufgefallen war wie an diesem Abend. Ich war doch auch nicht in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, aber ein solcher Luxus in Möbeln, Teppichen, Bildern und Kunstwerken war mir neu.

Ohne lange Vorrede setzten wir uns bald zu Tische. Allein das Silber auf der Tafel stellte ein Vermögen dar.

Wie ist es möglich, daß ein solches Mädchen wie Inez, aus solchem Hause, mit fünfundzwanzig Jahren noch unverheiratet ist? Die Frage kam mir unwillkürlich mit allem, was ich darüber schon gedacht hatte, und was ein Mensch überhaupt darüber denken kann, wieder. Doch ich wollte mich keinen Erwägungen mehr hingeben, wollte diesen Abend noch ungestört genießen. Mit einem ärgerlichen Stirnrunzeln jagte ich meine Gedanken zurück und wendete mich mit besonderer Liebenswürdigkeit an Fräulein Inez, die mir zur Linken saß; rechts war Papa

Wittenhagen mein Nachbar, die Längsseite gegenüber nahmen Frau Weber, Onkel Ludwig, Tante Marie und Harald ein, unten thronte Lilli, John und Herr Weber schlossen die Runde.

Das Mahl war vorzüglich, die Weine riefen bald eine fröhliche Stimmung hervor, an der es, da Onkel Ludwig, John und Lilli zugegen waren, auch ohnedies wohl nicht gefehlt haben würde.

Ich beteiligte mich, wenn das Gespräch allgemein war, ich ließ auch Herrn Wittenhagen sicherlich nicht zu kurz kommen, aber am meisten widmete ich meine Unterhaltung doch der Tochter des Hauses. Bei allen Göttern, sie war schön, besonders jetzt, wo die Nachwirkung der fröhlichen Schlittenfahrt, der gute Wein und was weiß ich sonst ihre Wangen mit zartem Rot überhauchten. Sie sprach gern mit mir, das merkte ich an allem, und doch war sie manchmal auch nach ihrer Gewohnheit eine Weile schweigsam. Auch dann betrachtete ich sie gern, soweit ich es unbemerkt glaubte thun zu können.

„Mensch, wohin steuerst du wieder?“ sprach ich zu mir, während gerade Onkel Ludwig der Tafelrunde eine lustige Geschichte zum besten gab, der ich erst nur halbes, dann gar kein Gehör mehr schenkte. „Du bist ja auf bestem Wege, dich ernstlich zu verlieben; du steuerst ja schon gar nicht mehr, du treibst ja willenlos im Strudel!“

Ein allgemeines Gelächter riß mich aus meinen Träumen, Onkel Ludwig hatte mit glücklicher Pointe seine Geschichte beendet, ich stimmte noch halb geistesabwesend mit ein, unwillkürlich griff ich zum Glase und erhob es schon halb zum Zutrinken aus alter studentischer Gewohnheit, doch etwas betreten ließ ich es sofort wieder sinken, denn niemand dachte daran, dem fröhlichen Erzähler zuzutrinken, das war hier nicht Sitte. Ich sah umher, ob jemand es bemerkt habe. Frau Lilli — natürlich. „Prosit,

Herr Doktor!" rief sie mir über den Tisch zu. „Sie wollten mir doch eben ein Glas weihen, nicht wahr?"

Wir saßen schon bald zwei Stunden bei Tafel, als eine prächtige Eistorte anzeigte, daß ich nicht mehr allzulange Seite an Seite mit Fräulein Inez sitzen würde.

Der Champagner perlte in den hohen, geschliffenen Kelchen. „Auf das Wohl meiner lieben Gäste!" sprach Herr Wittenhagen in einfachster, herzlicher Weise. Wir alle erhoben uns, die Gläser klangen zusammen — da plötzlich flackerte das Gas ein paarmal unruhig, die Flammen sanken zusammen, sie rafften sich noch einmal auf, aber nur um jählings wieder zu verschwinden und uns alle in tiefster Finsternis zurückzulassen.

„Es ist wahrscheinlich etwas an der Gasuhr nicht in Ordnung, vielleicht der plötzliche strenge Frost," hörte ich John sagen. „Ich werde selbst nachsehen, Papa, und Friedrich gleich mit Licht schicken."

Wieder eine Stille. Ich wußte, daß Inez neben mir stand, noch vor wenigen Sekunden hatte ich in ihr schönes Auge geblickt — o wenn ich sie jetzt an mich zöge, die Einzige, die Heißgeliebte, ich dachte es im verwegenen Wunsche — da fuhr ich im tödlichen Erschrecken zurück, denn leise, aber doch deutlich vernehmbar, erklang der Laut eines Kusses durch den Saal.

Da öffnete sich die Thür des Nebenzimmers, und Friedrich erschien mit einem brennenden Kronleuchter. Es standen noch alle, wie sie von der plötzlichen Finsternis überrascht worden waren; auf Herrn Wittenhagens Stirn lag eine finstere Falte, Onkel Ludwig machte ein ganz verteufelt malitiöses Gesicht, sein Mund war gespitzt, als ob er pfeifen wollte, Tante Marie hatte rosenrote Wangen, Harald lachte und sah Lilli an, ich sah alles mit blitzschnell umherschweifenden Augen. Es herrschte eine fürchterliche Stille, mir hob und senkte sich die Brust, als müsse sie

sich von etwas Unerhörtem freimachen, auf Inez wagte ich gar nicht zu sehen; die wenigen Sekunden dieses erdrückend peinlichen Schweigens schienen mir eine Ewigkeit. Da brach Lillis etwas unsichere Stimme den Bann.



„Warum seid ihr denn alle so still? Ich habe ja nur Harald einen Kuß gegeben.“

„Huit!“ flötete Onkel Ludwig los.

„Du loses Kind!“ flüsterte Tante Marie zu ihr hinüber. Herr Weber hüstelte verlegen.

„Also nochmals das Wohl meiner lieben Gäste!“ sprach Herr Wittenhagen mit fester, aller Aufmerksamkeit fordernder Stimme.

Wiederum klangen die Gläser zusammen, ich stieß wiederum auch mit Inez an, unsere Augen trafen sich für eine Sekunde und doch für lange genug, ehe sich die Lider wieder darüber senkten. Ihre Wangen waren blaß, ihre zarte Gestalt zitterte, doch um die Mundwinkel zuckte es seltsam.

John kam wieder herein, er hatte den Fehler an der Gasuhr abgestellt; bald strahlte der Saal wieder in voller Helle, und schnell schwand auch die leichte Bedrückung, die sich auf alle gelegt hatte. Wir blieben noch lange fröhlich zusammen, aber mit Fräulein Inez sprach ich nur wenig mehr. Was hätte ich hier auch mit ihr sprechen sollen?

Beim Abschied reichte ich Inez die Hand, ich hielt sie ein wenig länger als nötig. Da hob sie zu mir die Augen, unsere Augen begegneten sich, wortlos drückte ich einen Kuß auf ihre Hand. Nur langsam zog sie die Hand zurück, leicht neigte sie den Kopf.

Früh morgens reiste ich nach München ab. Mein erstes nach meiner Ankunft in der kalten, ungemütlichen Junggesellenbehausung war, daß ich einen Brief an Fräulein Inez Wittenhagen schrieb. Wenige Tage darauf hatte ich ihr Jawort, und jetzt ist sie seit langem meine liebe Frau und die glückliche Mutter meiner beiden herzigen Buben.

Aber wer weiß, ob das alles so gekommen wäre, wenn nicht wiederum ein Kuß im Finstern den Ehestifter gespielt hätte.





Das Rettungswerk in Sturm und Not.

Bilder von den Meeresküsten. Von Adolf Classen.



Mit 12 Illustrationen.

Gott segne das Rettungswerk!" Mit diesen Worten schließt die am 29. Mai 1865 gegründete, so überaus verdienstlich wirkende Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, in deren Händen seitdem der gesamte Rettungsdienst an den deutschen Küsten vereinigt ist, jeden ihrer Jahresberichte.

Bei den Bewohnern des Binnenlandes ist vielfach noch die irrige Ansicht verbreitet, als ob ein Sturm auf hoher See den Ozeanfahrern besonders gefährlich sei, während nachweislich — wenigstens in neuerer Zeit — kein einziger Dampfer mehr auf offenem Meere infolge eines Sturmes (abgesehen von den Taifunen der chinesischen und japanischen Meere) untergegangen ist. Wohl kommen mitunter verhängnisvolle Zusammenstöße infolge von Nebel oder falschen Manövern vor, aber den gefährlichsten Feind des Seefahrers stellen doch die den Küsten vorgelagerten Klippen und Untiefen, zumal die unterseeischen, dar. Sie haben bereits mehr Schiffen den Untergang gebracht, als alle übrigen Gefahren zusammengenommen. Leider ist auch bei allen Fortschritten der Schiffstechnik nicht anzu-

nehmen, daß ſich Schiffsunfälle jemals werden ganz verhüten laſſen, und um ſo wichtiger iſt deswegen die unabläſſige Vervollkommnung des Rettungsweſens zur See.

Seltſamerweiſe iſt dieſes noch nicht viel über hundert Jahre alt, denn obwohl in früheren Zeiten die Schiffbrüche



Eine Rettungsbootstation.

an der Küſte ganz erheblich häufiger vorkamen als heutzutage, wurde doch 1785 zu Boſton die erſte Geſellſchaft gegründet, welche ſich die Errichtung von Rettungsſtationen zur Aufgabe machte. In England entſtand im Jahre 1789 zu Shields eine Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Es folgten dort andere Vereine, die ſich 1850 auf Anregung Sir William Hallarys zur Royal National Lifeboat In-

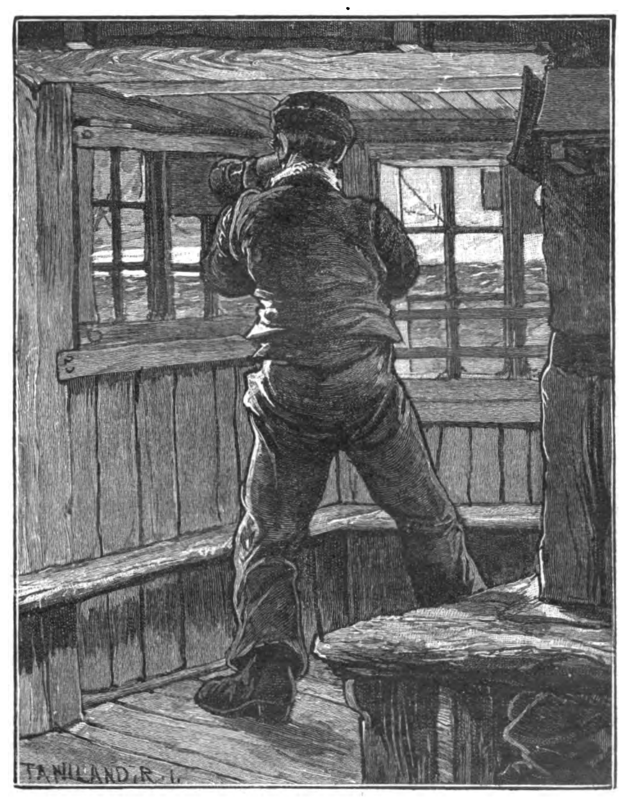
stitution vereinigten. Auf dem europäischen Festlande folgten zuerst die Holländer dem von England gegebenen Beispiel; in Frankreich trat 1866 die Société centrale de sauvetage des naufragés ins Leben, und Preußen errichtete 1850 für seine Küsten einige Rettungsstationen.

Aus den in den Jahren 1861—1864 in verschiedenen deutschen Küstenstädten entstandenen Einzelvereinen ging 1865 die eingangs genannte allgemeine deutsche Gesellschaft hervor, die nach ihrem Jahresbericht für 1898/99 gegenwärtig 116 Rettungsstationen besitzt. Von diesen befinden sich 72 an der Ostsee, 44 an der Nordsee, 51 sind Doppelstationen, ausgerüstet mit Boot und Raketenapparat, 49 nur Boots- und 16 nur Raketenstationen. Die Rettungsstationen traten in dem angegebenen Rechnungsjahre vierzehnmal mit Erfolg in Thätigkeit und retteten 96 Menschenleben aus Seenot. Sämtliche Rettungen erfolgten durch Rettungsboote. Die Zahl der seit Begründung der Gesellschaft geretteten Personen ist damit auf 2510 gestiegen. Von diesen wurden 2169 in 388 Strandungsfällen durch Boote, 341 in 75 Strandungsfällen durch Raketenapparate gerettet.

Zu dem Rettungswerk gehören natürlich in allererster Linie die vorbeugenden Maßnahmen an der Küste, welche Schiffsunfälle überhaupt verhüten sollen: Leuchttürme, Seezeichen, Sturmwarnungssignale und Lotsenwesen. — Wird aber ein Schiff in der Nähe des Landes von einem schweren Sturm überfallen und gegen die Küste getrieben, so gerät es, wenn es nicht doch noch gelingt, einen rettenden Hafen zu erreichen, auf Bänke oder Riffe und wird von der Brandung zertrümmert. In solchen Fällen ist es nun die Aufgabe der Rettungsstationen, alles aufzubieten und selbst das eigene Leben daranzusetzen, der gefährdeten Mannschaft vorher Hilfe zu bringen.

Jede Rettungsstation besitzt ihre eigene Mannschaft,

bestehend aus zehn bis zwölf am Orte wohnhaften Leuten, welche unter Aufsicht und Führung eines Kommandeurs oder Vormannes die Rettungsapparate beaufsichtigen und



Auf der Warte.

bedienen. Zu diesen gehören ein Rettungsboot, ein Mörser- oder Raketenapparat, Rettungsringe, Beleuchtungs- und Signalvorrichtungen u. s. w.

Unser Bild auf S. 105 zeigt das auf dem Strande

liegende Rettungsboot mit seiner Signalstation; neuerdings sind die Boote jedoch meist unter Dach und Fach so eingebaut, daß sie von schiefer Ebene leicht in das Wasser abgleiten können. Sie stehen dann in Schuppen auf Wagen, die eine der Länge des Bootes entsprechende Helling tragen; das Boot ruht hier auf Rollen und wird durch Pferde oder Menschenhände schleunigst zum Strande geführt, sobald der nach in Not befindlichen Schiffen von der Warte ausspähende Mann ein gestrandetes Fahrzeug entdeckt, und die Lärmglocke die Mannschaft zum Rettungswerke aufruft. Diese eilt dann ungesäumt herbei und bringt das Boot ans Ufer. Dort wird der Vorderwagen durch Wegnehmen eines Bolzens gelöst, und die Helling vorn etwas gehoben. Dadurch senkt sie sich hinten, und das Boot gleitet nun auf der schiefen Ebene von selbst herab. Nicht minder leicht wie das Ablassen ist das spätere Aufholen des Bootes mittels einer an dem Wagen angebrachten kleinen Winde.

Die Rettungsboote sind von verschiedener Bauart. Die ersten deutschen Boote waren aus Holz und nach englischem Muster (Peakeboot) hergestellt. Beim Ueberschüttetwerden durch hohe Wellen entleerten sie sich durch Röhren und Ventile im Boden von selbst wieder, wie sie sich auch beim Kentern oder Umschlagen stets selbst wieder aufrichteten. Letzteres wurde dadurch bewerkstelligt, daß man schwere eiserne Kiele unter dem Boot anbrachte, während man es oben durch Luftkasten und Korkbesatz erleichterte. Durch die große Schwere der eisernen Kiele besaßen diese Boote aber einen bedeutenden Tiefgang und erwiesen sich daher für die flachen und sandigen Küsten Deutschlands weniger geeignet wie für die englischen, welche keine seichten Wattenvorlande haben.

Man benutzt deswegen für den deutschen Rettungsdienst jetzt leichtere Boote aus kanneliertem Eisenblech



Die Lärmglocke.

(sogenannte Francis-Patent), die sich bisher außerordentlich gut bewährt haben. Sie haben vorn und hinten ebenfalls Luftkasten und sind im übrigen verschieden eingerichtet, je nachdem sie zum Segeln oder zum Rudern oder zum Segeln und Rudern bestimmt sind.

Die deutschen Boote sind 7,5, 8,5 und 9,5 Meter lang und wiegen 1100, bezw. 1350 und 1600 Kilogramm. Sie haben platte Kielsohlen und sind im Bug scharf gebaut; der Tiefgang beträgt 25 und 30 Centimeter. Die Segelboote haben einen Behälter für Wasserballast, der sich durch Oeffnen eines Ventils von selbst füllt und binnen wenigen Minuten wieder ausgeleert werden kann. Den Kiel ersetzen Seitenschwerter, die zugleich die Abtrift des Bootes beim Segeln vermindern. Vorn und hinten gleich gebaut, ist das Boot mit einem langen Steuerriemen und mit einem Steuerruder versehen. Ueber letzteres kann ein dicht schließender Mantel aus Eisenblech herabgelassen werden, so daß man das Boot auch dann noch zu steuern vermag, wenn es den Hintersteven aus dem Wasser stampft. Füllt es sich mit Wasser, dann verhindern zwei schnell in der Bootsmitte beiderseits mit dem Blatte dem Wasser zugekehrte, gelaschte Riemen das Rollen, und das Boot kann leicht ausgeschöpft und ausgepumpt werden.

Man hat auch schon Rettungsboote aus Aluminium erbaut und neuerdings in England Dampfrettungsboote konstruiert, die, wenn sie sich bewähren, zweifellos auch an der deutschen Küste zur Einführung gelangen werden. Besonders gerühmt wird die Stabilität der Dampfrettungsboote mit hydraulischer Propulsion (Turbinen). Für Plätze, von denen aus die Boote weite Strecken fahren müssen, benutzt man gedeckte Boote mit Kuttertakelung, die nur segeln.

Ein solch kleines Boot soll nun die Schiffbrüchigen von ihrem gescheiterten Fahrzeug an Land bringen, was um so gefährlicher ist, als das Rettungswerk fast immer im Sturme bei hochgehender See und sehr oft bei Nacht ausgeführt werden muß. Jeder Mann im Rettungsboot trägt eine Korkjacke, aus schmalen, auf Segeltuch genähten Korkstücken feinster Qualität bestehend. Diese Jacken wer-



Der Lauf nach dem Rettungsboot.

den vor der Benutzung genau auf ihre Tragfähigkeit geprüft; sie müssen 10 Kilogramm Eisen vierundzwanzig Stunden lang im Wasser tragen können und dürfen während dieser ganzen Zeit nicht über 500 Gramm Wasser ziehen. Mit einer solchen Korkjacke angethan, sinkt auch der schwerste, mit dickem Wollzeug und Seestiefeln bekleidete Mann nicht unter, sondern bleibt vierundzwanzig Stunden und mehr mit Kopf und Schultern über Wasser. Auch Rettungsringe von heller Farbe werden mitgeführt, die aus großen Korkstücken zusammengesetzt sind und hoch auf dem Wasser schwimmen.

Ein sehr schweres und gefährliches Stück Arbeit ist es jedesmal, das Boot bei Sturm in See zu bringen, da die furchtbare Brandung leicht ein Kentern oder Voll-Wasserlaufen und Sinken des Fahrzeugs herbeiführen kann. Wenn es nicht möglich ist, daß das Boot, um schneller vorwärts zu kommen, von einem Dampfer ins Schlepptau genommen wird, dann sucht man eine günstige Stelle an der Küste in der Nähe des Wracks, möglichst luvwärts (windwärts), um das Rettungsboot ins Wasser zu lassen. Wenn alle Mann darin und festgebunden sind, um von den Wellen nicht herausgespült zu werden, so ergreifen sie die langen (Riemen) Ruder; dann wird es, mit dem Bug nach See zu, in einem günstigen Augenblick, wenn die Brandung einer Welle fast zu Ende ist, mit dem Wagen ins Wasser geschoben, bis es schwimmt und fortgerudert werden kann.

Als ein vorzügliches Mittel, das Auf-die-Seite-legen und Ueberrollen des Bootes durch die Brandung zu verhindern, hat sich der sogenannte Lenzsack bewährt. Es sind dies etwas über ein Meter lange Säcke von zuckerhutähnlicher Form, die mit der Oeffnung nach vorn an einem starken Tau geschleppt werden, während das spitze Ende eine kleinere Leine trägt. Der Sack füllt sich mit



Der Ablauf des Bootes.

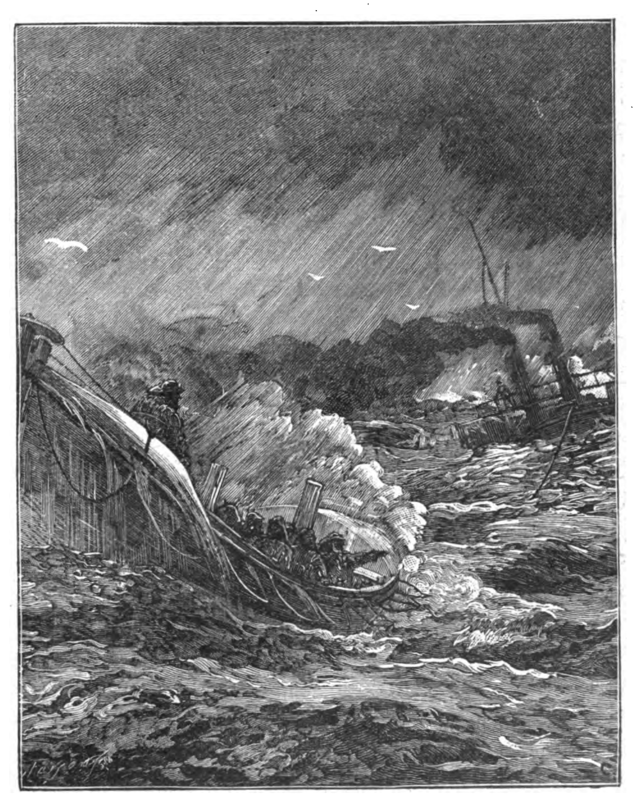
Wasser, da beim Schleppen die Mündung vorn ist; er leistet dadurch einen beträchtlichen Widerstand, hält das Boot zurück und recht vor der See, so daß das Beidrehen



Versuche mit einem Boote, das sich von selbst aufrichtet.

verhindert wird. Nun geht es mit Aufbietung der äußersten Kraft vorwärts durch Sturmes- und Wogengraus, bis man in die Nähe des Wracks gelangt, wo wieder eine neue Gefahr droht. **Wenn** das Boot mit dem gestrandeten Fahrzeug

zuſammenſtößt, ſo kann es leicht zerſchmettert werden; es darf ſich ſomit nicht zu dicht heranwagen. Das Wenden in der Nähe des Wracks iſt ein beſonders ſchwieriger Moment.



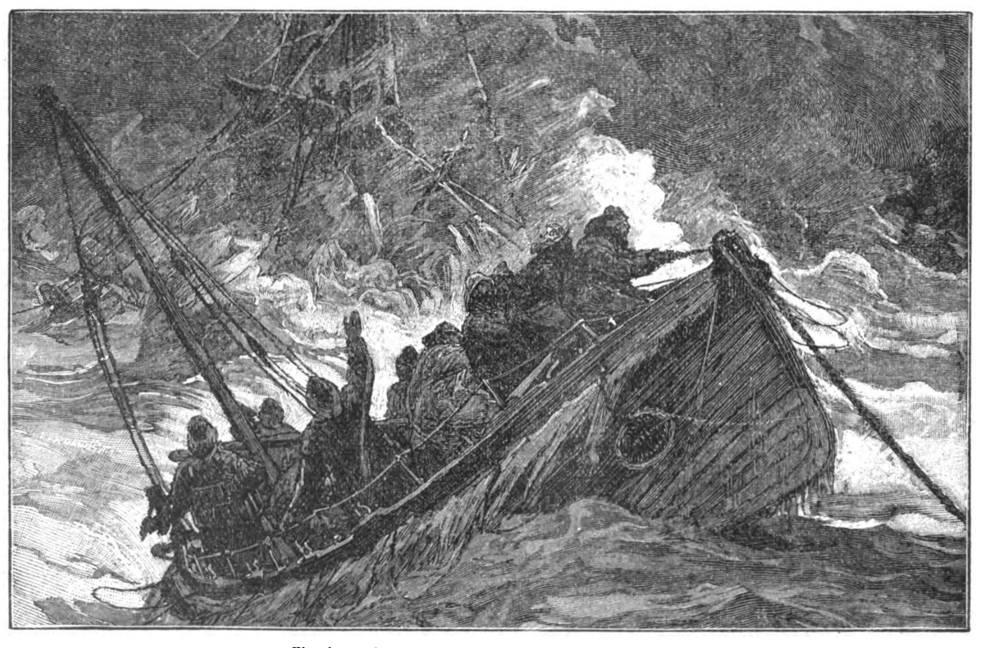
Das Rettungsboot im Schlepptau.

Inzwiſchen iſt gar oft die Not der Geſtrandeten bereits auf das Höchſte geſtiegen. Vielleicht ſchlagen die Wellen ſchon hoch über das unglückliche Fahrzeug hinweg, von deſſen Bemannung ſich einige in die Wanten geflüchtet

haben, um durch Signale Hilfe herbeizurufen. Wenn sie die Annäherung des Bootes gewahren, dann geht in den Herzen der sich schon verloren Glaubenden wieder ein Schimmer von Hoffnung auf.

Hält man es für möglich, mit dem Rettungsboot bis unmittelbar an das Wrack heranzugehen, dann muß man immer an der Leeseite (das heißt der vom Winde abgewendeten) anlegen, damit es nicht gegen die Schiffswand geschleudert oder durch das Zurückprallen der See vollgeschlagen wird und kentert. Auf dieser Seite bildet das Stürzen der Masten, wenn das Schiff mit der Breitseite gegen die See liegt, die größte Gefahr; selbst wenn die Masten vorher gekappt sind, kann das Boot durch treibende Spieren u. s. w. leicht beschädigt werden. Mit Segelrettungsbooten, die zu den weit vom Lande abliegenden Sandbänken hinausfahren, auf denen das Schiff gestrandet ist, sucht man möglichst nahe an das Wrack heranzukommen und wirft dann Anker, worauf einige Leute, durch das Wasser watend, eine Leine an Bord des gestrandeten Fahrzeugs zu bringen suchen.

Das Anlegen an ein Wrack oder Schiff in See geschieht vermittelst der ausgeworfenen Rettungsleine. Man hat darauf zu achten, daß die Leinen, mit denen alsdann das Boot an dem Fahrzeug befestigt wird, genügend lang sind, um das freie Steigen und Fallen des Bootes mit der See nicht zu beeinträchtigen. Diese Taue muß man sofort loswerfen oder kappen können. Hat das Boot am Vorderschiff angelegt, so vollzieht sich das Rettungswerk häufig in der Weise, daß sich die Schiffbrüchigen mittels Tau vom Klüver hinablassen, um von der Rettungsmannschaft in das darunter haltende Boot aufgenommen zu werden. Sie werden dann auf den Duchten (Sitzbänken) untergebracht, auf jeder Seite die gleiche Anzahl, und veranlaßt, möglichst ruhig zu sitzen. Der Kapitän des



Wendung des Rettungsboots unterhalb des Wracks.

Wracks bleibt an Bord, bis alle anderen es verlassen haben, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Erweist es sich wegen allzu starken Wogenganges als unmöglich, unmittelbar bei dem gestrandeten Fahrzeug anzulegen, oder auch nur so nahe heranzukommen, daß man die Rettungsleine mit der Hand hinüberwerfen kann, um die Bemannung daran nach dem Boote zu ziehen, dann schießt man sie mit dem Cordesschen Handgewehr dorthin. Letzteres ist nach seinem Verfertiger, dem Büchsenmacher Cordes in Bremerhaven, benannt und dient auch zum Schießen von Leuchtkugeln, als Signal für die Schiffbrüchigen und um sich in finsterer Nacht von dem Stande der Dinge auf einem Wrack zu überzeugen; es trägt bis 70 Meter weit.

Nicht selten jedoch sind Sturm und Brandung so gewaltig, daß man bei dem besten Willen mit dem Rettungsboot überhaupt nicht auslaufen kann. In diesem Falle sucht man, wofern das Wrack nicht über 400 bis 500 Meter vom Ufer entfernt ist, mittels eines Mörsers oder einer Rakete (die jetzt fast ausschließlich benutzt werden) den Schiffbrüchigen eine Leine zuzusenden, um auf diese Art eine Verbindung mit dem Lande herzustellen.

Der gebräuchlichste Raketenapparat ist ein Bockgestell, von dem eine Achtcentimeter-Achsenstabrakete unter einem Winkel von 45 Grad abgefeuert wird. Sie trägt eine Leine von 9 Millimeter Durchmesser, die sich von glatten konischen Blöcken abwickelt, an Bord des Schiffes, was freilich häufig erst nach wiederholten Versuchen gelingt. Bei den Mörsern ist die Leine an dem Geschoß befestigt, das durch die Pulverladung fortgeschleudert wird. Der Mörser schießt allerdings zum mindesten ebenso weit und ist billiger als die Rakete, allein er ist, zumal bei Regen und in der Dunkelheit, viel schwerer zu bedienen; auch führt die große Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses leicht



Ein Schimmer von Hoffnung.

zu Verwickelungen und zum Abreißen der Leine. In England wurden neuerdings erfolgreiche Versuche mit einer pneumatischen Kanone des Kapitäns D'Arcy-Irvine zum Werfen der Rettungsleine gemacht; sie hat namentlich für den Küstengebrauch den großen Vorteil leichterer Fortschaffung und läßt sich auch vom Schiff aus, sowie zwischen Schiffen gebrauchen.

Ist nun mittels Rakete oder Mörser den Schiffbrüchigen eine Leine vom Lande glücklich zugeworfen, so muß sie an Bord möglichst rasch erfaßt und befestigt werden. Bei Tage giebt ein Signal mittels Flagge, Schwenken eines Tuches oder einer Mütze, bei Nacht das Steigenlassen einer Rakete oder Anzünden eines Blaufeuers der Rettungsmannschaft am Lande Kunde davon, daß die Leine gefaßt wurde. Das Schwenken einer roten Fahne bei Tage oder das Zeigen eines roten Lichtes bei Nacht bildet das Signal zum Anholen der Leine durch die Schiffsmannschaft vom Lande her.

Mit der Leine holen sich alsdann die Schiffbrüchigen zunächst einen sogenannten Steertblock (Kloben mit Tauende zu seiner Befestigung) an Bord, in den eine stärkere endlose Leine, das Jolltau, eingeschoren ist, deren beide Enden an Land bleiben und zusammengespleißt werden. Den Steertblock befestigen die Leute auf dem Schiff am Mast oder, falls die Masten schon gekappt sind, an dem höchsten festen Gegenstande auf dem Schiff, und dadurch ist eine Verbindung mit dem Lande hergestellt.

Nun wird ein starkes Tau (Rettungstau) an dem Läufer befestigt und vom Ufer aus an Bord gezogen. Das Tau wird gleichfalls auf dem Schiff befestigt, der Läufer von ihm losgemacht und Signal nach dem Lande zu gegeben, worauf das eigentliche Rettungswerk beginnen kann.

Die Mannschaften am Lande holen das Rettungstau



Auf den Sandbänken.

straff an und ziehen eine sogenannte Hosenboje an Bord. Dies ist ein mit Segeltuch überzogener starker Korkring, an dem eine aus starkem Segeltuch gefertigte Hose festsitzt; der Apparat hängt mit einem Gleitring am Rettungstau und kann mit der anderen, dünnen Leine an diesem hin und her gezogen werden. Die Schiffbrüchigen setzen sich einer nach dem anderen mit den Beinen in die Hose, legen die Arme über letztere und werden so allmählich an Land befördert.

Wenn ein Rettungsboot wiederholt nach einem Wrack hinausfahren muß, weil es die Schiffbrüchigen nicht auf einmal aufzunehmen vermag, dann wirft man den an Bord zurückbleibenden Personen Rettungsjacken oder Rettungsringe zu, damit sie, falls das Schiff, während das Rettungsboot unterwegs ist, umschlagen, sinken oder zertrümmert werden sollte, nicht sogleich ein Opfer der wilden See werden, sondern, mit jenen Rettungsgegenständen bekleidet, an der Oberfläche treiben und von dem zurückkehrenden Boote doch noch aufgefischt und geborgen werden können. Solche Schwimmgürtel, Schwimmwesten und dergleichen sollen sich auch in genügender Anzahl an Bord eines jeden Schiffes befinden. Die deutschen Passagierschiffe zwischen Hamburg, Bremen und Amerika haben sowohl für jeden Mann der Besatzung als auch für die Fahrgäste derartiges Schwimmmaterial an Bord; erfahrungsmäßig verliert aber, zumal bei nächtlichen Katastrophen, die Mehrzahl der Passagiere den Kopf und denkt nicht daran, sich damit zu versehen.

Die deutschen Kriegsschiffe führen Nachtrettungsbojen mit sich, die besonders auch für den Fall bestimmt sind, daß ein Mann in das Meer stürzt. Wenn der Ruf: „Mann über Bord!" ertönt, läßt der bei jener Boje aufgestellte Posten sie durch den Druck auf einen Knopf ins Wasser fallen. Gleichzeitig entzündet sich die Leuchtmasse

Auswerfen der Rettungsleine nach dem Wrack.

in einem Kasten am oberen Ende des Apparates und zeigt sowohl dem Verunglückten wie dem vom Schiffe ausgesetzten Boot den Weg zur Boje.



Rettung vom Klüver aus.

Damit wäre in großen Zügen das Wesentlichste des Rettungswerkes zur See geschildert. Wir schließen unsere Ausführungen mit der beachtenswerten Mahnung eines Fachmannes: „Wenn der Orkan durch die Straßen heult und die Gebäude in ihren Grundfesten erschüttert, wenn

die Wolken, am düsteren Himmel dahinjagend, Regen und Schlossen herniederpeitschen, dann fühlt sich der Landbewohner behaglich und glücklich im warmen Zimmer und empfindet wohlthuend den Gegensatz zwischen dem Sturm draußen und dem Frieden des Hauses. Möge er dann nicht vergessen, wie der Ozean die Meereswogen zu gigantischer Höhe türmt, Schiffe entmastet und sie steuerlos der Küste zutreibt, über deren Riffe sich die Brandung donnernd wälzt und ihren Gischt himmelan sprüht! Möge er aus dem Brausen des Windes stets die Mahnung heraushören: Gedenket eurer Brüder zur See!"





Der verlorene Sohn.

Erzählung aus dem Wiener Volksleben.

Von A. Vogel v. Spielberg.

1.

Guten Abend, Mutter!"

„Grüß dich Gott, Vater!"

Sie reichten sich mit kräftigem Druck die Hände, dann nahm die alte Frau dem alten Manne geschäftig den schneebedeckten Rock und Hut ab, half ihm in seine Hausjacke hinein, stellte ihm die Filzschuhe und den altmodischen, mit Leder überzogenen Sorgenstuhl zurecht und reichte ihm die sorgsam gestopfte lange Pfeife.

„Schlechtes Wetter — was, Vaterl?" sagte sie dabei.

„'s geht an," antwortete der Metalldreher phlegmatisch, aber doch mit sichtlichem Behagen darüber, die nasse, kalte Straße mit seinem behaglichen, wohldurchheizten Heim vertauscht zu haben.

Sie wohnten weit draußen im Bezirke Favoriten, dem größten Arbeiterviertel Wiens mit seinen vielen Fabriken, seinen hohen Zinskasernen voll kleiner Wohnungen, zum größten Teile nur für Arbeiterfamilien berechnet, wenn diese auch in vielen Fällen ihre nur aus Zimmer und Küche bestehende Wohnung mit einem fast bürgerlichen

Komfort möbliert hatten — die Frucht fleißiger Arbeit, weiser Sparsamkeit und vieler Entbehrungen an anderen Lebensfreuden, um nur ihr Heim behaglich zu gestalten.

Dieser Grundsatz hatte auch die Eheleute Swoboda von allem Anfang an geleitet, und ihre Behausung in der vom Straßenlärm wenig belästigten, dafür aber um so mehr von Kindern lauten Wielandgasse draußen, im zweiten Stockwerk eines nüchternen, dichtbewohnten Hauses, war ihre Freude und ihr Stolz. Die polierten Möbel, im Lauf der langen Zeit nach und nach angekauft, machten den Eindruck kleinbürgerlicher Gediegenheit. Die hellen Spitzengardinen an den Fenstern, der Blumentisch und ein zierliches Nähtischchen davor, die Oelfarbendruckbilder in Goldrahmen an den Wänden, Photographien in Metallständern und Plüschrähmchen auf der Kommode am Fensterpfeiler, daran der große Spiegel hing, repräsentierten den bescheidenen Luxus, den sie sich erlauben konnten.

Vater Swoboda kannte nichts Schöneres, als nach gethaner Arbeit in der großen Maschinenfabrik, in der er schon Jahrzehnte beschäftigt war, daheim zu sein bei seinem Weibe, die ihm in den dreißig Jahren ihrer Ehe nur treue Liebe und zärtliche Besorgnis um sein Wohl bewiesen hatte. Ihre kleinen Freuden hatte sie redlich mit ihm geteilt, ihre oft großen Leiden aber für sich behalten und ihn immer darüber hinausgetäuscht. Ob es nun mit dem Wirtschaftsgelde nicht langte, weil die fünf Kinder zu viel brauchten; ob die Kinder ihr durch Krankheit oder anderes Sorge machten — er, der sich für die Seinen so schwer plagte und doch nicht duldete, daß sein Weib miterwerben half; er, der jeden Kreuzer seines Wochenlohnes in ihre Hände lieferte — er durfte nicht erfahren, daß nicht alles immer ganz nach Wunsch ging. Er sollte seine ganze Kraft und seinen ganzen frohen Mut für seine schwere Arbeit haben. So waren ihm die langen Jahre an der

Seite seiner Kathi wie ein einziger Friedenstag dahingegangen, so sanft und schön, daß er nur an dem Heranwachsen und Selbständigwerden seiner Kinder wahrnahm, wie schnell die Zeit verflogen war.

Nun hatten sie nur zwei noch im Hause: die dreiundzwanzigjährige Lina und den um ein Jahr jüngeren Karl, den Liebling der Mutter. Die ältesten drei Söhne — Metallarbeiter wie der Vater — hatten sich verheiratet und die Eltern bereits mit fünf Enkelkindern — durchwegs strammen Burschen — beschenkt. Wenn die Alten — glücklich, wie sie sich fühlten — doch noch etwas wünschten, so war es eine Enkelin, ein kleines Mädel, das ihr Glück auf den Gipfel gebracht hätte. —

„'s geht an," wiederholte Vater Swoboda, indem er gemächlich in dem Großvaterstuhle Platz nahm und seine Pfeife an dem Zündhölzchen, das seine Frau ihm hinhielt, in Brand setzte. „Mir macht so ein Wetter einen wahren Spaß, Mutterl, du weißt's; nach der schlechten Luft in der Fabrik drinnen ist's für unsereinen eine Wohlthat, so was Frisches, Feuchtes einzuatmen. Wie ist's denn dir ergangen den ganzen Tag? Hast dich wieder recht geplagt?"

„Was du nicht glaubst!" wehrte sie lebhaft ab. „Die Lini ist ja da, die laßt mich rein nichts thun, das Mädel. Ich komm' mir völlig unnütz vor im Haus."

„Ja, sie ist brav, unsere Lini," versetzte kopfnickend der alte Metalldreher, trotz seiner fünfundsechzig Jahre ein Hüne von Gestalt und Kraft. Nur das graue, borstig emporstehende Haar verriet sein Alter; das gesund gerötete volle Antlitz mit dem mächtigen Schnurrbart sah fast jugendlich glatt aus. „Und du, Mutter, du kannst ein bissel Ruh' jetzt schon brauchen," setzte er mit einem teilnahmsvollen Blicke auf die kleine, schmächtige Gestalt, das blasse, schmale, von vielen Fältchen durchzogene Gesicht

und die mageren, abgearbeiteten, harten Hände der hinfällig aussehenden Frau hinzu. Obgleich jünger als er, schien sie älter und so schwach, als wäre ein Hauch im stande, sie umzublasen. Dennoch war sie trotz ihrer bereits ziemlich vorgeneigten Haltung noch rüstig genug, um auch die schwerste Hausarbeit zu verrichten.

Allein die Tochter ließ das nur in Ausnahmsfällen zu, wenn sie selber zu viel und dringende Beschäftigung hatte: sie arbeitete daheim für ein Schmuckfederngeschäft und war oft überbürdet. Aber da sie ihre Mutter vergötterte, nahm sie ihr, wo es nur anging, frohen Mutes jede Plage ab, als ein von Herzen kommendes Entgelt dafür, daß ihr gestattet war, ihren wöchentlichen Erwerb zu zwei Dritteilen in die Postsparkasse zu tragen, um eine kleine Mitgift zusammenzubekommen. Sie hatte einen Schatz beim Militär, er diente bei den Deutschmeistern, weilte mit dem Regimente weit unten in Dalmatien und wollte, wenn er wieder heimkäme, in Wien einen Gemischtwarenhandel beginnen. Darauf sparte er mit seiner Löhnung als Unteroffizier, und darauf sparte Lina Swoboda als seine zukünftige Frau. Aus diesem Grunde sahen auch die Eltern davon ab, Linas Einkommen zur Aufbesserung der Wirtschaft in Anspruch zu nehmen.

„Ja, Mutter," bestätigte Vater Swoboda mit ernstem Kopfnicken, „du hast dich in deinem Leben genug abgerackert und kannst dich endlich einmal ordentlich ausruhen. Ich will's so!" bekräftigte er mit Energie, da sie ihn unterbrechen wollte, um zu protestieren. „Ich will's, Mutter — verstehst mich?"

Sie nickte, mit halb unterdrücktem Seufzer. „Ich bin ja schon still, Vaterl," sagte sie dann in ergebenem Tone. „Ich thu' ja alles, was du willst. Nur ein bissel langweilig ist's mir halt, wenn ich mich nicht mehr so viel

rühren kann, wie ich's gewohnt bin. Aber gut thut's mir doch, Vaterl, das verspür' ich schon. Mein Gott, man wird nicht jünger mit den Jahren. Und dann — wie gut bin ich doch dran: so einen braven Mann zu haben und so brave Kinder. — Vaterl, Vaterl!" rief sie in warmem Gefühlsausbruche und schlang die Arme fest um seinen Hals, drückte ihre welke Wange an die seine und schaute ihn mit glücklichen Augen an. „Mein Leben war schön, und ruhig werd' ich sterben, und du — gelt Vaterl, du wirst um mich aufrichtig weinen, wenn ich einmal nicht mehr da bin? Denn ich fühl's: ich geh' vor dir, und das ist gut für mich."

„Red nicht so dumm daher!" gab er unwirsch zur Antwort und drängte sie ein wenig unsanft von sich. „Wir zwei, wir werden schon noch die goldene Hochzeit feiern, denn wir sind Gott sei Dank noch nicht so alt, daß wir das nicht erleben sollten. So einen Unsinn also will ich nicht mehr hören, Mutter. Und — ich möcht' bitten: heul mir nicht! Hast gar keinen Grund dazu. Ich kann's einmal nicht leiden!"

Sie fuhr sich hastig mit der buntgeblümten Schürze, die breit das blaue Barchentkleid umschloß, über die Augen, um die unaufhaltsam hervordrängenden Thränen zu trocknen, zupfte sich alsdann das saubere, zart gemusterte Kopftuch zurecht und nickte ihm gehorsam zu. Sie wußte sich nichts Schöneres, als ihm willenlos zu gehorchen, und er — ei nun, er wäre ja nicht Mann gewesen, wenn er davon nicht Gebrauch gemacht hätte. Er that es vielleicht mehr ihr zuliebe als sich selbst.

Eine Pause trat ein.

Sie stand da neben ihm, mit aller Anstrengung bemüht, sich zu sammeln, ein heiteres Gesicht zu machen, wie er es liebte; und er saß da, behaglich, mächtige Rauchwolken aus seinem Weichselrohre mit dem buntbemalten

Porzellankopf dampfend. Sein Blick überflog das Zimmer, das ihm nie hübscher, komfortabler als eben jetzt erschien, da der rauhe Wind die großen weichen Schneeflocken vor sich her trieb.

Hatte nicht jedes Möbelstück hier seine Geschichte? Wie viele kleine und dennoch schwer ins Gewicht fallende Opfer früherer Jahre hingen daran! Der Verzicht auf alle jene kleinen Genüsse, welche das Leben verschönern: ob es nun für ihn selbst eine bessere Zigarrensorte und ein Glas Wein für den Sonntag und für seine Frau ein besseres Essen im Prater oder ein frisch gekochter Nachmittagskaffee gewesen war. Fleiß, Sparsinn, Kopfzerbrechen und nicht wenig Laufereien hatte es gekostet, bis das Gesuchte und Begehrte allen Wünschen, Anforderungen und Bedürfnissen entsprechend gefunden und erstanden worden war. Dafür aber sprach nun auch aus diesem Zimmer jener Geist, der augenblicklich kundgab, daß diejenigen, die es bewohnten, im Tiefsten fühlten: „Mein Haus ist meine Welt.“

Da hätte der Alte sich in seinem Besitze nicht glücklich fühlen sollen?

Und durch die offene Thür sah er in die anstoßende Kammer, darinnen er mit seinem Sohne schlief, und die um nichts weniger behaglich möbliert war.

Ein frohes Gefühl hob seine Brust: der freudige Stolz, mit seinen beiden Händen dieses kleine Paradies geschaffen zu haben.

Dann blieb sein Blick an der treuen, in demütiger Liebe an ihm hangenden Gefährtin seines Lebens haften, dem Weibe seines Herzens, der Mutter seiner Kinder, der Mitschöpferin seines Besitzes, der Gründerin und Erhalterin seines Glückes. Was doch die Jahre aus ihr gemacht hatten: die Sorge, die Plage, die Liebe.

Nun erst war es ihm, als dämmerte ihm auf, wie-

viel Mühsal und stilles Leid die bleiche, altgewordene Dulderin da an seiner Seite ihm verborgen, um ihn nicht zu schwächen und mutlos zu machen, und ein warmes, weiches, ihn auflösendes Gefühl kam über ihn.

„Komm, Mutterl," sagte er in zärtlichem Tone, „setz dich her zu mir und erzähl mir, was es Neues giebt. Ist's bei der Betty schon vorüber?"

Das war eine der Schwiegertöchter, die nun zum zweitenmal Mutterfreuden entgegensah.

Frau Swoboda, jetzt neben ihrem Gatten sitzend, schüttelte den Kopf. „Hätt' ich's denn sonst nicht gleich gesagt, Vater?" gab sie zur Antwort. „Ich war heut' auf einen Sprung bei ihr drüben, sie war aber noch ganz wohlauf. Gott geb's, daß es nur endlich einmal ein Mädel wird," seufzte sie sehnsüchtig. „Buben hätten wir nun genug. Gelt, Vater?"

Der Alte nickte. „Freilich, Buben allein thun's grad so wenig wie Mädeln allein. Hübsch gemischt muß es sein, wenn die Eltern rechte Freude haben sollen. Die besseren Leut' können eher auf die Buben mehr Gewicht legen als unsereiner; wir aber sind auf die Mädeln mehr angewiesen. Von klein auf sind sie schon zu gebrauchen. Denk dir nur, Mutter, wenn wir unsere Lini nicht gehabt hätten. Kannst dir das vorstellen?"

„Meiner Seel', nein," erwiderte sie lächelnd. „Das kleine Mädel hat die großen, wilden Buben oft mehr gebändigt wie ich selber. Und wie sie von Anfang an auf die Brüder geschaut hat! Fünf Jahr' war sie alt, so hat sie ihnen schon die abgerissenen Knöpf' angenäht, die Krawatten gebunden und zum Anziehen alles hergerichtet, daß ich es selber nicht besser hätt' thun können. Dafür haben sie auf ihre Schwester aber auch etwas gehalten — 's kommt nicht oft vor, solche Brüder! — Und dessentwegen halten sie jetzt auch ihre Weiber hoch, weil

sie wohl denken: unsere Schwester ist auch ein Weib, und wir möchten's einem Mann nicht raten, sie schlecht zu behandeln."

„Donnerwetter!" fuhr da der Alte auf. „Der hätt's zuerst mit mir zu thun, denn ich bin und bleib' der Vater!" Er nahm die Pfeife aus dem Mund, um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen. „Der Ferdinand ist gewiß ein braver Mensch und hat die Lini gern; aber wenn's ihm einmal einfallen thät', gegen unser Mädel anders zu sein, als sich's gehört, dann möcht' ich ihn schon Mores lehren — Sternsakra!" Und er schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Na, na, Vaterl, das wirst nicht nötig haben," begütigte Mutter Swoboda den Erregten.

„Das glaub' ich halt auch," gab er brummend zur Antwort, schob die Pfeifenspitze wieder in den Mund und hüllte sich in dichte Rauchwolken ein. Dann plauderten sie weiter, während die rasch eingetretene Dämmerung das Zimmer mehr und mehr in Schatten hüllte. —

In der Küche draußen war indessen Lina mit der Bereitung des einfachen Abendbrotes beschäftigt. Der helle Schein einer Küchenlampe beleuchtete ihre jugendfrische, kräftige Gestalt, ihr hübsches Gesicht, dessen regelmäßige Züge Energie bekundeten, und das nun von der Herdhitze lebhaft gerötet war. Das dunkle, glatt zurückgekämmte Haar war in zwei starken Zöpfen um den Kopf geschlungen, und über die nette, schwarze Stoffschürze, die sie gewöhnlich im Hause trug, hatte sie nun eine mächtige blaue Leinenschürze zum Schutz des graukarierten Wollkleides vorgebunden.

Mit dem Kochlöffel hantierte sie so eifrig in der großen Gulyaskasserolle auf dem Herde herum, daß sie ein leichtes Klopfen an der Wohnungsthür überhörte.

Nach einer kleinen Weile wurde dieselbe etwas geöffnet,

und eine sanfte Mädchenstimme fragte zaghaft: „Darf ich ein bißchen herein, Fräulein Lini?“

„Nur zu!“ rief Lina, ohne sich umzuwenden, in freundlichem Tone. „Ich kann jetzt nicht von da weg.“

Die andere trat ein, machte die Thür sorgsam hinter sich zu und näherte sich Lina, um ihr die Hand zu drücken.

„Nichts für ungut,“ bat sie immer mit derselben Schüchternheit, „aber wenn ich Ihnen nicht im Weg bin, Fräulein Lini, oder wenn ich Ihnen helfen kann, dann lassen Sie mich eine Weile da. Drüben“ — sie deutete mit der Hand durch das auf den Gang mündende Küchenfenster hinüber — „drüben geht es wieder so laut zu, daß ich es nicht länger mit anhören konnte. Sie zankt und schreit, daß einem die Ohren gellen; er flucht und poltert, daß man glaubt, er haut das ganze Haus in Trümmer, und die Kinder heulen vor Angst. Ach Gott, es ist ein Jammer, daß es so rohe Menschen giebt!“ seufzte die kleine blonde Fabrikarbeiterin mit dem schlichtgescheitelten Haar, dem blassen, hübschen Gesichtchen und der zarten Gestalt, die in ein türkisch gemustertes Barchentkleid gehüllt war, und nahm alsdann auf Linas Einladung auf der Kohlenkiste Platz.

„Warum bleiben Sie denn wohnen, Fräulein Toni?“ fragte Lina mißbilligend. „Bei solchen Leuten möchte ich nicht eine Stunde sein. Sie sollten von dort weg. Ein Bett in der Küche wie dort kriegen Sie ja überall um dasselbe Geld. Warum bleiben Sie also?“

Eine zarte Röte überzog für einen Augenblick das bleiche, kindliche Gesichtchen mit den traurig in die Welt blickenden Augen der Gefragten.

„Warum?“ gab sie nach einer Pause zur Antwort. „Mein Gott, jetzt wohne ich schon zwei Jahre da und bin an das Haus so gewöhnt, daß ich glaube, ich könnte anderswo gar nicht mehr existieren.“

Das log Antonie Keller nun zwar nicht, allein in Wahrheit lag die Sache doch ein wenig anders: der Mann, den sie still und heimlich, unerwidert, aber doch mit scheuer, leiser Hoffnung in der Seele liebte, wohnte ja auch hier, fast Thür an Thür mit ihr. Vom Fenster der halbdunklen Küche aus konnte sie ihn täglich am frühen Morgen, wenn er fortging, und abends, wenn er heimkam, sehen, hie und da auch einige flüchtige Worte mit ihm sprechen, und das machte das ganze Glück ihres sonst so freudlosen und mühseligen Lebens aus. Ein Glück, auf das sie nicht verzichten konnte und auch nicht wollte. Das war der wahre Grund. Aber sagen durfte sie das nicht vor Lina, die ja die Schwester des stillgeliebten Mannes war.

Lina, mit den Kartoffeln beschäftigt, die neben der Kasserolle in einem großen Topfe kochten, nahm Tonis Erröten nicht wahr. „Ja, die Gewohnheit," sagte sie kopfnickend, „die hält uns alle fest. Wir wohnen jetzt auch schon zehn Jahre da, obwohl wir für dasselbe Geld in einem hübscheren Hause wohnen könnten, wo größere Bequemlichkeit und weniger Kinder wären als gerade da; aber wir können uns zu einem Umzug nicht entschließen."

„Gott sei Dank!" sagte Toni still für sich. Es hätte sie wie ein schweres Unglück getroffen, wenn die Familie Swoboda ihr Heim verlassen hätte.

„Unsere Mutter sagt immer, sie will hier sterben," fügte Lina noch hinzu, als wollte sie Tonis Befürchtungen vollständig zum Schweigen bringen. „Das heißt also, wir werden — die Eltern wenigstens — noch lange da wohnen bleiben, denn Gott erhalt' uns unsere Mutter, solang wir Kinder leben, und den Vater auch." Der Ton, in dem sie das sprach, klang schlicht und innig, wie ein aus dem Herzen kommendes Gebet. „Ich schon gar kann mir nicht vorstellen, wie ich leben könnt', wenn die

Eltern tot wären," schloß sie in überzeugter Weise. „Ich nicht!"

Die andere seufzte leise. „Ja, Sie, Fräulein Lini. Sie haben aber auch Eltern, wie es so bald keine zweiten giebt. Aber ich," fuhr sie bekümmert fort, „ich bin ein armes Waisenkind, seit meinem vierten Jahre immer herumgestoßen und herumgeschlagen in der Welt — was soll ich denn sagen? Ich wundere mich oft genug, daß ich überhaupt am Leben bleibe. — Wissen Sie, Fräulein Lini, wie unsereins in der Fabrik behandelt wird, vom Herren, vom Werkführer und von den höher bezahlten Arbeiterinnen? Und man muß still sein, sich mit du anreden und schimpfen lassen, wenn man sein Brot nicht verlieren will. Aber zum Sterben gehört Mut, und den hab' ich nicht, obwohl mir kein Mensch auf der Welt lebt, der mir eine einzige Thräne nachweinen möchte."

„Vielleicht doch," entgegnete Lina, indem sie ihren fleißigen Händen eine kleine Ruhepause gönnte, um Toni damit einige ganz leichte Backenstreiche zu versetzen. Eigentlich war es mehr ein zärtliches Tätscheln. „Sie sind ein liebes, gutes Ding, Tontscherl," sagte sie herzlich, „und ich möchte Sie jedenfalls betrauern, wenn Sie jung sterben müßten. Aber das werden Sie nicht. Sie sind gesund, so schwach Sie aussehen, und Sie werden einen braven Mann kriegen und glücklich sein. Wetten wir darauf?"

Sie hielt ihr die Hand hin.

„Wenn Sie das sagen, glaub' ich dran, Fräulein Lini," erwiderte Toni lächelnd und drückte warm die dargebotene Hand. „Was einem gute Menschen prophezeien, geht immer in Erfüllung."

Ein Brodeln und Zischen vom Herde her schnitt für eine Weile die Unterhaltung ab und gemahnte Lina an ihre wirtschaftlichen Pflichten.

Sie überzeugte sich, daß die Kartoffeln weich gekocht

waren, ließ das Wasser abfließen, sie ein wenig im Dampfe stehen, leerte sie hierauf auf das blank gescheuerte Küchenbrett und machte sich an das Schälen und Schneiden der mehligen Knollen, wobei ihr Toni behilflich war.

Sie waren eben damit fertig, und Lina legte sie ins heiße Fett, um sie zu rösten, als schwere Schritte draußen hörbar wurden. Ein junger Mann von hochgewachsener, kräftiger Gestalt in Arbeiterkleidung trat ein. Obwohl ziemlich berußt, sah sein von dunklem, natürlich gelocktem Haar umrahmtes Gesicht so auffallend hübsch aus, daß man bei näherer Kenntnis der Sachlage wohl begreifen mußte, warum gerade er der Liebling und der Stolz seiner alten Mutter war. Auch wies sein Gesicht, nicht in der Form, aber in den Zügen, eine so große Familienähnlichkeit mit jenem Linas auf, daß er auf den ersten Blick als ihr Bruder erkannt werden mußte.

Toni verriet durch nichts die große, stille Freude, die sie bei seinem Anblick stets empfand. In langen zwei Jahren hatte sie Zeit genug gehabt, sich daran zu gewöhnen, Unbefangenheit zu heucheln, wenn sie ihn sah, und jeder, der gesehen hätte, mit welcher äußerlichen Gelassenheit sie seinen Gutenabendgruß und Handschlag erwiderte, würde alles andere eher als das eine vermutet haben, daß Karl Swoboda, der junge Maschinenschlosser, der Held ihrer stillen Träume und ihr Abgott war.

Weil sich das so verhielt, bemerkte sie nun sogleich, was seiner Schwester, die auf ihn jetzt weniger acht hatte, entging, daß er anders aussah, sich auch anders benahm als sonst.

Sie hatte deutlich wahrgenommen, daß er beim Eintritt einen kleinen Augenblick gezögert hatte, weiterzugehen, daß sein Gesicht eine mit aller Macht niedergerungene Erregung bekundete, und daß er mit einem seltsam flackernden Blicke, darin sich Spannung und Furcht ausdrückten,

die Küche durchflog und dann auf die ins Zimmer führende Thür gestarrt hatte, als könnte sein Auge das Holz durchdringen, um zu sehen, was es dahinter gäbe, und als müßte das etwas Schreckliches sein.

Da aber auch die Schwester seinen Gruß unbefangen und herzlich erwiderte, schien er sogleich ruhiger zu werden, und der gewohnte, heitere Ausdruck, der sein hübsches Gesicht noch wohlgefälliger machte, kehrte ihm wieder zurück. Nein, doch nicht ganz, mußte sich Toni sagen; es sah viel eher gezwungen aus.

Was sollte das bedeuten? War ihm etwas widerfahren? Und was?

Das fragte sie sich besorgt, als sie flüchtig ihre Hand in die seine legte, und forschend hing ihr Blick an ihm. Den Mut zu einer Frage fand sie nicht sogleich, er schwand ihr aber gänzlich, als sie bemerken mußte, daß Karl ihrem Blicke scheu auswich. Er sah an ihr vorbei, wieder mit dem unsteten Ausdruck, den seine hübschen dunklen Augen früher gehabt. Auch schien er unschlüssig, ob er wohl wie sonst, wenn er sie traf, mit ihr ein wenig verweilen sollte.

In seiner Seele stürmte es ja so sehr, daß er alle Mühe hatte, äußerlich davon nichts zu verraten. Zugleich beherrschte ihn noch immer die dumpfe, dunkle Angst, daß er in einem unseligen Augenblicke vielleicht zum Verbrecher geworden war.

Wie das gekommen, das stand mit greller Klarheit vor seinen Augen.

Joseph Ertl und Karl Swoboda arbeiteten in demselben Raume der großen Maschinenfabrik und waren einander seit einiger Zeit nicht gut gesinnt.

Ertl, der früher in der Maschinenhalle der Südbahn beschäftigt gewesen, war erst seit einem Jahr Karls Genosse und hatte sich im Anfang um dessen Freundschaft

sehr bemüht, dieselbe aber dazu mißbrauchen wollen, den Jüngeren und weniger Erfahrenen, der — dank dem Beispiele und der Erziehung seiner Eltern — strenge Grundsätze hatte, zu allerlei Ausschreitungen zu verleiten.

Er spottete über Karls Mäßigkeit und Sparsamkeit, wollte ihn durchaus zu einer flotteren Lebensweise bekehren, ihm namentlich Geschmack am Trinken und Kartenspielen beibringen, welchen Dingen er selbst mit Leidenschaft frönte.

Karl vertrug es aber nicht, über den Durst zu trinken, und auch den Karten gewann er nur ein mäßiges Vergnügen ab. Er hielt das erste und einzige Mal, da er sich dazu verlocken ließ, nur aus, weil er im Gewinste war und sich verpflichtet fühlte, abzuwarten, daß das Glück endlich auch seinen Gegner begünstigen möge.

Er ahnte nicht, daß Ertl ihn zuerst absichtlich gewinnen ließ, um ihm Lust am Spiele einzuflößen, damit er ihn später nur um so mehr zu Schaden bringen könne, denn Ertl kam es auf ein bißchen Falschspielerei nicht an, er war darin auch sehr geübt. Er hatte mit ganz kleinen Einsätzen begonnen, die er von Spiel zu Spiel etwas erhöhte, und war nun schon mit einigen Gulden im Verluste. Da hielt er die Zeit für gekommen, den Spieß umzukehren, und proponierte bei dem neuen Spiele, das er eben wieder austeilte, die ganze Summe, die er an Karl verloren hatte, als Einsatz. Er gewann sie dank einer geschickten Manipulation mit den Karten und fragte alsdann wohlberechnet, ob Karl aufhören oder nunmehr anstandshalber auch sein eigenes Geld riskieren wollte. Karl fühlte sich nun auch dazu verpflichtet, spielte weiter und verlor nun so hartnäckig, daß er endlich zu der Erkenntnis gelangen mußte, es gehe nicht alles mit rechten Dingen zu.

Er paßte nun scharf auf, und da konnte es ihm nicht

entgehen, daß Ertl ihn betrog, indem er falsch ansagte und falsch zählte, auch mit großer Geschicklichkeit Karten verschwinden ließ oder mit anderen, besseren, die irgendwie kenntlich waren, vertauschte.

Karl machte nicht viel Aufhebens von der Sache, er legte nur die Karten hin. „Das gilt nicht," erklärte er ruhig, mit fester Stimme, indem er sich erhob und nach seinem Hute griff. „Das verlorene Geld will ich nicht zurückfordern, weil ich nicht acht gegeben habe, ob ich betrogen worden bin; aber jetzt hab' ich's gesehen, und ich sag' dir: Pfui! Schäm dich!"

Damit ließ er den Ertappten sitzen und entfernte sich aus dem sonst leeren Gasthauszimmer, darinnen sie gespielt.

Den Schimpf und die Entlarvung konnte Ertl ihm nicht verzeihen, und das weitere Verhalten Karls, der von dieser Stunde an von einer Gemeinschaft nichts mehr wissen wollte und ihm mit stiller Verachtung begegnete, erfüllte Ertl mit immer steigender Gehässigkeit, die sich zunächst in Blicken offenbarte, später in hingeworfenen aufreizenden Worten zu Tage trat und zuletzt in offene Beleidigungen ausartete.

Einer solchen hatte sich Ertl auch heute in der Feierabendstunde schuldig gemacht, da er — Karls Fortgehen abwartend — nach ihm als Letzter die Fabrik verließ.

Er ging ihm vor und stieß ihn heftig an, Karl warf ihm erzürnt eine Grobheit zu, Ertl entgegnete höhnisch, Wort folgte auf Wort, nur wurden diese von beiden Seiten immer bösartiger, und endlich rief Ertl, der — vielleicht mit Absicht — einen öden, ganz abseits liegenden Weg eingeschlagen hatte, den Karl, ohne darauf zu achten, mitging, ihm hämisch zu: „Du feiner Herr du, glaubst wohl, ich hab' dich nit durchschaut? Du willst dich auf den Moralischen hinausspielen, um mir zu imponieren, aber

gieb dir keine Müh' nit, das bringst eh' nit zu stand: ich weiß's noch zu gut, wie du mich im Anfang g'rupft und dich dabei so unschuldig g'stellt hast, du schlauer Hecht du, der's besser versteht mit die Karten zu schummeln wie ich!"

„Nimm das zurück!" gebot Karl, stehen bleibend, mit fest aufeinander gepreßten Zähnen, und sein blühendes Gesicht war weiß wie Kalk, seine Augen flammten in bis zur Qual beherrschter Wut.

„Nix nimm ich z'ruck!" schrie nun der andere mit haßentstellten Zügen. „Ich bleib' dabei: du hast mich eing'fädelt, du hast falsch g'spielt und mich ganz ausplündern wollen, du Bauernfänger, du scheinheiliger Gauner du!"

Wie sich der Löwe unter dem ersten Peitschenschlage des Wärters aufbäumt, so bäumte Karl Swoboda sich unter dieser Beschuldigung und unter diesem Schimpfe auf.

Im nächsten Augenblicke warf er sich mit einem dumpfen Aufschrei der Wut auf den Beleidiger und fuhr ihm an die Kehle.

Das Ende war ein furchtbarer Ringkampf der beiden jungen Hünen, die in wütender Erbitterung einer den anderen zu Boden werfen wollten, und der Schauplatz der unheimlichen Scene im Abenddunkel waren die öden, menschenleeren, vom zerflossenen Schnee aufgeweichten und durch keine Gasflamme erhellten Baugründe, die sich vom Frachtenbahnhof der Staatsbahn gegen die Simmeringerstraße zu erstreckten.

Ertl war es endlich, der zu Fall kam, und als er nun dalag in dem Morast, dem anderen, der auf ihm kniete, auf Tod und Leben preisgegeben, gelang es ihm mit blitzschneller Bewegung, sein Messer aus der Tasche zu ziehen und durch einen Druck die scharfgeschliffene, große Klinge aufzuklappen, um sie dem Sieger in den Leib zu bohren.

Doch schneller noch als der Gedanke entwand ihm Karl Swoboda mit Riesenkraft die Waffe, und — eine blutige Wolke vor den Augen, aufgestachelt bis zur Raserei — stieß er den spitzen Stahl in Ertls Brust.

Wie er sich dann erhoben hatte, um zu fliehen, das wußte er nicht mehr. Er wußte nur, daß er einen röchelnden Schrei vernommen hatte und dann die Worte: „Hund! Verfluchter Hund, jetzt kommst ins Zuchthaus!"

Und dann war er davongestürzt durch die Nässe und Dunkelheit und lange Zeit ruhelos umhergeirrt, bis es ihn wieder zurücktrieb an den Ort der unseligen That. Er fand ihn aber leer, und still, wie ausgestorben, lag die Gegend da.

Hatte der Verwundete sich hinweggeschleppt? Oder sollten sich doch Leute hierher verirrt und ihn weggetragen haben? In welchem Zustande aber? Tot? ... O, wer ihm das doch sagen könnte!

Und was sollte er thun? Sich selber dem Gerichte stellen oder abwarten, bis man käme, ihn zu holen?

Ob Ertl nun tot oder bloß verwundet war — verborgen konnte es nicht bleiben, wer der Thäter sei. In der Fabrik hatte man beide als die Letzten weggehen sehen, und — nun erinnerte sich Karl auch daran — ein nur wenige Schritte vorangehender Genosse hatte sich nach ihnen, die im Streite nebeneinander gingen, umgesehen und sie über die Schulter herüber in gutmütigem Tone zum Frieden gemahnt, ehe er um eine Gassenecke bog, wo er den anderen entschwand.

Was also thun? Er wußte es nicht. Er wußte nur, daß er viel lieber selbst der Getroffene gewesen wäre und auch tot — um seiner alten Eltern willen. Dann hätten sie ihn wenigstens als Opfer beklagen und beweinen dürfen; aber so — nein, ein Mörder hatte ihre Liebe, ihr Mitleid verwirkt.

Verzweifelnd über diese Erkenntnis stürmte er davon, bis er sich endlich vor dem Hause fand, darin seine Eltern bis zum heutigen Tage in ruhigem Glück gewohnt.

Da kam ihm mit einemmal doch der Mut, hinaufzugehen — erwarte ihn dort, was da wolle.

Und nun stand er da in der Küche, sah die Schwester friedlich hantieren, sah die junge Nachbarin besorgt zu ihm emporschauen, und es erfaßte ihn plötzlich die Ueberzeugung, daß er unmöglich — ganz unmöglich zu einem Mörder geworden sein könne.

Nein. Ertl war nicht tot, konnte es nicht sein, vielleicht nicht einmal erheblich verwundet, sonst hätte er ihm nicht noch so nachfluchen können.

Warum hatte er also so schwarz gesehen?

War das nicht Favoriten, wo er wohnte? Jenes Favoriten, wo ähnliches oft genug vorkam? Alle Wochen fast wußten die Blätter von blutigen Raufhändeln in diesem Bezirke zu berichten, und wie selten war ein tödlicher Ausgang zu verzeichnen! Warum also sollte gerade Ertl, dieser kräftige Mensch, durch den Stich einer Taschenmesserklinge den Tod gefunden haben?

Diese Zuversicht erfüllte Karl nun so ganz, daß er beinahe versucht war, seine thörichte Angst zu belächeln. Gewiß, es war nicht anders: Ertl hatte sich aufgerafft und heimbegeben, um sich die Wunde verbinden zu lassen, und er würde wohl darüber schweigen, oder doch den, der ihn verwundet, nicht nennen, da er selber als ertappter Falschspieler zu viel von der Polizei zu fürchten hatte. So lief das Ganze nur darauf hinaus, daß Ertl für seine gemeinen Verleumdungen einen Denkzettel bekommen hatte und Karl künftighin in Ruhe lassen werde.

Befreit von einer Zentnerlast, blieb Karl nun vor Toni stehen, fragte, wie es ihr gehe, und plauderte dann eine Weile mit ihr.

Währenddem machte Lina das Abendessen fertig, deckte alsdann im Zimmer den von der Hängelampe hell beschienenen Tisch und trug das Gericht auf.

Wie schon so oft früher wurde die kleine Schokoladenarbeiterin eingeladen. Toni kam dieser Einladung mit freundlichem Danke nach. Vater und Mutter Swoboda sahen das junge, bescheidene Mädchen gern bei sich. Ihr sanftes Wesen, ihr stiller, wirtschaftlicher Sinn, ihr streng sittlicher Lebenswandel nahmen die Alten für sie ein und ließ insbesondere die Mutter den stillen Wunsch hegen, ihr Karl möge dieses liebe Mädchen zur Frau nehmen. Allerdings hatte es mit der Heirat noch gute Wege, da er vom Militär noch nicht frei war.; in den letzten Jahren hatte nämlich ein solcher Ueberfluß an tauglich befundenen stellungspflichtigen Wienerkindern geherrscht, daß er die ersten beiden Male, da er sich zu stellen hatte, nicht zum Dienste einberufen worden war. Nun hatte er sich noch ein drittes Mal zu stellen, um dann entweder für drei Jahre als Deutschmeister in Dalmatien zu dienen, oder nur für acht Wochen der Landwehr eingereiht zu werden. Dann erst konnte er in dem einen, wie in dem anderen Falle daran denken, von der politischen Behörde die Ehebewilligung zu erlangen.

Toni Keller schien also den Eltern die rechte Frau für ihn zu sein. Es berührte die guten Alten daher ganz angenehm, daß Karl an dem jungen Mädchen, dessen Charakter er achten gelernt, sichtlich Gefallen fand, und sie begünstigten den Verkehr der beiden im Familienkreise in jeder Weise.

Man sah den Alten das Vergnügen an, das ihnen die Anwesenheit Tonis bereitete. Wie lieb und verständig und dabei so munter sie zu plaudern wußte! Wie aufmerksam sie gegen Vater und Mutter Swoboda war! War sie denn eine Gedankenleserin, daß sie selbst die

kleinsten Wünsche der Alten erriet und immer gerade das that oder sprach, was man gerade gethan oder gesprochen haben wollte?

„Herrgott, das Wasser wird mir ja kalt!“ rief Lina plötzlich, sich erinnernd, daß das Geschirr noch zu reinigen sei. Hurtig räumte sie den Tisch ab und ließ nicht zu, daß Toni ihr behilflich war.

„Nein, bleiben Sie nur da, Tontschi,“ wehrte sie ab. „Sie sehen es ja, Vater und Mutter haben Sie so gern um sich. — Wie wär's denn, Karl,“ wandte sie sich an den Bruder, der, an seiner Zigarre qualmend, dasaß und sich sehr wohl zu fühlen schien, „wenn du die Zither hernehmen und spielen wolltest? Fräulein Toni, Sie singen ja so hübsch, möchten Sie sich von ihm nicht begleiten lassen? Ich höre draußen zu.“

Damit war sie, Schüssel und Teller in beiden Händen tragend, schon draußen und überließ es den im Zimmer Zurückgebliebenen, ihren Vorschlag zu erwägen.

Er wurde angenommen.

Alsbald erklang das Vorspiel zu einem heiteren Wienerliede, und dann fiel Toni mit ihrer weichen, kleinen Stimme ein und ließ die beiden Alten sich in jene schöne Zeit zurückversetzen, da sie selbst in Glück und Liebe jung gewesen waren. Wo waren sie hin, die seligen Jugendtage?

Unwillkürlich fanden sich die Hände der grauhaarigen Leute. Sie saßen jetzt da, Hand in Hand, und lauschten andächtig dem hübschen Liede.

Es war die letzte, glückliche Stunde, die den guten Alten beschieden war, und das Unheil lauerte schon draußen vor der Thür.

— — — — — — — — — — — —

Eine Doppelpatrouille, die, ihren Bezirk abgehend, auch zu den öden Baugründen kam, hatte ersterbende Hilferufe

gehört und, dem Schalle folgend, Ertl aufgefunden. Er rührte sich nicht mehr, aber die Wachleute erkannten bald, daß er noch nicht tot war, nur ohnmächtig infolge der Erschöpfung durch den starken Blutverlust. Der eine blieb bei ihm, der andere eilte in die Wachtstube, und eine Viertelstunde später wurde Ertl dort aus der Tragbahre auf eines der Betten gelegt, um von dem Polizeiarzt untersucht zu werden. Der fand eine wohl sehr schwere, aber nicht absolut tödliche Wunde durch einen mit aller Kraft von einer starken Hand geführten Messerstich und legte dem Bewußtlosen einen kunstgerechten Verband an.

Nach Stunden erst kam Ertl, bei dem sich inzwischen heftiges Wundfieber eingestellt hatte, vorübergehend zum Bewußtsein, und der Kommissar versuchte es, ihn zu vernehmen. Der Verwundete hatte aber gerade nur so viel Kraft und Besinnung, um den Thäter zu nennen, und verfiel alsbald wieder in Bewußtlosigkeit, die nur von Delirien unterbrochen wurde.

Während nun der Arzt die Ueberführung Ertls in das nahe gelegene Krankenhaus anordnete, stellte der amtierende Polizeibeamte nach aufgenommenem Protokoll einen Verhaftsbefehl gegen Karl Swoboda aus, und ein Wachmann machte sich damit auf den Weg. Er stand nun vor der Thür und heischte Einlaß in die Wohnung, daraus ihm Gesang und Zitherspiel entgegenklang.

Im Zimmer drinnen hörten sie nicht, daß plötzlich — es ging mittlerweile auf zehn Uhr — draußen jemand pochte.

Lina öffnete rasch, fuhr aber im selben Augenblicke betroffen zurück, als sie den Mann in der Uniform vor sich sah. Er hielt ein amtliches Schriftstück in der weißbehandschuhten Hand und fragte: „Wohnt hier ein Karl Swoboda?"

Erblassend bejahte sie. „Es ist mein Bruder."

„Ist er zu Hause?“ wurde sie abermals gefragt.

„Was soll's denn?“ fragte sie, von einer unerklärlichen Angst befallen. Sie war dessen gewiß: er konnte nichts gethan haben, es handelte sich höchstens um eine Vorladung als Zeuge oder sonst einer Auskunft wegen. Dennoch schnürte ihr ein tödliches Bangen das Herz zusammen und erpreßte ihr die mühsam hervorgestoßene Frage: „Soll er vielleicht zu einer Zeugenschaft kommen?“

Der Polizist verneinte stumm und wollte mit ernster Amtsmiene an ihr vorüber in die Stube, daraus man Gesang und Zitherklang hörte.

Ihre Hand hielt ihn aber mit krampfhaftem Griffe am Arme fest.

Er sah in ein leichenblasses, angstentstelltes Mädchenantlitz mit einem dunklen Augenpaar, das nun so leidvoll schön, in stummem Flehen auf ihn gerichtet war, daß der abgehärtete Mann sich gerührt fühlte und darum gegen seine Instruktion verstieß.

„Leider muß ich ihn verhaften, Fräulein,“ sagte er leise, mit mitleidigem Blicke.

Ein markerschütternder Schrei, der laut durch das Haus drang, schreckte die Familie im Zimmer auf.

Karl war der erste an der Thür.

Wie von einem Keulenschlag getroffen, wankte er einen Schritt zurück, als er knapp vor sich auf der Schwelle den Polizisten erblickte. Er sah nur ihn, sonst nichts, und dennoch war es ihm gewesen, als hätte er seine Schwester hinsinken sehen und dabei einen dumpfen Fall gehört.

Er schlug die Hände vor das Gesicht und stand eine Sekunde regungslos, dann wandte er sich instinktiv, in verzweifelter Hast dem Fenster zu. Er wollte es rasch öffnen und hinausspringen — hinunter, in den Tod.

Doch ebenso rasch hatte der Wachmann — aus seiner

langjährigen Erfahrung auf ähnliches vorbereitet — ihn von rückwärts bei beiden Armen erfaßt, und während er ihn festhielt, sprach er mit lauter Stimme: „Karl Swoboda, im Namen des Gesetzes sind Sie verhaftet!"

Nachdem er so der starren Amtspflicht nachgekommen war, setzte er — nunmehr gewissermaßen dem Menschen in sich Raum gebend — mit gedämpfter Stimme hinzu: „Fügen Sie sich, und machen Sie kein Aufsehen, sonst bin ich leider gezwungen, Hilfe herbeizurufen."

Ein dumpfes Stöhnen entrang sich der Brust des jungen Mannes, schlaff sanken ihm die Arme herab und erstickt kam es aus seinem Munde in angstvoller Frage: „Lebt er noch?" Und auf das Nicken des Polizisten sagte er in gleich erstickten Tone: „Es ist gut. Gehen wir — aber schnell!"

Als würde er von Furien gepeitscht, so trieb es ihn nunmehr hinaus aus dem Hause, dessen heiligen Frieden er entweiht, dessen Ehre er besudelt, dessen Glück er vernichtet hatte, hinweg von den alten Eltern, die starr und entgeistert dastanden — ein Bild wortlosen, unfaßbaren Entsetzens, das ihn in alle Ewigkeit verfolgen müßte. Darum hinaus — o nur hinaus, ohne Wort, ohne Blick!

Doch bei der Thür riß es ihn zurück. In wilder Verzweiflung warf er sich vor den greisen Eltern auf die Kniee hin und hob die Hände flehend empor. „Mutter — Vater," stammelte er schluchzend in zerrissenen Lauten, „verzeiht mir! Ich hab' an einem, der mich betrogen und herausgefordert, falsch beschuldigt und beschimpft und mich selbst am Leben bedroht hat, Notwehr geübt und ihn niedergestochen, und muß nun dafür büßen. Verzeihung, Vater — Mutter!"

Da stürzte die alte Frau ihrem Lieblingskinde an den Hals.

„Gott sei mit dir, mein Sohn!" rief sie unter einem

Strom von Thränen. „Du bleibst es, bleibst es, Karl, hörst du's? Du bleibst mein — du bleibst unser unglückliches Kind! Gelt, Vater?" wandte sie sich flehend an den Gatten.

Der aber wendete sich finster ab. „Steh auf!" gebot er mit rauher Stimme. „Und geh! Wenn ich allein wär', könnt' ich dir vielleicht verzeihen, daß du dich hast zu so etwas hinreißen lassen; aber daß du das deiner alten Mutter angethan hast, das verzeih' ich dir nicht, du gewissenloser Mensch! Aus meinen Augen, du — verlorener Sohn!" Er wies mit ausgestrecktem Arme nach der Thür.

Gebrochen in der Seele richtete sich Karl auf.

Er glaubte noch zu sehen, wie die Mutter vor dem Vater händeringend niederkniete und um Erbarmen flehte; er nahm noch wahr, daß er über die regungslos, mit geschlossenen Augen und totenähnlich blassem Antlitz daliegende Gestalt der Schwester, die den Ausweg sperrte, hinwegschreiten mußte; er sah die neugierigen Gesichter, die Linas wilder Aufschrei herausgelockt, vor der Thür, auf dem Gange, auf der Treppe; allein er sah das alles bloß wie im Traum.

Klar und deutlich hatte er nur eins gesehen: das junge Mädchen, das zu seinem Zitherspiele gesungen, hatte sich mit herzbrechendem Weinen fassungslos über den Tisch hingeworfen, und es schüttelte sie so, als wollte es ihr Herz und Leib zerreißen.

Der Eindruck dieser ungeahnten, sich nun aber so schmerzlich offenbarenden Liebe blieb ihm unvergeßlich. Er begleitete ihn in das Untersuchungsgefängnis; er umschwebte ihn später bei der Gerichtsverhandlung, und er folgte ihm dann in den Kerker.

Er wurde, da Ertl gegen ihn belastend aussagte, wegen versuchten Totschlages schuldig gesprochen und unter Zu-

billigung zahlreicher Milderungsgründe zu zwei Jahren einfachen Kerkers verurteilt.

Ohne ein Rechtsmittel geltend zu machen, nahm Karl Swoboda die Strafe an, die er in der Strafanstalt zu Stein an der Donau abzubüßen hatte.

Und wenn ihm dort, erdrückt von dem Gefühle der Schmach, die er auf sich geladen und den Eltern zugefügt, den Eltern, denen er das Herz gebrochen, die Verzweiflung überkam und ihn verzagen lassen wollte an seinem ferneren Leben, da leuchtete aus der schwarzen Nacht des Kerkers das holde Bild des Mädchens auf, das ihn mit stiller, scheu verborgener Glut geliebt, und ein leiser Hoffnungsschimmer stahl sich in seine wunde Seele ein: daß er sich vielleicht doch wieder erheben und ein neues Leben beginnen könnte, gestützt durch Toni und durch ihre Liebe, wenn sie ihm treu bliebe in ihrem Herzen.

2.

„Ach Gott, Frau Swoboda, das kostet ja ein Heidengeld, wenn Sie die ganze Wohnung neu herrichten lassen. Da könnten Sie es doch viel billiger haben, wenn Sie gleich umziehen möchten in ein neues Haus, wo die Zimmer schöner tapeziert sind und eingelassene Böden haben. Mir thät's zwar so viel leid um Ihnen, denn eine Partei wie Ihnen find't man nöt so bald wieder: allen Respekt vor Ihnen! — aber ich mein' es gut, und darum sag' ich: es wär' nit g'scheit, wenn Sie in diese Kaluppen*) da Ihr eigenes Geld hineinstecken möchten. Jetzt wohnen S' schon zwölf Jahr im Haus, und so lang war Ihnen die Wohnung gut, wie s' is; warum also auf einmal is s' Ihnen jetzt nit gut genug?"

Die so sprach, war die dicke Hausmeisterin, und sie

*) Baracke.



sprach wirklich nur zum Vorteil ihrer ältesten Wohnpartei, die gekommen war, um ihr die überraschende Mitteilung zu machen, daß sie ihr Heim frisch malen lassen und die Zimmerböden mit braunem Lack anstreichen wollte, ein Unternehmen, welches ohne Bewilligung des Hauseigentümers oder seines Stellvertreters unstatthaft gewesen wäre.

Aber die Frau Hausmeisterin ereiferte sich fruchtlos: Mutter Swoboda ließ sich durch alle ins Feld geführten Vernunftgründe nicht umstimmen. „Es geht halt nicht anders," entgegnete sie achselzuckend. „Es muß alles ordentlich gereinigt werden. Wenn nur die Wohnung dann auch wirklich schön ist! Das ist die Hauptsach'."

Damit wollte sich die alte Frau empfehlen, allein die Hausmeisterin hielt sie beim Aermel fest. „So sagen S' mir doch nur, liebe Frau Swoboda, warum machen Sie sich auf einmal diese Unkosten? Kommt vielleicht gar der Herr Bräutigam von der Fräul'n Lini zurück, daß s' für ihn so schön g'macht wird, die Wohnung?"

Mutter Swoboda schüttelte den Kopf. Ihr Haar war in den letzten zwei Jahren schneeweiß geworden, die Runzeln in ihrem Gesicht hatten sich vertieft, und ihre Gestalt schien nun nicht mehr hinfällig, sie war es wirklich. — Mutter Swoboda schüttelte also den Kopf, bedeckt mit einem sorgsam unter dem Kinn geknüpften Tuche, und ein wehmütiges Lächeln trat auf ihren welken Mund.

„Nein, der Ferdinand hat noch ein Jahr zu dienen," gab sie zur Antwort. „Aber jemand anderes kommt zurück." Sie setzte es nach einer Pause in leiserem Tone hinzu, und aus ihren Augen leuchtete ein so grenzenloses Sehnen, daß sie förmlich wieder jung wurden, diese alten, müden Augen, die zwei Jahre hindurch im geheimen mehr Thränen als in ihrem ganzen Leben früher vergossen hatten.

„Wer denn?" meinte die Hausmeisterin neugierig,

wurde aber bei einem Blick in das Gesicht der anderen stutzig und riß dann weit die kleinen Aeuglein auf. „Doch nicht der — der Herr Karl?“

Die Greisin nickte. „Ja — er,“ sagte sie schlicht und innig und sonst kein Wort.

Die Hausmeisterin sah sie fassungslos an. Was, wegen dem Falloten*) sollten solche Geschichten gemacht werden? So hatte sie mit Entrüstung zur Antwort geben wollen, allein es gelang ihr, die kränkenden Worte zu unterdrücken, und schließlich war sie darüber froh, die arme brave Frau da rührte sie.

Es dämmerte ihr nun auf, daß eine Mutter doch ganz anders geartet sein müsse als eine Frau wie sie, die nie ein Kind gehabt und niemals all das Glück und Leid, das man durch Kinder erfährt, gekannt hatte.

„Na ja, das is halt 's Mutterherz,“ sagte sie nickend, nicht ohne eine gewisse Ergriffenheit. „Wegen seiner also machen Sie's so schön? Ja, richtig: die zwei Jahr' müssen ja schon bald um sein. Gelten S'? Mir scheint, im Mai war's, daß er verurteilt worden is? Wann kommt er denn?“

„Am Sonntag,“ entgegnete die alte Frau leise.

„Was?! Sonntag schon? Und heut' ist's Dienstag — na, da müssen S' schon dazu schau'n, daß S' in Ordnung kommen.“

„Freilich. Darum geh' ich auch jetzt gleich selber zum Maler, daß er morgen kommt,“ sagte Mutter Swoboda, empfahl sich nun im Ernste und verließ das Stübchen der strammen Hüterin des Hauses....

Zum erstenmal in ihrem langen Ehestand hatte sie mit ihrem Manne, dem sie sich immer willenlos gefügt, ernste Kämpfe zu bestehen gehabt, ehe er einwilligte, daß

*) Lump.

die Wohnung neu hergerichtet werden sollte um Karls willen.

Die Mutterliebe hatte über den Vatergroll den Sieg davongetragen.

„Wird es denn damit besser, wenn wir ihn verstoßen, wie die Welt ihn ausgestoßen hat?“ Hundert- und aberhundertmal hatte die Mutter in den zwei Jahren so zum Vater gesprochen. „Sollen wir ihn in Verzweiflung versinken lassen, so daß er sich nicht mehr erheben und nie wieder ein ehrlicher Mensch werden kann? Er hat sich schwer versündigt, aber er hat dafür auch schwer gebüßt; dürfen also wir, seine Eltern, strenger und härter sein als der Richter, der ihm nur zwei Jahre Strafe diktiert hat? Können wir ihn sein ganzes Leben lang weiter leiden und weiter büßen lassen? — Nein, Vater, es ist unser Kind, unser armes Kind, und wenn wir ihm nicht die Hand reichen, daß er sich daran halten kann — wer sollte es denn sonst thun? Oder willst du, Vater, daß er — von uns verleugnet — wirklich schlecht wird, weil er's ja werden müßt', wenn alles sich mit Abscheu von ihm wendet? Das kann nicht sein, das darf nicht sein! Wenn das dein Ernst wär', Vater, wär's mir lieber, ich hätt' kein Kind geboren.“

Die Mutterliebe ließ die schlichte Frau, die kaum notdürftig lesen konnte, die Beredsamkeit eines Apostels finden und damit den Zorn des strengen Vaters unterwühlen, sein Herz dem Mitleid öffnen, endlich auch der Vergebung fähig werden, nur daß er das nicht zugestehen wollte, aus Furcht, im Kreise der Seinigen das Ansehen zu verlieren, wenn er bei seinen starren Grundsätzen von Ehre für einen Verbrecher, ob derselbe auch schwer gebüßt, Erbarmen und Verzeihung fände.

Er gestand das also nicht zu; aber er ließ es doch schweigend geschehen, daß zu Ehren der Rückkehr des ver-

lorenen Sohnes das Haus zu festlichem Empfange geschmückt sein sollte.

Seit langem hatte die Mutter zu diesem Zwecke heimlich Kreuzer um Kreuzer zurückgelegt, still von dem Wiedersehen mit dem schönen Lieblingssohne träumend, ehe sie in letzter Stunde erst ihre Träume siegreich zur Verwirklichung bringen konnte.

Aber auch eine andere, die ihr unterdessen mehr und mehr ans Herz gewachsen war, hatte von ihrem kargen Wochenlohne jeden Samstag abend eine Kleinigkeit zurückgelegt, um Karl bei seiner Heimkehr eine kleine Freude zu bereiten: Toni Keller. In einer feinen Blumenhandlung wollte sie einen Strauß der schönsten Rosen kaufen, die ihm bekunden sollten, daß sie seiner stets in Liebe gedacht.

Sie war auch ganz Feuer und Flamme, als sie erfuhr, was seine Mutter so lange still geplant, und eifrig erbot sie sich zur Mithilfe bei der Verschönerung der Wohnung.

Diese nahm einige Tage in Anspruch, während welcher Zeit Lina und der Vater auswärts schlafen mußten.

Mit Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft war es Mutter Swoboda gelungen, ihre verfallenen Kräfte so weit aufzustacheln, daß sie dem energischen Proteste Linas zum Trotz die Zimmerböden selber mit dem Lackanstrich bepinselte. Es war ein anstrengendes, mühseliges, langwieriges Geschäft gewesen und hatte sie weit ärger mitgenommen, als sie es gedacht. Dennoch gönnte sie sich keine Ruhe. Unterstützt von Lina und der mittlerweile aus der Schokoladenfabrik heimgekehrten Toni schob sie am Freitag abend die sorgfältig von Farbenspritzern, Staub und Spinnweben gereinigten Möbel wieder an ihre altgewohnten Plätze, und endlich war in der nun thatsächlich noch einmal so hübschen und gemütlichen Wohnung alles so weit fertig, daß nur noch die frischgewaschenen

Spitzengardinen an den Fenstern, sowie die Bilder an den Wänden zu befestigen waren, eine Arbeit, die sie den beiden Mädchen überlassen mußte. Sie selber wollte noch die Einkäufe für das Backwerk, das morgen, als am Vorabend des Festtages, hergestellt werden mußte, besorgen.

Eine Stunde später kam die Greisin mit dem schwerbeladenen, großen Korbe keuchend und in Schweiß gebadet zurück.

Das rührte wohl zumeist von der erschlaffenden, zur Unerträglichkeit gestiegenen Schwüle her, die seit vielen Tagen herrschte: der Frühling war dieses Jahr so drückend heiß, daß auch die Abende keine Erquickung brachten, nur erhöhte Mattigkeit, die bleischwer auf den Gliedern lag und das Gemüt mit dumpfem Druck belastete.

Der Himmel wies ein eintöniges, fahles Blau ohne Wolkenbildung auf, die Luft — von keinem Windhauche bewegt — schien glühend, und die Bäume schienen vorzeitig verwelkt, so trocken und matt und grau vom Staube hingen die Blätter herab.

Endlich, um Sonnenuntergang herum, stiegen Wolken auf und verfinsterten teilweise das Firmament. Allein sie brachten den ersehnten Regen nicht. Sie ballten sich nur zusammen und kamen von Südwesten her langsam an die Stadt heran.

Eine halbe Stunde später — die Sonne war eben am Horizont versunken, die Welt aber noch lange tageshell — nahm der Himmel ein seltsames, ja unheimliches Aussehen an: grau in Grau gehalten, hoben sich auf diesem Untergrunde große, gelblichweiße Hagelwolken mit hellschimmernden Rändern ab, Wolken, die zu wallen und zu dampfen schienen, gärten und woben, als brauten sie Unheil für die Menschen da unten in der Millionenstadt. Sie zogen jedoch über sie hinweg, um in der blühenden ländlichen Umgebung ihr Zerstörungswerk zu beginnen.

Die verschmachtete Stadt selbst bekam nicht einen Tropfen Regen und keine Abkühlung.

Bei Mutter Swoboda wollte sich das Keuchen auch dann nicht legen, als sie den gewichtigen Einkaufskorb in der Küche niederstellte. Sie sah besorgniserregend aus: ihr verschrumpftes, sonst immer pergamentartig blasses Antlitz glühte, die Zunge klebte ihr am Gaumen, und die Glieder versagten ihr den Dienst. Fast schien es, als müßte sie einem Hitzschlage erliegen.

Sie schleppte sich mit Anstrengung ins Zimmer, sank schwer auf einen Stuhl und stöhnte leise.

„Um Gottes willen, Mutter!“ rief erschreckt die Tochter. Sie hatte eben das letzte Bild über ihrem Bette befestigt und flog nun auf die alte Frau zu. „Ich hab' es ja gesagt, du plagst dich zu stark, und ich hätt' das nicht leiden sollen, schon gar nicht, daß du auch noch zum Kaufmann gehst und dich so abschleppst. Aber hast du dir was dreinreden lassen? Nein. Alle meine Worte waren umsonst. Mutter — Jesus Maria! Mutterl, werd' uns nur nicht krank!“

Sie erfaßte die Hände der halb ohnmächtigen Frau und blickte ihr in tödlicher Besorgnis in das brennende Gesicht, von dem der Schweiß niederrann.

„Es ist — es ist nur — die große — Hitz',“ brachte die Greisin mühsam hervor. „Es wird schon — wieder besser — werden.“

„Willst 'was trinken, Mutterl? Vielleicht eine Limonad'?“ drang Lina bittend in sie und trocknete mit ihrem Taschentuche das nasse Antlitz der Mutter.

Frau Swoboda verneinte stumm. Toni aber, nicht minder besorgt als Lina, war schon in der Küche draußen, um das erfrischende Getränk zu bereiten. Alsbald damit wieder zur Stelle, wurde die alte Frau genötigt, es zu sich zu nehmen, und es verfehlte — für den Augenblick wenigstens — seine belebende Wirkung nicht.

„Daß der Vater heut' so lang nicht kommt!" sagte sie nach einer Weile in klagendem Tone. „Es ist schon Acht vorbei — wo bleibt er denn so lang?"

„Aber Mutterl, hast's denn schon vergessen? Es war ja ausgemacht, daß er heut' auswärts zu Nacht essen soll," gab Lina, um sie aufzuheitern, in munterem Tone zur Antwort. „Du weißt's ja, Mutterl, daß in einem Punkt die Männer alle gleich sind: sie wollen's schön haben im Haus — o ja; aber wie man's schön macht, das wollen sie nicht sehen. Er hat ja so die ganzen Tage her nicht wenig gebrummt, daß er aus seiner ganzen Ordnung herausgeworfen worden ist, aber ich glaub', es war nicht so ernst gemeint. Und wenn er heimkommt — gelt, Mutterl, der wird Augen machen, wie schön es jetzt bei uns ist?" schloß sie mit einem frohen, stolzen Rundblick auf das geschaffene Werk.

„Hübsch war's schon immer da," pflichtete Toni eifrig bei. „Aber jetzt — rein nicht zum Erkennen, so schön ist's."

„Ja, ja," sagte nun auch Mutter Swoboda mit stiller, tiefer Freude über das veränderte Aussehen der Wohnung, das ihr ureigenstes Werk war. „Sehr schön, sehr schön ist's. Aber," wandte sie sich bittend an die Tochter, „daß du dem Vater nichts sagst, Lini, ich selber hab' mich auch so viel dabei geplagt! Hörst mich? Ich bitt' dich drum: der Vater hat mir's strengstens untersagt — du weißt's."

„Freilich weiß ich's," entgegnete die Tochter und drohte der Mutter lächelnd mit dem Finger. „Aber warum warst du denn nachher unfolgsam, du schlimmes Mutterl, du?"

„Ach, lieber Gott, das verstehst du noch nicht, Lini," gab die alte Frau nun gleichfalls lächelnd zur Antwort; es war jedoch ein fast schmerzliches Lächeln, das ihre Lippen umspielte. „Wenn du einmal Kinder haben wirst, Lini," fuhr sie in weichem Tone fort, „dann wirst du's

verstehen. Ich hab' halt auch meinen Teil dran haben wollen, für mein unglückliches Kind 'was zu thun, daß er's gleich sieht: er ist uns so lieb geblieben wie vordem, eh' er so tief ins Unglück gestürzt ist. Mein armer, armer Karl!" Ein schwerer Seufzer folgte diesen Worten.

Eine Weile kämpfte sie mit sich, doch es war stärker als ihr Wille. Was sie zwei Jahre tief in sich verschlossen, was sie so lange ängstlich vor den anderen verborgen — es stürmte nun aus ihrer tiefsten Brust hervor.

Sie schluchzte gramvoll auf, bedeckte das Gesicht mit den zitternden Händen, und unaufhaltsam floß es über ihre Lippen.

„Mein armer, lieber Bub, wer mir das gesagt hätt', daß du mir einmal aus dem Zuchthaus heimkommen wirst ins Vaterhaus! Und Sträflingskleider hat er tragen müssen und einen gescherten Kopf! Wie wirst du denn nur ausschau'n, du mein armes Hascherl? . . . Der Schönste war er unter meinen Buben, und er hat's gewußt und hat auch Freud' gehabt an seinem hübschen Gesichterl mit dem feschen Schnurrbart und mit die gelockten Haar! . . . Und jetzt kommt er rasiert und verschimpft . . . o heilige Maria, steh mir bei — — werd' ich den Anblick denn ertragen können? . . . So lang hab' ich den lieben Gott gebeten, er soll mich diesen Tag erleben lassen, aber jetzt, wo er so nah' is — jetzt graut's mir davor — mir graut's, daß ich's nicht sagen kann. Mein schöner, stolzer Bub, und aus'm Zuchthaus muß er kommen — entstellt, verschandelt, nicht zum Kennen. Aus'm Zuchthaus! O du mein armer, armer, lieber Bub!"

Ihre Stimme brach. Sie schluchzte in einer Verzweiflung, die so ohne Grenzen war, daß es dafür keinen Trost gab, kein Mittel, sie zu lindern, als den brennenden Thränen, die ihren Augen entstürzten, freien Lauf zu lassen.

In furchtbarer Erschütterung warf sich die Tochter vor der leibzerrissenen Mutter nieder und legte, in Thränen ausbrechend, ihr Gesicht in den Schoß der alten Frau, mit ihren Armen deren Kniee umklammernd.

Und beide weinten, weinten fassungslos — die eine um ihr Kind, die andere um die Mutter mit ihrer unsagbaren Liebe und ihrem unsagbaren Leide.

Toni schlich sich still hinaus. Der Jammer dieser beiden Frauen, noch mehr der Jammer um den Unglücklichen, den sie liebte, zerriß ihr treues Herz; allein sie hatte kein Recht, mit diesen beiden hier zu weinen, und darum eilte sie hinüber in ihre Küche. Dort warf sie sich auf ihr dürftiges Bett hin, preßte das Antlitz in die Kissen hinein und überließ sich ihrem tiefen Schmerze.

— — — — — — — — — — — —

Es ging auf Zehn, und Vater Swoboda mußte nun jeden Augenblick nach Hause kommen. Auf dem dunklen Firmamente flimmerten einzelne Sterne, und aus schweren, schwarzen Wolkenmassen lugte die zunehmende Mondsichel zur Hälfte wie ein neugieriges Himmelsauge in die Welt.

Die tödliche Schwüle hatte ein wenig nachgelassen; die niederschauernden Hagelwetter, die in der Umgebung so furchtbar gewütet, hatten der Stadt doch eine Spur von einem belebenden Hauche gebracht.

Mutter Swoboda, des Gatten Heimkehr harrend, saß in einem Stuhl vor dem offenen Fenster und blickte, das weiße Haupt in die Hand gestützt, hinauf in die Unendlichkeit, als suche sie dort oben jene Sterne, die auch ihrem unglücklichen Sohne in sein Kerkerfenster blickten.

Mehr noch als die unerträgliche Hitze und die Ueberanstrengung hatte die schreckliche Aufregung, Schmerz und Erwartungsqual, die zehrende Sehnsucht nach dem Wiedersehen und die namenlose Furcht davor sie nun so schwach und matt gemacht, daß es ihr schien, als lösten

sich jetzt ihre letzten Kräfte auf, um sie schmerzlos hinüberzuführen in jenes Land, von dannen niemand wiederkehrt.

Und diese eigentümliche Empfindung nahm in ihr immer zu, bis sie sich ihrer endlich klar bewußt wurde.

Sie erschrak darüber so heftig, daß ihr die Stimme versagte. Sie wollte sich erheben, aber es gelang nicht. Sie konnte endlich nur mit ganz schwachem Tone nach ihrer Tochter rufen.

Lina saß am Tische, eine brennende Spirituslampe vor sich, mit ihren Schmuckfedern beschäftigt, war auf den Ruf aber sogleich zur Stelle.

„Willst was, Mutterl?"

„Ich weiß nicht, Lini, mir wird so eigen," stammelte die alte Frau fast unverständlich und mit einem Blicke voll Todesangst. „Ich — ich möcht' ihn aber — doch so gern — noch sehen, den — Karl — — daß ich ihn — noch einmal — segnen kann — und dabei sein — wenn — er kommt — weil der — Vater ihm — sonst vielleicht — doch — hart begegnet — — und — das soll er — nicht — der Vater — — er ist — — ach Jesus! Karl — Karl — — —"

Sie tastete sich plötzlich mit zitternder Hand nach dem Herzen, doch ebenso plötzlich sank sie mit einem schwachen Aechzen, das mehr ein Hauch war, hintenüber an die Stuhllehne, und ihre Arme fielen schlaff herab.

Mit lähmendem Bangen hatte Lina den abgebrochenen Worten der Mutter gelauscht. Nun hallte ihr Entsetzensschrei laut durch das Zimmer.

„Jesus Maria! Mutter, thu mir das nicht an! Stirb mir nur nicht, mein Mutterl! Nicht sterben — hörst du, Mutterl? Mutter, um Gottes willen, Mutter, so gieb doch Antwort! Mutter — Mutter — Mutter!"

Sie flehte es in herzrührenden Tönen und schloß die leblose Gestalt mit verzweiflungsvoller Liebe an ihre Brust.

Umsonst! Die Mutter sah und hörte nichts mehr, sie war für immer still und stumm geworden.

— — — — — — — — — — — —

Genau zur selben Zeit fuhr Karl Swoboda auf seinem harten Sträflingslager aus dem ersten Schlafe auf, geweckt von einer sanften Berührung seiner Wange.

Er wußte es genau: ihm hatte nicht geträumt, und doch war's ihm gewesen, als wäre seine alte Mutter an sein Bett ganz leise herangetreten, und als hätte sie ihm zärtlich das Gesicht gestreichelt, so wie sie es zum Gruße stets gethan, wenn er zur Arbeit gegangen oder nach Hause gekommen war.

Nun saß er aufrecht da auf seinem Strohsack und schaute betroffen um sich herum.

Es war aber beim Scheine der Mondessichel, der durch das vergitterte, hoch oben an der Wand befindliche Fenster hereinfiel, nichts zu sehen als die Pritschenlager, darauf seine übrigen Zellengenossen schliefen.

Also hatte er doch geträumt? Oder — und sein Herz zog sich zusammen — hatte sich etwas angemeldet? War jemand gestorben? Vielleicht gar die Mutter? Seine arme, liebe, alte Mutter?

Doch nein, das war unmöglich!

Wie konnte sie denn sterben, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben? Wie sterben, ohne ihn zu segnen?

Und in der trostreichen Zuversicht auf das Wiedersehen mit der geliebten Mutter, der er noch Freude machen wollte in seinem Leben, schlief er wieder ein.

3.

Der Sonntagnachmittag, den Mutter Swoboda mit so heißer Sehnsucht und doch auch mit so tiefem Grauen erwartet hatte, war da, allein das Haus, das sich zu einem Freudenfeste gerüstet, war in einen Ort der Trauer um-

gewandelt: sie, die es selber so schön geschmückt, lag nun darin im Sarge und sollte zu Grabe getragen werden.

Und Toni Keller, die kleine Fabrikarbeiterin, die für den heimkehrenden Geliebten auf einen Blumenstrauß gespart, hatte statt dessen für das vom Munde Abgedarbte einen Totenkranz für seine arme Mutter kaufen müssen.

Das schwarze Kleid, das die Leiche der alten Frau umhüllte, war von kleinen Sträußchen fast ganz bedeckt.

Nur die erstarrten Hände, die auf der Brust gefaltet lagen, waren sichtbar und der mit einer schwarzen Spitzenhaube geschmückte weißhaarige Kopf mit dem wachsbleichen Antlitz, darauf ein Ausdruck erhabenen Friedens thronte.

Durch die schwarz verhüllten Fenster drang kein Strahl des Sonnenlichts herein. Nur die Wachskerzen zu Häupten des Sarges warfen ihren rötlichgelben Schein auf das im Tod verklärte Angesicht der alten Frau, auf die vielen Blumenkränze, die liebende Herzen der dahingeschiedenen Gattin, Mutter und Freundin dargebracht, und auf die Gestalten der Trauernden, die in stillem Gebete die Bahre umstanden.

Das Haus hatte alle seine Bewohner — alt und jung — entsendet, um der Toten die letzte Ehre zu geben.

Aus der anstoßenden Kammer tönte ersticktes Schluchzen heraus; dort weilte die verwaiste Tochter mit den Schwägerinnen, dort weilte der gebrochene Gatte mit seinen ältesten drei Söhnen, deren gerötete Augen von vergossenen Thränen sprachen.

Plötzlich ging eine leise Bewegung durch die angesammelte Menge der Trauergäste: es war nun an der Zeit, den Sarg zu schließen, und der Familie gehörten diese Augenblicke nun zum letzten Abschied.

Die anderen alle gingen still hinaus — auch Toni.

Die Schwiegertöchter waren die ersten, die der Toten

zum letztenmal Stirn und Hände küßten. Ihnen folgten ihre Männer, hierauf kam Lina.

Sie schrie nicht mehr, so wie in jener Nacht, da ihr die Mutter tot an die Brust gesunken und sie selbst vor Jammer dem Wahnsinn nahe gewesen war.

Ins tiefste Herz hineingetroffen, benahm sie sich doch merkwürdig gefaßt; sie war ja doch die einzige außer Toni, die wußte, warum die Mutter eigentlich gestorben war, und nun, da sie das Entsetzen über ihren jähen Tod überwunden hatte, mußte sie — ungeachtet ihres eigenen Schmerzes ob des unersetzlichen Verlustes — doch erkennen, daß es für die arme Mutter so besser war: das Schreckliche — den Sohn entstellt in seinem Aeußeren schon als Ausgestoßenen der bürgerlichen Gesellschaft zu sehen, war ihr erspart geblieben.

Während unaufhaltsam stille Thränen aus Linas Augen flossen, beugte sie sich über die Leiche, küßte ihr mit zitternden Lippen die kalten Hände und blieb dann eine Weile über sie gebeugt.

In unhörbaren Lauten flüsterte sie ihr Worte zu, die ihr über den eigenen Gram hinüberhelfen sollten.

„Für dich ist es gut so, Mutterl, daß du erlöst worden bist, so schnell und sanft, bevor du ihn hast sehen müssen — deinen armen Karl. Der liebe Gott war gnädig gegen dich, daß er zu allem Leid, das hier auf dieser Welt dein Teil war, dich vor dem Allerbittersten bewahrt hat. — Leb wohl, mein liebes Mutterl — wir sehen uns wieder!"

Zum letztenmal prägte sie sich tief, mit unauslöschbaren Zügen, das Bild der toten Mutter in die Seele ein.

Der Vater hatte seit jener fürchterlichen Stunde am Freitag abend, da er in fröhlicher Stimmung heimgekommen war, um die Gefährtin seines Lebens starr und kalt vor sich zu sehen, kein Wort gesprochen. Er war damals

nur zusammengeknickt, als hätte ihn ein Blitzstrahl gefällt. Und seit diesem Augenblicke war der Hüne ein gebrochener Greis, der die Sprache verlernt zu haben und vor Jammer stumpfsinnig geworden zu sein schien.

Seit vierzig Stunden hatte man nicht einen Laut von ihm gehört, und jetzt mußten ihn die Söhne von seinem Sitze in der Kammer emporheben und zu dem Sarge führen.

Nun stand er da, und nun erst war es, als gewänne er die Fähigkeit zu denken wieder, und ihn erfaßte plötzlich mit niederschmetternder Gewalt die starre Größe und der fürchterliche Ernst dieses Augenblickes; der letzte Abschied von seinem Weibe, dem guten Geiste seines Lebens, der niemals wieder zu ihm sprechen, den er nie, nie wiedersehen sollte, der heute hinunter sollte in das Grab ... Denn jetzt mußten sie bald da sein, diese Männer, die den Sarg verschließen würden, und dann kam der Geistliche, der die Leiche in die Kirche zur Einsegnung führen sollte, und dann die Fahrt, die lange, nach dem Friedhof und dann — zuletzt — der Totengräber — — —

Mit einem rauhen Aufschrei, der allen anderen das Blut erstarren ließ, warf sich der alte Mann, der mit der wiedergekehrten Klarheit des Geistes auch seine ganze Kraft gewonnen zu haben schien, über den Sarg, umklammerte ihn wie mit Eisenarmen, als wollte er ihn jenen anderen, die kommen würden, ihn zu holen, niemals überliefern, und schluchzte in hilfloser Verzweiflung.

„Mutter, Mutter, hör mich doch — ich komm' dir nach — hörst mich? Ich komm' — komm' bald — komm' heut' noch — — — wart auf mich — — ich kann nicht ohne dich sein — — Mutter! — Weib — meine Kathi, — mein ganzes Glück auf der Welt!“

Und ehe sich dessen jemand noch versah, riß er sich los und stürzte wie ein Wahnsinniger in die Küche zu dem

Tische, um die Lade aufzureißen und das große, scharfgeschliffene Küchenmesser hervorzuholen.

Im Augenblicke, da er es gegen seine Brust richtete, fielen ihm die Söhne, die ihm rasch gefolgt waren, in den Arm, und während er wie ein tobsüchtig Gewordener schrie, entspann sich zwischen ihm und ihnen ein wilder Kampf um das Messer.

Die Leute auf dem Gange öffneten auf das entsetzliche Geschrei des Alten erschrocken die Thür und sahen das unheimliche Schauspiel der um das Leben des plötzlich von Riesenkräften erfüllten Vaters ringenden Söhne.

Die kleine blonde Toni, die auch darunter war, floh, von einem grauenhaften Gedanken gepackt, die Stiege hinunter auf die Straße, und dort stand sie dann an der Ecke und harrte seiner — des verlorenen Sohnes, der von Augenblick zu Augenblick erwartet wurde: die ersten Schritte in die Freiheit mußten ihn zu dem Leichenbegängnis seiner Mutter, die um seinetwillen so viel gelitten hatte, eben noch zurecht kommen lassen, wenn er Linas Brief, der gestern an ihn abgegangen war, rechtzeitig erhalten hatte.

Doch nun angesichts der Raserei des Vaters fand Toni es geraten, Karl abzuhalten, die Wohnung zu betreten. Wer mochte wissen, was für unselige Folgen daraus entstehen konnten?

Mit ihrem schwarzen Sonntagskleidchen angethan, einen mit schwarzen Seidenband geschmückten Strohhut auf dem Kopfe, stand sie erst wenige Minuten da, als sie von der in die Hauptstraße führenden Quergasse einen Mann herannahen sah, dessen scheues, eiliges Wesen ihr auffiel.

Den Hut tief in die Stirne gedrückt, hastete er gesenkten Kopfes dicht an den Häusern dahin, als wünschte er sich vor aller Welt zu verbergen.

Sie faßte ihn genauer ins Auge, und da schien ihr zunächst die Kleidung bekannt: diese karierten Beinkleider,

das blaue Jackett und die helle Krawatte hatte Karl Swoboda an Sonntagen auch getragen; Gang und Haltung des Mannes schienen ihr zwar fremd, aber das Gesicht, dieses blasse, eingefallene, glattrasierte Gesicht — und das Haar so kurz, daß der Kopf beinahe auch rasiert erschien — er war es!

Ein halb unterdrückter Aufschrei entfuhr ihren in jähem Schreck erblaßten Lippen, und ihr Herz zog sich schmerzhaft zusammen. Wie elend sah er aus — entstellt, gedemütigt — ein Schatten seiner selbst, so wie es Mutter Swoboda in ihrer Qual befürchtet hatte. Wie gut, daß sie ihn nicht mehr sehen konnte — ihren Karl!

Mit raschen Schritten eilte Toni auf ihn zu.

Er wollte an ihr vorüberhasten, sie aber hielt ihn fest.

„Herr Karl!“ rief sie mit ihrer sanften Stimme, die vor Angst und Mitleid bebte, daraus aber doch auch die Freude und die Liebe klang. „Herr Karl, laufen Sie nicht so, ich muß Ihnen 'was sagen.“

Zusammenfahrend war er stehen geblieben. Nun überflog ein Freudenschimmer sein verhärmtes, von der Kerkerluft gebleichtes Gesicht.

„Sie sind die erste, Fräulein Toni, die mir entgegenkommt?“ fragte er bewegt, und seine Augen wurden feucht. „So haben Sie mich nicht vergessen? Und Sie haben keinen Abscheu vor einem Menschen, der geradeswegs aus dem —“

„Still!“ fiel sie ihm, mit krampfhaftem Drucke seine Hand umfassend, ins Wort. „Reden Sie nie mehr davon! Ein neues Leben liegt vor Ihnen, und Gott wird mit Ihnen sein. — Aber,“ unterbrach sie sich rasch, „nicht deshalb hab' ich hier auf Sie gewartet, ich hab' es nur gethan, um Sie zu warnen, jetzt hinaufzugehen. — Herr Karl,“ sie bat es in rührendem Tone, „thun Sie's nicht, es könnt' vielleicht ein zweites Unglück geben.“

„Ein zweites Unglück?“ fragte er erschrocken. „Was ist denn geschehen?“

Nun sah auch Toni erschrocken drein. „Ja, wissen Sie es denn noch nicht? Haben Sie den Brief von Ihrer Schwester nicht bekommen?“

„Nichts hab' ich gekriegt, Fräulein Toni. Aber so sagen Sie mir doch nur: was ist denn?“

Er fragte es in zunehmender Angst.

So grausam schien es ihr, daß sie ihm die Unheilsbotschaft künden mußte, daß ihre Augen sich mit jäh hervorschießenden Thränen füllten. Und das verriet ihm das Allerschlimmste.

„So ist wer gestorben?“ brachte er nur mühsam hervor.

Sie nickte wortlos; nur ihre Thränen floßen reichlicher.

„Wer?“ heischte er mit heiserem Tone und kreideweißem Antlitz.

„Die Mutter,“ schluchzte Toni auf. „Freitag abend kurz vor zehn Uhr war's mit ihr plötzlich aus.“

Er starrte sie eine Weile mit so großen, leeren Augen an, als könnte er das Furchtbare nicht fassen. Dann hob er unwillkürlich die Arme in die Höhe und breitete die Hände über den Kopf, als wollte er einen niedersausenden Schlag, der ihn zerschmettern sollte, von sich abwehren. Er taumelte an die nahe Wand des Hauses, davor er stand.

Die Mutter tot — die Mutter! Und Freitag abend kurz vor Zehn gestorben! ... So war's doch sie gewesen, die ihn damals geweckt, um von ihm Abschied zu nehmen — für immer. Und ihr letzter Gedanke mußte ihm gegolten haben — ihm, dem verlorenen Sohn!

Ein heiseres Stöhnen drang aus seiner Brust, als er mit Anstrengung sich wieder aufraffte.

„Wie ist sie denn gestorben?“ fragte er tonlos, mit demselben kreideweißen Gesicht, dessen Züge ohne Leben schienen.

„Sanft und still,“ sagte Toni leise. „Sie hat eben noch mit der Lina gesprochen, dann auf einmal ein schwacher Seufzer und alles war aus. Kurz vorher,“ fuhr sie fort, „war ich noch drüben bei ihr, und deshalb kann ich Ihnen sagen, Herr Karl: er ist ihr wohl zu gönnen, dieser schnelle Tod. Bis zum letzten Augenblick hat sie Ihrer mit Liebe gedacht — mit einer Liebe, daß man's mit Worten gar nicht sagen kann. Weil Sie wieder heimkommen sollten, hat sich die alte Frau so schwer geplagt, um für Sie das ganze Haus schön zu machen, und das mag ihr wohl auch sehr viel geschadet haben. Aber sie hat's thun müssen — Sie waren ja ihr Liebling!“

Sie fühlte ihre Hände heftig in heißer Dankbarkeit gedrückt, dann setzte Karl sich entschlossen in Bewegung.

In Angst lief sie ihm nach und umklammerte mit ihrer kleinen, starken, harten Hand seinen Arm.

„Herr Karl, um Gottes willen,“ flehte sie ergreifend, „gehen Sie nicht hinauf. Der Vater rast, und Ihre Brüder kämpfen mit ihm um das Küchenmesser, mit dem er sich das Leben nehmen will, weil er die Mutter nicht überleben mag. Wenn er Sie jetzt sehen sollte, dann geht er vielleicht auf Sie los, weil ja die Mutter Ihretwegen gestorben ist und — —“

Sie unterbrach sich jäh und hätte sich am liebsten die Zunge abgebissen dafür, daß diese Worte, welche ihm die Wahrheit schonungslos enthüllten, ihren Lippen entflohen waren. Von wahrer Todesangst verwirrt, klammerte sie sich nur noch fester an ihn.

„Sie dürfen nicht hinauf, Karl! Thun Sie es nicht — thun Sie es mir zuliebe nicht!“ bat sie mit bitterlichem Schluchzen und wollte ihn nach entgegengesetzter Richtung mit sich fortziehen.

Er hatte ihre früheren Worte klar erfaßt: der Vater fluchte ihm und wollte sich an ihm vergreifen, weil er die Schuld trug an der Mutter Tod — er, der verlorene Sohn.

Das peitschte ihn nun auf.

Er wollte sich der Wut des Vaters stellen und sich glücklich preisen, wenn jener ihn zu Boden strecken sollte. Was hatte er — der Zuchthäusler — auch den Tod zu fürchten?

Gewaltsam befreite er sich von dem Mädchen. „Lassen Sie mich!“ gebot er mit rauher Stimme. „Hindern Sie mich nicht länger!“

Toni fügte sich dem herrischen Gebote. „Gut!“ sagte sie ergeben. „Aber ich gehe mit,“ setzte sie mit Festigkeit hinzu. „Ihnen darf nichts geschehen, Karl — Ihnen gewiß nicht!“

Das Wort klang ihm in den Ohren und gab ihm später noch viel zu denken; für den Augenblick war er von anderem eingenommen.

Unerkannt langte er vor der Thür an und fand den Flur voll Menschen, die alle den beabsichtigten Selbstmord Vater Swobodas erregt besprachen. Den Söhnen war es endlich gelungen, dem Rasenden das Messer zu entwinden, und der sanfte Zuspruch seiner Töchter hatte auch seinen wilden Schmerz besänftigt.

Niemand hätte den bartlosen, blassen Menschen erkannt, der jetzt die Swobodasche Wohnung betrat. Da sie aber in einem dichten Knäuel lebhaft miteinander sprachen, bemerkte ihn überhaupt keiner. Das Sensationsereignis, das nach allen Richtungen hin besprochen wurde, beherrschte alle gänzlich.

Toni, die sich bisher dicht an seinen Fersen gehalten, schritt Karl nun voraus. Drohte doch noch Gefahr, so war sie da, den Geliebten mit ihrem Leibe zu decken.

Sie öffnete geräuschlos die Thür des Sterbezimmers und fand die Familie nun wieder um den Sarg herum. Doch waren aller Blicke jetzt auf den Vater gerichtet, als trauten sie seinem ruhiger gewordenen Schmerze nicht, als müßten sie noch immer eine Wahnsinnsthat verhindern.

Allein der Alte dachte nicht daran.

Er kniete still weinend an der Bahre seines Weibes, die Stirne auf ihre kalten Hände gepreßt, und fand Ergebung in das Schicksal in den Thränen, die er seit seinen Kinderjahren nicht mehr gekannt.

Also fand ihn sein heimgekehrter Sohn.

Eine Erschütterung, so mächtig, so allgewaltig wie eine Naturgewalt, kam über ihn, da er das düstere Bild der in tiefe Trauer gekleideten Geschwister um den greisen, in Schmerz aufgelösten Vater an dem offenen Sarge der geliebten Mutter sah.

Er glaubte, daß sein Herz dabei in Stücke gehen müsse. Aus seiner zugeschnürten Kehle drang der Laut eines qualvoll schweren Atemzuges, während er — den Hut in den gefaltet herabhängenden Händen — zögernd auf der Schwelle stand.

Und dieser fremde Laut ließ alle die Geschwister und Schwägerinnen sich betroffen umschauen, und — er sah es: alle unterdrückten mit Mühe einen Ausruf ängstlichen Erstaunens in den jäh erbleichten Angesichtern, aus Rücksicht auf den Vater und aus Furcht um ihn, den sie erkannten.

Im nächsten Augenblicke winkte ihm die Schwester mit der Hand ab.

„Geh hinaus!“ gebot sie ohne Worte. „Verbirg dich vor ihm!“

Er schüttelte stumm den Kopf.

Die kleine Toni hingegen stand vor ihm in einer Weise da, als wollte sie damit sagen: „Es kann ja doch nur

an mich kommen — ich nehme auf mich, was ihn bedroht."

Die Schwester winkte stärker, mit finsterem Gesicht, und die Brüder nickten mit düsterem Ernst dazu: „Geh — geh! Auf später!"

Es war dabei ganz still im Zimmer, und das mochte dem Vater auffallen. Er richtete plötzlich den Kopf empor, schaute fragend in die Runde und sah den blassen jungen Mann mit den erschütterten Mienen, dem glatt rasierten Gesicht und dem kurzgeschorenen Kopfe auf der Schwelle. Was wollte der? Wer war das nur?

Und warum zuckte jener, da sein Blick ihn traf, zusammen? Und warum sank er nun, ihm von weitem die gefalteten Hände flehend entgegengestreckt, auf die Kniee — stumm, demütig, als wäre er gefaßt auf jedes Schicksal, als lege er sein Leben in des Alten Hand?

Hatte nicht schon einmal jemand so vor ihm gekniet? Nein, anders: mehr in Verzweiflung, als so — so still ergeben wie ein Opfer, das sich selbst zum Opfer bringt. Damals, als man ihn fortführte — ihn — den verlorenen Sohn — in das Gefängnis? . . .

Und jetzt erkannte er den entstellten Menschen.

Das also war sein Sohn! So sah er jetzt aus, und so kam er wieder — sein stattlich schöner Sohn, der Mutter ganzer Stolz!

Der Alte fuhr sich mit der schwieligen Hand über Stirn und Augen, als wollte er ein Blendwerk verscheuchen, dann erhob er sich langsam.

In seine rotgeweinten Augen, die wieder starr an Karl hingen, kam ein Ausdruck milder Wehmut, sanften Mitleids, sehnenden Verlangens — ein Ausdruck, der den anderen, die ihn in ängstlicher Spannung beobachteten, nichts Schlimmes verhieß.

Plötzlich stürzte er, im Innersten erschüttert, auf den

knieenden Sohn zu, hob ihn empor und schloß ihn schluchzend in die Arme.

„Um ihretwillen“ — er deutete auf sein totes Weib — „sei dir verziehen! Sie hat dich mir, solang sie lebte, als heiliges Vermächtnis ans Herz gelegt — darum: willkommen, Sohn, in meinem Hause! Es ist wieder das deine.“

— — — — — — — — — — — —

Karl nahm sein gewohntes Handwerk als Maschinenschlosser bei seinem früheren Herrn wieder auf und führte schon im nächsten Jahre seine treue Toni zum Altar. Als wieder ein Jahr später Lina ihren Ferdinand heiratete und in einen anderen Stadtteil zog, wo ihr Mann einen hübschen Laden für seinen Gemischtwarenhandel gemietet hatte, bestand der Vater, der die alte, liebe Wohnung, darin sein Weib gestorben war, nicht verlassen wollte, darauf, daß Karl und Toni bei ihm wohnen müßten, ein Wunsch, dem sie mit Freuden nachkamen.

Dort leben sie, umgeben von drei kleinen Mädchen, die alle genau so zart und zierlich wie die blonde Mutter sind.

Der Großvater läßt sich's nicht nehmen, daß seine Enkelinnen die ganzen Ebenbilder seines unvergeßlichen Weibes sind, und sein Sohn läßt's gelten, Toni ist ja in allem und jedem ganz wie sein liebes totes Mutterl geartet: so sanft, so selbstlos und so opferfreudig, so lieb, der gute Genius seines Lebens, die ihn zu einem Manne gemacht, der Selbstvertrauen und Selbstachtung wieder gewonnen hat und auch die Wertschätzung der Menschen. Alle, die ihn kennen, müssen zugeben, daß sein alter Vater ein Recht hat, stolz zu sein auf Karl, in dem er einst mit vielem Weh seinen verlorenen Sohn hatte sehen müssen.



Feinde des Telegraphen.

Skizze aus der Tierwelt. Von Hans Scharwerker.

Mit 5 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Als im Jahre 1846 in Deutschland, und zwar in Preußen, Bayern und Oesterreich, die ersten staatlichen Telegraphenlinien eingerichtet wurden, gab es Leute genug, die darob bedenklich die Köpfe schüttelten, Spötter, die dem Unternehmen ein völliges Fiasko vorhersagten, und sogar entschiedene Feinde des Telegraphen, der nicht nur ihre besonderen Interessen schädigte, sondern nach ihrer Meinung auch in politischer, sozialer, religiöser, gesellschaftlicher und sonstiger Hinsicht die unheilvollsten Folgen haben mußte.

Diese Feinde des Telegraphen sind ausgestorben und, wie alle Feinde des Fortschrittes, der wohlverdienten Vergessenheit anheimgefallen. Der Telegraph aber hat siegreich sein gewaltiges Netz über die ganze Erde ausgespannt. Nicht himmelhohe Gebirge, nicht die endlose Wüste, nicht die tiefsten Ozeane haben ihn aufgehalten. Ueberall hat er seine völkerverbindenden Drähte gezogen, und als man im Jahre 1896 das fünfzigjährige Jubiläum des Telegraphen in Deutschland feierte, besaß dieser 600,000 Kilometer Leitungen, davon 38,000 Kilometer Kabel, und 132,000 Telegraphenapparate. Die Länge sämtlicher Telegraphenleitungen der Erde betrug 5,423,099 Kilometer,

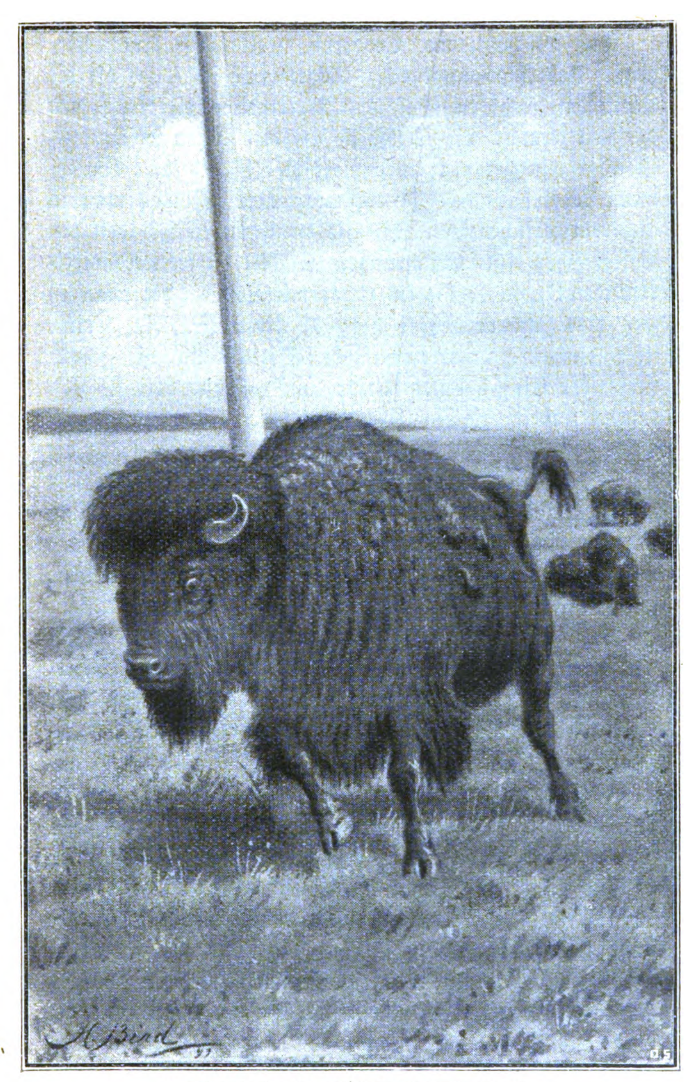
das heißt 134mal den Umfang der Erde, die Länge der unterseeischen Kabel 252,000 Kilometer, also rund sechsmal so viel wie der Umfang des Aequators. Es wurden in dem genannten Jahre von rund 80,000 Telegraphenbureaus über 351 Millionen Telegramme befördert. Seitdem sind diese Zahlen noch größer geworden.

Und damit nicht genug. Vielleicht stehen wir vor einer allgemeinen Umwälzung des telegraphischen Verkehrs, deren Einfluß auf alle Verhältnisse des modernen Lebens von unabsehbaren Folgen begleitet sein würde. Man hat die Möglichkeit einer drahtlosen Telegraphie ins Auge zu fassen begonnen, und überall werden in dieser Hinsicht Versuche gemacht, von denen die des Italieners Marconi bereits gute Erfolge gehabt haben sollen. Es sind zwar bis jetzt nur mehr oder minder gelungene Versuche, aber die Erfindungen drängen heutzutage einander, und wer weiß, wie bald eine neue Verbesserung der drahtlosen Telegraphie diese praktisch allgemein brauchbar und zur Alleinherrscherin im Reiche des Verkehrs macht!

Und welcher Vorteil wäre es, der Millionen Stangen, des Drahtes und der Kabel entbehren zu können, deren Anlage so gewaltige Summen verschlingt und deren Erhaltung gegenüber so vielen sie auch jetzt noch bedrohenden Feinden nicht minder kostspielig ist.

Aber was für Feinde hat denn heutzutage der erdumspannende Draht? Nun, unter den Bewohnern zivilisierter Länder natürlich keinen mehr, aber unter den unwissenden und abergläubischen Eingeborenen Afrikas, Asiens, Australiens und Amerikas gab es deren bis in die neueste Zeit genug. Dazu kommen die Schädigungen durch die Naturkräfte, „denn die Elemente hassen das Gebild aus Menschenhand", und nicht zuletzt durch Tiere.

Mit diesen Feinden des Telegraphen wollen wir uns in den folgenden Zeilen einmal etwas näher beschäftigen.



Ein Büffel reibt sich an einer Telegraphenstange.

Daß Wirbelstürme, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, große Ueberschwemmungen, Schneebruch u. s. w. oft die Leitungen zerstören, daß das Meerwasser die Kabel mit der Zeit zernagt, die Wellen sie auf den Felsen zerscheuern, ist allgemein bekannt; es genügt hier die einfache Erwähnung der Thatsache. Interessanter aber ist, was man in außereuropäischen Ländern mit menschlichen Feinden des Telegraphen für Erfahrungen machte. Die nordamerikanischen Indianer hieben früher mit Vorliebe die Stangen um, was jetzt aufgehört hat; in Australien, in Afrika, in Südamerika ist es an manchen Orten nötig, die Häuptlinge der Eingeborenen dafür zu bezahlen, daß die Leitungen unbeschädigt bleiben; in Indien ist es vorgekommen, daß Kulis Stücke aus Kabeln, da, wo diese in die Flüsse oder in die See eintraten, herausschnitten und sie aus Aberglauben in die Erde einpflanzten; und in China pflegten die habgierigen Zopfträger den Draht zu stehlen, um Nägel daraus zu machen. Dergleichen Vorkommnisse gehören jedoch jetzt zu den Seltenheiten.

Alltäglich sind dagegen in weniger kultivierten Landstrichen Beschädigungen der Telegraphenlinien durch Tiere. Da sind in erster Reihe die Büffel zu nennen. Sie haben es vornehmlich auf die Telegraphenstangen abgesehen und werfen sie oft kilometerweit um, nicht etwa aus angeborener Bosheit oder aus Kulturfeindlichkeit, sondern sozusagen in Ausübung eines unschuldigen Vergnügens. Sie scheinen ihm nämlich die geeignetsten Gegenstände, um sich daran zu reiben, und es ist im Grunde nicht seine Schuld, wenn die Stangen häufig dabei umfallen. Warum sind sie nicht stärker?

Es würde vermutlich nichts genützt haben, den Büffeln eine fachmännische Erklärung darüber zu geben, weshalb man aus Zweckmäßigkeitsgründen anderer Art die Telegraphenstangen nicht so stark machen kann, daß sie auch

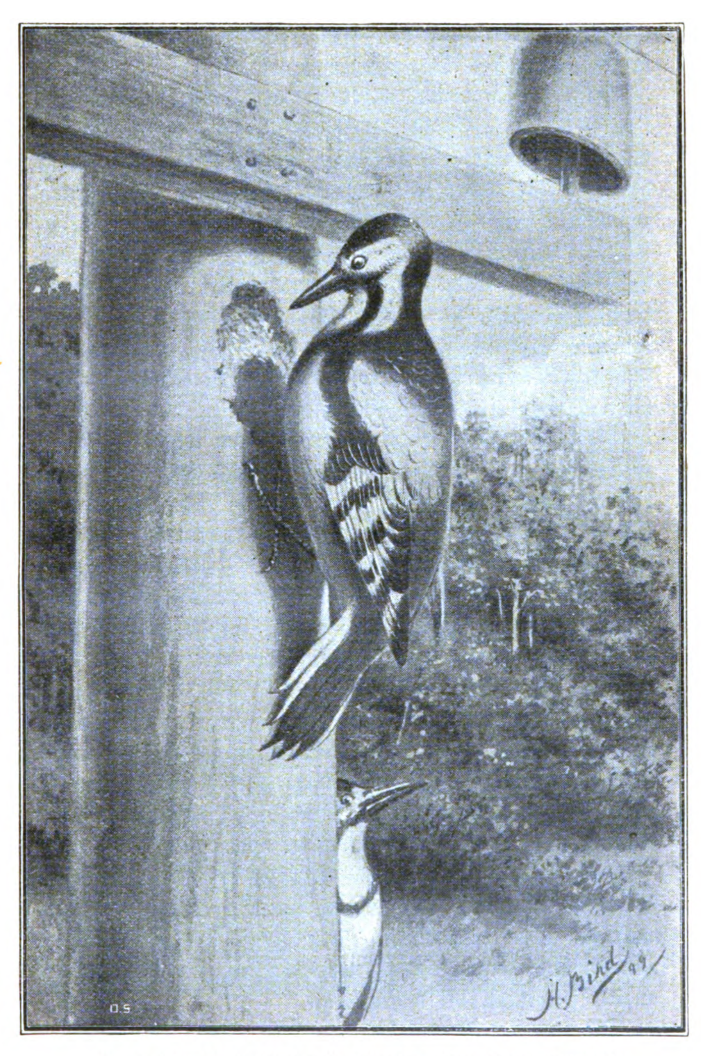


Meister Petz, Jsolatoren abbeissend.

einem Büffel standhalten; und so kam ein Schlaukopf darauf, den Tieren ihr Vergnügen zu verleiden, indem er den unteren Teil der Stangen mit Nägeln spickte, deren Spitzen ein paar Centimeter weit herausstanden. Aber ach, irren ist menschlich! Die Büffel, deren dicker zottiger Pelz und dicke Haut außergewöhnliche Reizmittel erfordern, fanden gerade die mit Nägeln bewehrten Stangen am angenehmsten.

Es giebt aber noch genug andere Feinde. Ganz kürzlich erst berichteten amerikanische Blätter, daß eine neue Linie im nördlichen Teile des Staates Maine fortgesetzt von dem in den dortigen Wäldern lebenden schwarzen Bären beschädigt werde. Und zwar hat es Meister Braun seltsamerweise auf die Isolatoren aus Porzellan abgesehen und läßt es sich nicht nehmen, die Stangen zu erklimmen und die Isolatoren abzubeißen. Da diese eine selbst für Bären schlecht verdauliche und keineswegs angenehm schmeckende Speise bilden, so ist diese Liebhaberei des Meisters Petz, über die man auch in Norwegen und Rußland zu klagen hat, nur folgendermaßen zu erklären. Der Bär hält das Geräusch der Stangen und Drähte im Winde für das Summen von Bienenschwärmen, die sich nach seiner Meinung nebst ihren von ihm sehr geschätzten Honigvorräten im Inneren der Stangen befinden müssen. Er folgt dem Ursprung des Summens bis hinauf zu den Drähten und richtet nun seine Angriffe dagegen, um, wie er meint, zu dem leckeren Honig zu gelangen.

Er ist ein Opfer des Wahnes, gerade wie der Specht, der sich ebenfalls durch das summende Geräusch der Telegraphenstangen verleiten läßt, Insekten darin zu vermuten, und große Löcher in die Stangen hackt, um zu der ersehnten Beute zu gelangen. So beschädigte Stangen brechen dann natürlich bei dem nächsten stärkeren Winde leicht um. Besonders eifrig in dieser Hinsicht ist der große



Norwegischer Buntspecht bei der Arbeit an einer Telegraphenstange.

norwegische Buntspecht, der nicht eher ruht, als bis er an der anderen Seite durch ist. Er wird dadurch zu einem argen Feinde des Telegraphen.

Nicht besser treibt es ein amerikanischer Vetter von ihm, der Sammelspecht. Diese von Kalifornien bis Mexiko vorkommenden Vögel beschäftigen sich im Herbste sehr eifrig damit, kleine Löcher in die Rinde der Eichen und Fichten zu bohren und in ihnen Eicheln für den Winter aufzusparen. Einen ähnlichen Instinkt hat man kürzlich bei derselben oder einer nahe verwandten Art von Sammelspecht beobachtet, der in den Küstenländern Nordamerikas zum Meeresstrande fliegt, um eine Art Napf- oder Schlüsselschnecke (Petella) zu sammeln, die er in ein vorher gebohrtes Loch eines Baumstammes einkeilt, um sich ihrer in gegebener Zeit als einer leckeren und fetten Nahrung zu bedienen. Er meißelt dann ein neues Loch und fliegt davon, um für dasselbe eine passende Napfschnecke zu holen. Die Wahl ist sehr raffiniert, denn diese Meeresschnecken, die nicht nur in Feuerland, sondern auch an den Küsten Hollands und Englands gern von den Menschen verspeist werden, sind sehr zählebig und bleiben in den Holzlöchern wahrscheinlich so lange am Leben, bis es den Feinschmeckern, die sie einsammeln, gefällt, sie zu verspeisen. Seit kurzem haben nun die klugen Spechte gefunden, daß sich die trockenen, glatten Telegraphenstangen noch weit besser zur Anlage ihrer Vorratskammern eignen als lebende Bäume, wie die Telegraphengesellschaften zu ihrem Schaden erfahren haben.

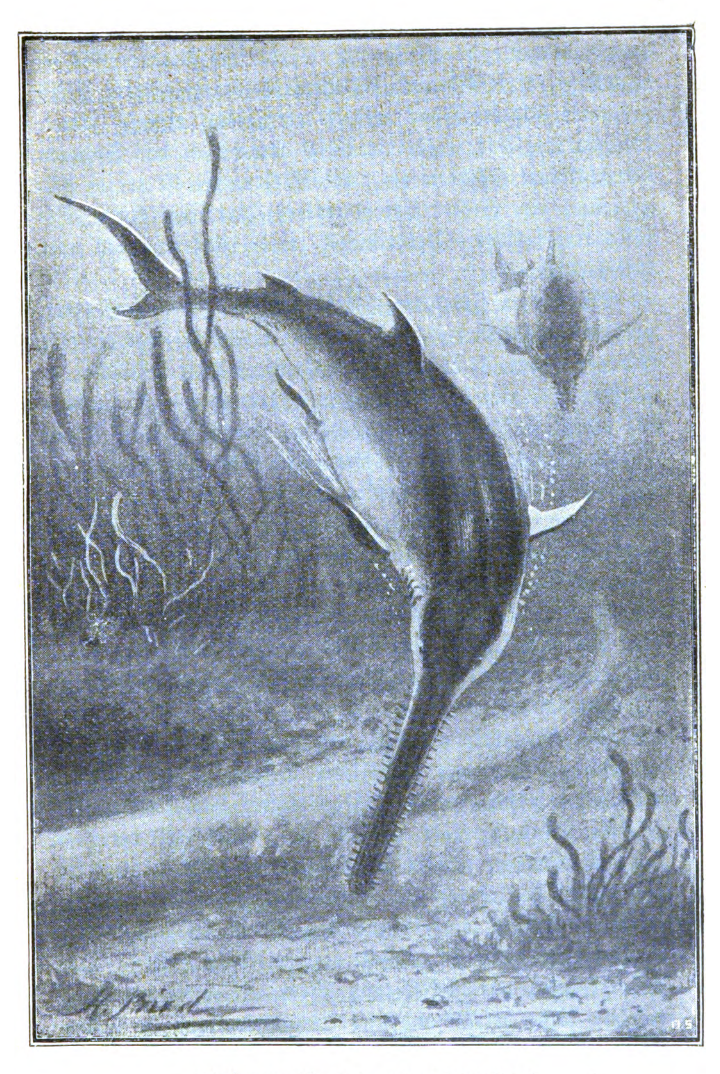
In Ostafrika sind es die Giraffen, die unseren Telegraphenbeamten das Leben sauer machen. Die gewaltigen Tiere reichen mit ihrem Kopfe über die Drähte hinaus und laufen, durch die Erfahrung noch nicht genügend gewitzigt, oft dagegen an.

Die von der Reichstelegraphenverwaltung in Deutsch-

Elefant, Telegraphenstangen ausreissend.

Ostafrika hergestellte erste oberirdische Telegraphenlinie von Bagamoyo nach Tanga wurde bereits während der Bauausführung wiederholt durch Giraffen beschädigt. Die erste Beschädigung bestand darin, daß unweit des Dorfes Karabaka eine der Stangen abgebrochen und zu beiden Seiten je drei Stangen verbogen waren. Außerdem war der Leitungsdraht (Gußstahldraht von 4 Millimeter Durchmesser) von diesen sieben Stangen heruntergerissen, ohne einen Bruch erlitten zu haben. Eine zweite Beschädigung fand ebenfalls in der Nähe von Karabaka, einige Kilometer nördlich der ersten Beschädigungsstelle, statt, und es ergab sich, daß vier Stangen verbogen oder schief gedrückt, bei drei folgenden Stangen der Leitungsdraht mehrfach durchgerissen, in einen Knäuel zusammengewirrt und ein Stück landeinwärts geschleppt worden war. Die Stangen mußten in beiden Fällen zum Teil durch neue ersetzt, der Draht erneuert und neu reguliert werden. Wie durch Nachfragen festgestellt worden ist, kommen die Giraffen in jener Gegend ab und zu aus dem Inneren zur Küste, in deren Nähe die Telegraphenlinie im allgemeinen angelegt ist, und laufen, da sie größer sind als der Abstand der Leitung von der Erde, bei ihren Zügen gegen den Leitungsdraht. Die Giraffen bilden mithin eine ernste Gefahr für die Telegraphenanlagen. Diese Gefahr wird natürlich um so größer, je weiter der Telegraph von der Küste aus nach dem Inneren zu fortschreitet.

Auch der kluge Elefant gehört zu den Feinden des Telegraphen, indem er in Indien oft Hunderte von Stangen mit seinem Rüssel aus der Erde herausreißt. Als Aristokrat unter den Tieren leitet ihn dabei nicht Gier nach Beute, wie den Bären, oder philisterhafter Spar- und Sammeltrieb, wie beim Sammelspecht, sondern ritterliches Sportbedürfnis. Er hat öfters den Trieb, auf fröhliche



Sägefisch beschädigt ein unterseeisches Kabel.

und unterhaltende Weise sich seines Kraftüberschusses zu entledigen, und findet, daß Telegraphenstangen dafür höchst geeignete Objekte sind. Wenn er gerade einmal seinen lustigen Tag hat, richtet er durch Ausreißen der Stangen beträchtlichen Schaden an. Glücklicherweise ist er im allgemeinen ein ernstes und würdiges Tier, und solche Anfälle knabenhaften Uebermutes zeigen sich bei ihm nur gelegentlich.

Ameisen sind, verglichen mit den oben genannten großen Vierfüßlern und selbst mit dem Specht, nur winzige Zwerge und doch in tropischen Ländern weit gefährlichere Feinde, als alle anderen zusammengenommen. Besonders die fürchterlichen weißen Ameisen, die Termiten, deren Freßwerkzeuge nur Eisen, Stein und Glas verschont, werden mit den Telegraphenstangen in unglaublich kurzer Zeit fertig. Das Bestehen des großen australischen Ueberlandtelegraphen war eine Zeitlang durch ihre Angriffe völlig in Frage gestellt, bis man durch mit Kreosotöl getränkte Stangen oder Pfähle aus Eisen ihrer Zerstörungswut ein Ziel setzte. Aus dem gleichen Grunde bestehen in Deutsch-Ostafrika alle Telegraphenstangen aus stählernen Mannesmannröhren.

Wer aber würde glauben, daß sogar die kleine Spinne im stande wäre, den elektrischen Strom zu unterbrechen und dadurch den armen Telegraphisten Aergernis zu bereiten? Und dennoch ist dem so. Unlängst berichtete man aus Japan, daß es dort bisweilen nicht möglich sei, den elektrischen Draht zur Beförderung von Depeschen zu benutzen, sobald die Spinne den Draht in den Bereich ihrer industriellen Thätigkeit gezogen habe. Diese Tierchen benutzen zur Befestigung ihrer zarten Gewebe nicht nur die Aeste der Bäume und Sträucher, sondern sie verwenden auch die verhältnismäßig niederen Telegraphenstangen und -drähte, die Isolatoren und den Erdboden

als Stützpunkte, so daß die Netze, wenn sie vom fallenden Tau befeuchtet worden sind, als vortreffliche Leiter dienen, indem sie den elektrischen Strom der Erde zuführen und dadurch die Linien außer Dienst setzen. Wohl hat man in Japan bald nach Entdeckung dieses eigentümlichen Hindernisses des allgemeinen Verkehrs auch daran gedacht, den kleinen achtbeinigen Widersacher durch das geeignetste Mittel von seiner Lieblingsneigung abzubringen. Mit Bambusbesen bewaffnete Arbeiter wurden ausgesandt, die Telegraphendrähte und -pfähle von den lästigen Geweben zu befreien. Doch die kleinen Arbeiterinnen zeigten sich weit thätiger in der Reparatur ihrer Netze als die Besen im Zerstören derselben, und so ist die Frage ihrer Bekämpfung noch nicht befriedigend gelöst.

Unempfindlicher als Oberleitungen gegen schädigende Einflüsse aller Art sind naturgemäß die Fluß- oder Meerkabel. Nur da, wo sie ins Wasser ein- oder austreten, bieten sie Angriffen von außen eine günstige Gelegenheit, aber auch sie haben im Tierreich ihre Feinde bis hinunter in die größten Tiefen. Selbst ihre dicke Umhüllung von Hanf und Guttapercha schützt sie nicht. Eine gewisse Art von W a s s e r a s s e l n (Limnoria) nagt die Schutzhüllen durch und legt den Draht bloß, so daß die Elektricität ins Wasser entweicht; auch Fische beißen häufig in die Kabel und beschädigen sie schwer. Bei der Legung des Kabels von Para nach Cayenne kam zum Beispiel ein solcher Fall vor. Das Kabel, kaum versenkt, versagte plötzlich, und als man es heraufholte, fand man mehrere schadhafte Stellen, in denen abgebrochene Fischzähne steckten. Auch anderwärts hat man ähnliche Erfahrungen gemacht, und man schreibt derartige Beschädigungen hauptsächlich auf Rechnung des S ä g e f i s c h e s. Was diesen haifischartigen Rochen eigentlich zu seinen Feindseligkeiten gegen die harmlosen Kabel anreizt, wissen wir nicht, da wir

weder über die Lebensweise, noch das Seelenleben dieses Meerungetüms genügend unterrichtet sind.

Daß Walfische sich zuweilen in Kabel verwickeln und es unterbrechen, ist bekannt. Der berühmteste Fall dieser Art kam im Persischen Meerbusen vor. Das Kabelschiff, das die Ausbesserungsarbeiten vorzunehmen hatte, brachte mit der beschädigten Kabelstrecke zugleich den toten Körper des Attentäters, eines stattlichen Wales, an die Oberfläche. Doch ist bei solchen zufälligen Vorkommnissen der Wal der leidende Teil, und wir haben keine Berechtigung, ihn unter die Feinde des Telegraphen zu zählen.

Auch ohne ihn ist die Reihe stattlich genug, und die Telegraphenbehörden und -gesellschaften aller Länder wissen davon zu erzählen, wieviel Mühe und Kosten es alljährlich erfordert, die Angriffe dieser Feinde abzuwehren, die durch sie erlittenen Schäden auszubessern und die großen Weltlinien in möglichst ungestörter Thätigkeit zu erhalten.





Familie und Haus

nach dem Neuen Bürgerlichen Gesetzbuch.

Von Lorenz Stüben.

(Nachdruck verboten.)

IV. Eheschliessung und eheliche Gemeinschaft.

Die Ehe soll auf dem völlig freien, unbeeinflußten Entschlusse zweier Personen begründet sein, daher hält das B.G.B. die Heiratsvermittelung als Gewerbe nicht für moralisch und erklärt das Versprechen eines Lohnes für den Nachweis der Gelegenheit oder für die Vermittelung einer Ehe für nicht verbindlich. Eine sogenannte Provision für Heiratsvermittler ist also seitens dieser Leute nicht einklagbar. Wer aber einmal eine Belohnung für eine Heiratsvermittelung gezahlt hat, kann sie ebensowenig zurückfordern.

Die Ehe ist anzusehen als ein Vertrag zwischen zwei Personen, und zwar als ein Vertrag von ganz besonderer Bedeutung für die Vertragschließenden selbst wie für den Staat, dessen Grundlagen auf der Ehe beruhen. Die Eheschließung erfolgt rechtlich vor dem zuständigen Standesbeamten, in Gegenwart von zwei Zeugen, durch die Erklärung der Verlobten, daß sie die Ehe miteinander eingehen wollen.

Der Schließung der Ehe soll ein Aufgebot voraus-

gehen, das heißt die öffentliche Bekanntmachung der Thatsache, daß die der Person nach bezeichneten Verlobten beabsichtigen, die Ehe miteinander einzugehen. Doch kann dieses Aufgebot unterbleiben, wenn die lebensgefährliche Erkrankung eines der Verlobten den Aufschub der Eheschließung nicht gestattet. Auch kann Befreiung von dem Aufgebot bewilligt werden.

Sofort nach der Eheschließung muß die Ehe in das Heiratsregister eingetragen und den Eheleuten eine Bescheinigung darüber erteilt werden. Eine kirchliche Einsegnung darf erst nach Erteilung dieser Bescheinigung erfolgen. Ein Geistlicher, der eine Ehe vorher kirchlich einsegnet, wird mit Geldstrafe oder Gefängnisstrafe belegt. Der Paragraph 46 des Einführungsgesetzes zum B.G.B. bestimmt jedoch, daß der Geistliche nicht strafbar handle, wenn er im Falle einer lebensgefährlichen Erkrankung eines der Verlobten vor der standesamtlichen Eheschließung die religiösen Feierlichkeiten der Einsegnung vornimmt.

Zur Eingehung einer Ehe ist Ehemündigkeit der Verlobten erforderlich. Sie wird durch das B.G.B. bei beiden Geschlechtern festgesetzt. Männer können nicht vor Erlangung der Volljährigkeit heiraten, sie müssen also entweder 21 Jahre alt oder für volljährig erklärt sein. Mädchen können nach Vollendung des 16. Lebensjahres heiraten, auch schon früher, wenn ihnen die behördliche Erlaubnis dazu erteilt wird. Die Genehmigung des Vaters, der Mutter oder dessen, der die betreffende Person an Kindesstatt angenommen hat, ist bei Männern und Frauen bis zum zurückgelegten 21. Lebensjahre erforderlich. Die früher fast überall gültige gesetzliche Bestimmung, daß Söhne bis zum 25., Töchter bis zum 24. Jahre der elterlichen Genehmigung zur Heirat bedurften, ist somit zu Gunsten der großjährigen Kinder abgeändert worden. Wird einem für volljährig erklärten Kinde, das noch nicht

21 Jahre alt ist, die Genehmigung versagt, so kann sie auf seinen Antrag durch das Vormundschaftsgericht erteilt werden.

Hat jedoch ein Standesbeamter die Ehe geschlossen, ohne den Mangel der Einwilligung zu beachten, so ist trotzdem die Ehe gültig, und das Gesetz tritt vor der vollendeten Thatsache zurück.

Die Nichtigkeit einer geschlossenen Ehe aber tritt ein, wenn die Vorschriften über die Form der Eheschließung nicht befolgt worden sind. Doch kann in solchen Fällen durch die Länge der Zeit wieder gutgemacht werden, was versäumt wurde. Wenn nämlich die Ehegatten wenigstens zehn Jahre nach der Eheschließung miteinander gelebt haben, oder im Fall des Todes des einen Teiles mindestens drei Jahre verflossen sind, so wird die Ehe als gültig angesehen.

Auch jene Ehe ist nichtig, bei deren Schließung einer der Verlobten „geschäftsunfähig" war oder sich im Zustande der Bewußtlosigkeit oder der vorübergehenden Störung der Geistesthätigkeit befand. So würde die schwere Trunkenheit des Mannes die Schließung der Ehe nichtig machen. Doch kann der betreffende Ehegatte nach dem Wegfalle des ihn beeinflußenden Zustandes die Ehe bestätigen, um sie gültig zu machen. Vor einem Berliner Standesbeamten passierte vor einiger Zeit folgender Fall.

Zwei nicht mehr ganz jugendliche Leute, beide Almosenempfänger, beide wegen Geistesschwäche entmündigt, erschienen vor dem zuständigen Standesbeamten, um das Aufgebot für ihre bevorstehende Eheschließung anzumelden. Sie verschwiegen dem Beamten, daß das Ehehindernis der Entmündigung bei beiden bestand. Die Ehe wurde also geschlossen. Gleich darauf erschien der Ehemann bei dem Vormunde seiner Frau, um das bisher von diesem verwaltete Vermögen von 1200 Mark in Empfang zu nehmen. Der überraschte Vormund setzte dem Gatten

auseinander, daß die Ehe nicht gültig sei, da beide nicht „geschäftsfähig" seien, daß aber auch das Vermögen der Frau nicht ausgezahlt werde, da die Stadtgemeinde darauf begründeten Anspruch habe. Der zweite Grund war von durchschlagendem Erfolg, und der neugebackene Ehemann setzte noch an demselben Tage seine Gattin wieder vor die Thür. Die Ehe wurde auf Anzeige des Vormundes von der Staatsanwaltschaft für nichtig erklärt.

Auch die Ehe zwischen Geschwistern und Halbgeschwistern sowie zwischen Verschwägerten in gerader Linie (Schwiegereltern und Schwiegerkindern), Verwandten gerader Linie und zwischen zwei Personen, von denen eine zur Zeit der Eheschließung mit einem dritten in gültiger Ehe lebt, ist nichtig und unter Umständen nach dem Strafgesetzbuch strafbar.

Ein thatsächlich vorgekommener Fall sei hier mitgeteilt.

In einer großen Stadt Norddeutschlands wohnte ein reicher Sonderling, der mit seinem Sohne, einem Arzte, seit vielen Jahren in offener Feindschaft lebte. Das Verhältnis zwischen beiden wurde in einem solchen Maße für den Sohn unerträglich, daß er auswanderte. Der Alte heiratete bald darauf ein junges Mädchen, dem er testamentarisch das gesamte Vermögen, mit Ausnahme des dem Sohne gebührenden Pflichtteiles, vermachte. Er starb einige Jahre nach der Eheschließung ohne Hinterlassung von Kindern aus seiner zweiten Ehe. Die junge Frau nahm den ihr zukommenden Teil des Vermögens in Besitz, während dem im Auslande lebenden Sohn ein Pfleger bestellt wurde, der das auf den Sohn entfallende Erbteil bis zur Auszahlung an ihn, oder bis festgestellt würde, daß der Sohn ohne Hinterlassung von Erben gestorben sei, zu verwalten hatte. In letzterem Falle hätte die Ehefrau auch noch diesen Teil der Erbschaft erhalten, da nach Paragraph 1931 der überlebende Ehegatte alles erbt, was

vorhanden ist, wenn weder Kinder, noch Geschwister oder Eltern des Erblassers existieren.

Doch nach Verlauf längerer Zeit tauchte der Sohn, der in Sydney in Australien sich eine gute Praxis erworben hatte, wieder auf. Er hatte von dem Tode des Vaters Nachricht erhalten und kam nach Europa, um die Erbschaft anzutreten. Bei den Verhandlungen, die vor Gericht und Notar nötig waren, lernte er die Frau kennen, die, obwohl jünger als er selbst, seine Stiefmutter war.

Nach vollendeter Erbschaftsregulierung reiste der Sohn wieder ab, und bald darauf verließ auch die junge Witwe die Stadt.

Nach längerer Zeit wurde bekannt, daß beide in Sydney lebten, und zwar als Eheleute. Nähere Erkundigungen ergaben, daß sie sich vor ihrer Abreise nach Australien einige Monate in Frankfurt a. M. aufgehalten und dort verheiratet hatten. Das standesamtliche Aufgebot hatte selbstverständlich nur dadurch bewirkt werden können, daß die Frau ihren Witwenstand verschwieg und unter ihrem früheren Familiennamen als Fräulein aufgeboten wurde, und daß damit beide dem Standesbeamten gegenüber das bestehende Ehehindernis — sie sind Verwandte gerader Linie geworden, als der verstorbene Vater des Arztes die Ehe mit dem jungen Mädchen schloß — verschwiegen. Die Ehe war daher nichtig, und die Verwandten der Frau nahmen die Hilfe der Staatsanwaltschaft in Frankfurt a. M. in Anspruch. Diese klagte auf Nichtigkeit der Ehe und leitete ein Strafverfahren wegen intellektueller Urkundenfälschung ein, letzteres nur gegen die Frau, nachdem sich herausgestellt hatte, daß der Arzt die deutsche Staatsangehörigkeit nicht mehr besaß. Das die Ehe für nichtig erklärende Urteil des Frankfurter Gerichtes wurde durch Vermittelung des Auswärtigen Amtes den Betroffenen in

Sydney zugestellt. Die Eheleute haben sich freilich nicht daran gekehrt, da sie in Australien vor den deutschen Gerichten sicher sind, aber die Frau darf sich innerhalb der Verjährungsfrist von zehn Jahren nicht in Deutschland blicken lassen, da sie sonst im Strafverfahren zur Verantwortung gezogen werden müßte. Nach dem B.G.B. würde der Verlauf dieser Sache genau denselben Ausgang genommen haben.

Aus einigen anderen Gründen, wie sie das B.G.B. für die Nichtigkeit der Ehe giebt, kann ein Gatte die geschlossene Ehe anfechten (Paragraphen 1331 bis 1335). Dieses Recht steht ihm zu, wenn er zur Zeit der Eheschließung beschränkt geschäftsfähig war, und die Ehe ohne Einwilligung seines gesetzlichen Vertreters geschlossen wurde. Auch bei einem Irrtum über die Person oder über die persönlichen Eigenschaften der Person, mit der er die Ehe eingegangen ist, oder bei arglistiger Täuschung über wesentliche Umstände seitens des anderen Teils kann der Getäuschte die Ehe anfechten. Jedoch bestimmt Paragraph 1334 ausdrücklich, daß Täuschung über Vermögensverhältnisse die Anfechtung nicht begründen; ebensowenig falsche Haare oder Zähne.

Ein Irrtum über die Person, mit welcher jemand eine Ehe schließen will, ist bei der notwendigen persönlichen Anwesenheit der die Ehe Schließenden kaum denkbar; dagegen sind Täuschungen über die persönlichen Eigenschaften oder wesentliche Umstände schon eher möglich, zum Beispiel darüber, ob einer früheren Ehe eines der zukünftigen Gatten Kinder entsprossen sind. Oder ein Mädchen giebt ihrem Verlobten an, daß sie aus einer vornehmen Familie stamme, oder daß sie eine Anstellung habe, die sie in den Stand setze, einen guten Teil des nötigen Lebensunterhaltes selbst zu verdienen. Stellt sich nach der Eingehung der Ehe heraus, daß diese Angaben unwahr sind, so ist

der Mann berechtigt, innerhalb sechs Monaten nach Erlangung dieser Kenntnis die Ehe anzufechten.

Ein Ehegatte, der zur Eingehung der Ehe widerrechtlich durch Drohung bestimmt worden ist, kann gleichfalls die Ehe anfechten.

Nehmen wir beispielsweise folgenden Fall. Ein Hausbesitzer hat auf seinem Grundstück eine hohe zweite Hypothek stehen, die zur Rückzahlung gekündigt ist. Der Fälligkeitstermin rückt heran, aber der Geldstand ist ein so teurer geworden, daß es dem Mann nicht möglich wird, sich anderweitig das Geld zu beschaffen. Die Eigentümer der Hypothek, zwei Damen, sind halb und halb geneigt, die Hypothek von neuem auf einige Jahre wieder eintragen zu lassen. Sie werden jedoch durch einen älteren Herrn, der die hübsche Tochter des Hausbesitzers heiraten möchte, veranlaßt, ihm die Hypothek gegen Zahlung des Wertes und eines Aufschlages zu verkaufen. Der Alte verlangte nun von der Tochter des Schuldners, daß sie ihn heirate. Als sie ihn abweist, droht er ihr, das Grundstück des Vaters zur Subhastation zu bringen und so den Vater zu ruinieren. Läßt sich das junge Mädchen durch diese Drohung zur Schließung der Ehe bewegen, so kann sie, wenn sie die geschehene Drohung nachweisen kann, innerhalb der Zeit von sechs Monaten mit Erfolg die Ehe anfechten.

Die Paragraphen 1313 und 1314 bestimmen die Fälle, in denen die Eheschließung an eine Frist gebunden ist. Frauen dürfen erst zehn Monate nach Auflösung ihrer früheren Ehe wieder zur Heirat schreiten, wenn sie nicht inzwischen einem Kinde das Leben gegeben haben. Doch ist Befreiung von dieser Vorschrift möglich. Jemand, der eheliche Kinder hat, kann erst dann wieder heiraten, wenn ihm das Vormundschaftsgericht die Bescheinigung erteilt hat, daß zwischen ihm und seinen Kindern die ge-

setzlich vorgeschriebene Auseinandersetzung stattgefunden hat. Diese Vorschrift und dazu Paragraph 1669 des B.G.B. sind von solchen, die es angeht, wohl zu beachten.

Auch für den Fall der Wiederverheiratung eines Gatten, wenn der andere Ehegatte für tot erklärt worden ist, giebt das B.G.B. eine Reihe von Vorschriften.

Der Arbeiter Düffer, der nur die Wintermonate hindurch bei seiner Frau in Thüringen lebte, während er in der anderen Zeit auf Ziegeleien in der Provinz Hannover arbeitete, ist bereits seit Jahren verschollen. Es liegt die Vermutung nahe, daß er bei einer durch einen Deichbruch der Elbe herbeigeführten Ueberschwemmung ertrunken ist. Die gesetzliche Todeserklärung des Düffer erfolgte (Paragraph 17), nachdem seit dem Ereignis drei Jahre verstrichen sind. Ohne das Eintreten eines solchen Vorfalles ist die Todeserklärung eines Verschollenen erst zehn Jahre nach dem Eintreffen der letzten Nachricht von seinem Leben zulässig (Paragraph 14). Frau Düffer heiratet bald darauf den Aufseher Stutz.

Nach zwei Jahren kehrt Düffer urplötzlich zurück. Was nun?

Die jetzige Frau Stutz ist berechtigt, die neue Ehe mit Stutz anzufechten, und sie kann nach Beendigung des gerichtlichen Verfahrens zu Düffer zurückkehren. Stutz hat dieses Recht nicht, da er, wie er unbedachterweise ausgeplaudert hat, wußte, daß Düffer zur Zeit seiner Todeserklärung in Holland lebte. Düffer hat das damalige Unglück benutzt, um heimlich unter Hinterlassung von Schulden zu entweichen. Davon hat Stutz Kenntnis gehabt und auch von dem Aufenthalt des Düffer in Holland, er hat aber geglaubt, daß Düffer nicht wieder nach Deutschland zurückkehren würde.

Wenn Frau Stutz die Ehe nicht anficht, bleibt sie bestehen. Düffer hat kein Recht, die zweite Ehe anzufechten.

Haben aber beide Eheleute gewußt, daß Düffer zur Zeit der Todeserklärung noch lebte, so ist die Ehe nichtig, und Frau Stutz muß als Frau Düffer zu ihrem ersten Manne zurückkehren. —

Wir haben bis jetzt nur die Ehe in ihrem formalen Verhältnisse zum Gesetz betrachtet. Aber auch nach innen, auf die persönliche Rechtsstellung der Gatten zu einander, sowie auf ihre vermögensrechtlichen Verhältnisse übt sie ihre Wirkungen aus. Und diese wollen wir jetzt nach den Bestimmungen des B.G.B. ins Auge fassen.

Alles, was das gemeinschaftliche eheliche Leben mit sich bringt — die gegenseitige Unterhaltungspflicht, die Entscheidung des Mannes in vielen Fragen, die Leitung des Hauswesens durch die Frau u. dergl. mehr — richtet sich für alle vom 1. Januar 1900 ab zu schließenden Ehen nach den Vorschriften des B.G.B. Dagegen bleiben für alle am 1. Januar 1900 bereits bestehenden Ehen die bisherigen Bestimmungen über das gemeinsame oder getrennte Vermögen, also das sogenannte eheliche Güterrecht, bis zur Beendigung der Ehe in Kraft.

Die persönliche Stellung der Eheleute zu einander kennzeichnet das B.G.B. im Paragraphen 1353 mit den Worten: „Die Ehegatten sind einander zur ehelichen Lebensgemeinschaft verpflichtet“, indem es damit das Wesen und die sittliche Grundlage der Ehe ausdrückt. Die Verpflichtung des Zusammenlebens enthält zugleich für jeden der Eheleute die weitere Pflicht, dieses Zusammenleben so zu gestalten, wie es Sitte und Billigkeit erfordern. Das Recht auf die eheliche Gemeinschaft kann eventuell durch Klage festgestellt werden, und die Nichtbefolgung eines die Herstellung des ehelichen Lebens aussprechenden Urteils berechtigt den klagenden Teil, Ehescheidung zu beantragen.

Der Paragraph 1353 versagt aber dem Ehegatten, der sein Recht auf Herstellung der ehelichen Gemeinschaft

mißbraucht, den gesetzlichen Schutz. Der andere Ehegatte ist dann nicht verpflichtet, dem Verlangen Folge zu leisten.

Ein Geschäftsreisender zum Beispiel kann nicht beanspruchen, daß seine Frau den Hausstand auflöst oder in Verwahrung fremder Personen giebt, um ihn auf seinen Reisen zu begleiten. Andererseits würde die Frau eines wohlhabenden Fabrikanten sich mit Recht weigern, mit ihm zusammen eine kleine, im Hinterhause der Vorstadt belegene Wohnung zu beziehen, wenn seine Einkünfte ihn in den Stand setzen, in besserer Stadtgegend eine anständige Wohnung zu bezahlen.

Ein Tagelöhner, der vorübergehend auf einem Landgut lohnende Arbeit findet, kann mit Recht das Verlangen der Frau, daß er die Arbeit aufgebe und zu ihr in die gemeinschaftliche Wohnung zurückkehre, ablehnen.

Auch der Ehegatte, welcher einen gesetzlichen Grund zur Ehescheidung hat, kann nicht zur Fortführung des gemeinschaftlichen Lebens gezwungen werden.

Beiden Eheleuten ist in den Paragraphen 1354 und 1356 ein bestimmtes Maß von Rechten und Pflichten zuerteilt. Dem Mann steht die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu. Die Frau dagegen ist berechtigt und verpflichtet, das gemeinschaftliche Hauswesen zu leiten; allerdings hat sie sich auch hier der Entscheidung des Mannes zu fügen, wenn auseinandergehende Ansichten vorliegen.

Der Mann ist das Haupt der Familie; da bei verschiedenen Ansichten zweier Personen eine Abstimmung nicht möglich ist, so muß, da die Anrufung einer zweiten Instanz nicht möglich ist, eine von beiden die entscheidende Stimme haben. Diese spricht das Gesetz dem Manne zu.

Praktisch stellt sich nun diese Angelegenheit ungefähr folgendermaßen. Der Mann hat zu entscheiden, an welchem Orte der gemeinschaftliche Wohnort aufgeschlagen werden

soll. Es ist sein Recht, zu bestimmen, ob und wie viele Dienstboten gehalten werden sollen, wann die einzelnen Mahlzeiten eingenommen werden, ob eine Badereise gemacht werden soll oder nicht, welche Schulbildung die Kinder erhalten, welchen Beruf sie ergreifen sollen.

Die Frau dagegen, die das gemeinsame Hauswesen zu leiten hat, bestimmt die Art der Wohnungseinrichtung, wann die Wohnung zu säubern ist, wann die Wäsche besorgt werden soll, wie die Mahlzeiten einzurichten sind. Sie mietet das Dienstmädchen, bestimmt, wann es ausgehen darf u. s. w.

Wohl zu beachten ist hier, daß der Entscheidung des Mannes ausdrücklich nur die gemeinsamen Angelegenheiten des Hauswesens unterstellt sind, nicht die persönlichen der Frau. Hierüber hat sie allein zu bestimmen, soweit sie nicht durch das B.G.B. in einzelnen Fällen auf die Genehmigung oder Mitbestimmung des Mannes angewiesen ist, wie dies bei dem ehelichen Güterrecht später zu Tage treten wird.

Aber bei diesen Angelegenheiten des gemeinsamen ehelichen Lebens stehen die Eheleute nicht ungeschützt gegen einen Mißbrauch des anderen Teiles da. Beide können beim Gericht Schutz suchen. Die Frau, wenn der Mann ihr nicht das ihr zustehende Maß von Recht gewährt, oder wenn die von ihm getroffene Entscheidung sich als ein Mißbrauch seines Rechtes darstellt; der Mann, wenn die Frau die von ihm getroffenen Entscheidungen nicht achtet oder ihre Pflichten als Leiterin des Hauswesens gröblich verletzt.

Ein kleiner Handwerksmeister, der bisher für seine Frau und Kinder ausreichend gesorgt hat, gerät in schlechte Gesellschaft. Er gewöhnt sich an den Schnaps, vernachlässigt seine Arbeit und kommt schnell in Vermögensverfall. Die Frau sieht sich genötigt, durch Annahme einer Stellung als Garderobiere am Theater für den Lebensunterhalt der Familie zu sorgen. Der Mann ergreift den Wanderstab. Seine Familie hört lange Zeit nichts von

ihm. Dann trifft eine Mitteilung von ihm ein, die besagt, daß er in einem kleinen entfernten Dorfe Arbeit gefunden habe. Er fordert seine Gattin auf, mit den Kindern zu ihm zu kommen. Die Frau zieht nähere Erkundigungen über ihren Mann ein. Sie erfährt, daß er allerdings arbeitet, daß dies aber nicht von langer Dauer sein wird, weil er mehr und mehr der Trunksucht anheimfällt. Daher weigert sie sich, seinem Verlangen nachzukommen. Der Ehemann klagt nunmehr gegen seine Frau auf Grund des Paragraphen 1354. Er verlangt, daß sie mit den Kindern nach seinem jetzigen Aufenthaltsort komme, den er als Wohnort bestimmt hat. Er wird jedoch mit seiner Klage abgewiesen, da er unter den vorliegenden Umständen sein Recht mißbrauchen würde, wenn er fordert, daß seine Frau eine Beschäftigung, die sie und die Kinder ernährt, aufgeben und aufs Ungewisse dem Trunkenbold folgen soll. Dagegen würde die Frau auch ihrerseits mit einer Klage gegen den Mann auf Wiederherstellung der ehelichen Gemeinschaft nicht durchdringen, da dies gleichbedeutend mit der Aufgabe der Arbeit für ihn wäre.

Freilich ist es mit dem Schutz, den das Gesetz dem klagenden Ehegatten in einem solchen Falle gewährt, ein eigen Ding. Einem jeden anderen Urteil, das in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten ergeht, kann durch Zwangsmaßregeln Nachdruck gegeben werden. Dies ist bei Klagen auf Wiederherstellung des gemeinsamen ehelichen Lebens nicht der Fall und kann nicht der Fall sein; eine Zwangsvollstreckung des Urteils findet nicht statt. Das Urteil spricht lediglich aus, daß der klagende Teil recht mit seiner Forderung hat, und bietet dadurch die Grundlage für eine Ehescheidungsklage, wenn sich der verurteilte beharrlich weigert, dem Urteil nachzukommen. Der Paragraph 1568 erklärt: „Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn der andere Ehegatte durch schwere Ver-

letzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder durch ehrloses und unsittliches Verhalten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann."

Sehen wir einen anderen Fall.

Der Kaufmann Nebel ist der Ansicht, daß er es dem Ansehen seiner Firma schuldig ist, ein großes Haus zu machen. Seine Frau dagegen bietet alles auf, ihn vor unnützen Ausgaben zu bewahren. Sie durchkreuzt wiederholt seine Bemühungen, gesellschaftliche Beziehungen mit vornehmen Familien anzuknüpfen. Nebel glaubt am sichersten ihren Widerstand beseitigen zu können, wenn er seiner Frau die Leitung des Hauswesens entzieht. Dies soll dadurch geschehen, daß er seine unverheiratete Schwester als Leiterin des Haushaltes einsetzt; es wird der Frau von dem Manne nur die Erziehung der Kinder und deren Beaufsichtigung zugewiesen.

Mit Recht ruft Frau Nebel die richterliche Hilfe an. Sie klagt gegen ihren Mann, daß er sie auf Grund des Paragraphen 1356 wieder in vollem Umfange in die ihr zukommende Stellung als Leiterin des gesamten Hauswesens einsetzt, und erringt ein obsiegendes Urteil. Wie wir gesehen, kann das Gericht freilich diese Einsetzung thatsächlich nicht vornehmen, und da Nebel trotz des rechtskräftigen Erkenntnisses auf seinem ablehnenden Standpunkt beharrt, so verläßt seine Frau das Haus, weil sie die demütigende Stellung neben der Schwägerin nicht einnehmen will. Da Nebel sein Recht, in Dingen des gemeinschaftlichen ehelichen Lebens eine Entscheidung zu treffen, mißbraucht hat, und dies gerichtlich festgestellt ist, so kann die Frau nun das gemeinschaftliche Leben aufgeben. Sie fordert von dem Manne die zur Führung eines gesonderten Haushaltes erforderlichen Sachen aus dem bisherigen gemeinschaftlichen Haushalt und eine an-

gemessene Rente, die ihr nach Paragraph 760 des B.G.B. gewährt werden muß.

Beharrt der Ehemann auf seinem Widerstand gegen das Verlangen der Frau auf Einsetzung in ihre Rechte, so kann sie unter Berufung auf den oben seinem Wortlaut nach angeführten Paragraphen 1568 des B.G.B. die Ehescheidungsklage einleiten, die sie unbedingt gewinnen wird.

Das B.G.B. fügt nun noch eine Reihe von gegenseitigen Verpflichtungen der Eheleute auf.

Die Frau erhält den Familiennamen des Mannes. Sie ist zu Arbeiten im Hauswesen und im Geschäfte des Mannes verpflichtet, soweit eine solche Thätigkeit nach den Verhältnissen, in denen die Ehegatten leben, üblich ist. Die Frau, welche einen Zigarrenarbeiter heiratet, der im Hausbetriebe für Fabriken Zigarren herstellt, muß sich an der Arbeit beteiligen, soweit die Leitung des Hauswesens nicht ihre Thätigkeit in Anspruch nimmt. Die Frau des Schmiedes dagegen wird zu einer Thätigkeit in der Werkstatt nicht verpflichtet sein. Aber die Frau des Gärtners, des Viktualienhändlers und Kleinkaufmanns, des Milchhändlers und ähnlicher Gewerbetreibender wird dem Mann in seinem Gewerbe zur Seite stehen müssen. Alle Fälle, in denen eine gesetzliche Verpflichtung der Frau hierzu vorliegt, lassen sich natürlich nicht anführen. Die Begabung der Frau, die Zahl der Familienmitglieder, die gesamten Verhältnisse der Eheleute sind so außerordentlich verschieden, daß die Entscheidung stets nur nach Prüfung des einzelnen Falles möglich ist.

Die für die Stellung der Ehefrau im Hauswesen wichtigste gesetzliche Bestimmung ist die des Paragraphen 1357, der ihr die „Schlüsselgewalt" verleiht.

„Die Frau ist berechtigt," heißt es an dieser Stelle, „innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises die Geschäfte des Mannes für ihn zu besorgen und ihn zu vertreten.

Rechtsgeschäfte, die sie innerhalb dieses Wirkungskreises vornimmt, gelten als im Namen des Mannes vorgenommen, wenn nicht aus den Umständen sich ein anderes ergiebt. Der Mann kann das Recht der Frau beschränken oder ausschließen. Stellt sich die Beschränkung oder Ausschließung als Mißbrauch des Rechtes des Mannes dar, so kann sie auf den Antrag der Frau durch das Vormundschaftsgericht aufgehoben werden."

Im allgemeinen gilt der Rechtsgrundsatz, daß, wer ein Geschäft abschließt, etwas bestellt oder auf Borg entnimmt,. selbst für die Erfüllung des Geschäftes haftet, wenn er nicht ausdrücklich die Vollmacht eines anderen nachweist. Die Frau dagegen, welche solche Geschäfte für das Hauswesen abschließt, verpflichtet nicht sich, sondern den Mann, der nach Paragraph 1389 den ehelichen Aufwand zu tragen und ihr nach Paragraph 1360 jenen Unterhalt zu gewähren hat, der ihr nach der Lebensstellung und den sonstigen Verhältissen des Mannes zusteht.

Im Rahmen dessen also, was unter den Begriff des ehelichen Aufwandes fällt, ist die Frau befugt, im Namen des Mannes zu handeln. Die Lebensmittel, welche die Frau unter der Bedingung der wöchentlichen oder monatlichen Bezahlung von den Lieferanten für den Haushalt entnimmt, hat der Mann zu bezahlen. Schuster und Schneider, die für die Frau und die Kinder auf Anweisung der Frau Kleidungsstücke liefern; der Tischler, der von ihr veranlaßt wird, Reparaturen an den Hausmöbeln zu machen; der Töpfer, der einen Ofen nachsieht, sie alle haben einen Anspruch gegen den Mann wegen ihrer Forderungen. Bestellt die Frau ferner Teppiche für den Salon, nimmt sie Dienstboten an oder Frauen, die die Reinigung des Hauses oder der Wäsche besorgen, so haftet der Mann für die daraus entstehenden Verbindlichkeiten.

Selbstverständlich ist der Mann nun nicht unter allen

Umständen der Willkür einer verschwenderischen, leichtfertigen oder unbedachten Frau preisgegeben. Würde die Frau bei der Beschaffung der Garderobe für sich und die Kinder, bei der Bestellung von Wohnungseinrichtungen und dergleichen sich nicht den Vermögens- und Erwerbsverhältnissen des Mannes anpassen, würde sie den Haushalt unangemessen einrichten und daher genötigt sein, Schulden in höheren Beträgen zu machen, so kann der Mann ihre Schlüsselgewalt einschränken und davon den Lieferanten, mit denen sie in Verbindung steht, Kenntnis geben. Oder der Mann kann diese Beschränkung in das bei dem zuständigen Amtsgericht geführte Güterrechtsregister eintragen lassen, bei welcher Gelegenheit dann die Beschränkung vom Amtsgericht öffentlich bekannt gemacht wird (Paragraph 1435). Ist die Frau der Ansicht, daß die Beschränkung zu Unrecht erfolgt ist, so steht es ihr frei, sich an das Vormundschaftsgericht mit dem Antrage auf Aufhebung der Beschränkung zu wenden.

Die Frau soll grundsätzlich im Interesse der Familie thätig sein; in erster Linie im Hausstande oder im Geschäft des Mannes. Die sozialen Verhältnisse bedingen jedoch oft, daß die Frau auf einen Erwerb außerhalb des Hauses angewiesen ist. Da es nicht ausgeschlossen ist, daß sie sich zur Leistung von regelmäßig wiederkehrenden Diensten verpflichtet und dadurch die ihr in erster Reihe obliegenden Verpflichtungen gegen den Mann und andere Familienglieder beiseite setzt, so unterstehen derartige Verpflichtungen, um rechtsgültig zu sein, der Einwilligung des Mannes. Hat eine Frau sich dazu verpflichtet, in den frühesten Morgenstunden Zeitungen oder Brot auszutragen, oder an mehreren Tagen der Woche in einem Geschäft Putzsachen anzufertigen, als Maschinenschreiberin zu arbeiten, oder in regelmäßigen Zwischenräumen in einem Verein Vorträge zu halten, deren Ausarbeitung sie tage-

lang in Anspruch nimmt, so kann sich der Mann zur sofortigen Kündigung des Vertragsverhältnisses vom Vormundschaftsgericht ermächtigen lassen, wenn er nicht von vornherein seine Einwilligung zu den Leistungen seiner Frau gegeben hatte.

Paragraph 1358 sagt indes: „Das Vormundschaftsgericht hat die Ermächtigung zu erteilen, wenn sich ergiebt, daß die Thätigkeit der Frau die ehelichen Interessen beeinträchtigt.“ Das soll heißen, daß der Mann immerhin seinen Antrag mit gerechtfertigten Gründen unterstützen muß und nicht einfach der Frau jede Thätigkeit, die ihm nicht behagt, untersagen kann.

Endlich wird durch die Ehe eine gegenseitige Unterhaltungspflicht der Eheleute begründet. Vor allen Dingen ist dem Manne die Pflicht auferlegt, seine Frau zu unterhalten. Er hat ihr „den Unterhalt zu gewähren nach Maßgabe seiner Lebensstellung, seines Vermögens und seiner Erwerbsfähigkeit“. Der Stand und die Verhältnisse des Mannes sind hierfür also maßgebend, nicht die bisherigen des Mädchens, das er zu seiner Frau gemacht hat. Wenn eine Frau aus vornehmem Hause einen Mann heiratet, der nur ein geringes Gehalt bezieht, so bleibt ihr nichts übrig, als sich nach der Decke zu strecken. Umgekehrt hat das früher arme Mädchen als Frau einen gesetzlichen Anspruch auf Gewährung eines standesgemäßen Unterhaltes durch ihren begüterten Gatten.

Die Frau dagegen hat den Mann nur dann zu erhalten, wenn er selbst dazu außer stande ist und wenn sie aus ihrem Erwerbe oder ihrem Vermögen dies vermag. Dieser gegenseitige Unterhaltungsanspruch und die Versorgung der minderjährigen Kinder gehen allen Verpflichtungen zur Unterstützung anderer Verwandten vor.

Auf Heklas Gipfelschnee.

Isländische Bilder von Max Hollweg.

Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Die weltferne nordische Insel Island bietet dem Touristen so anziehende und großartige Naturverhältnisse und Naturschauspiele, wie sie sonst nirgends in Europa zu finden sind. Man braucht nur die weltberühmten heißen Quellen zu erwähnen, deren größte der Geysir, oder die imposanten Gebirgsspalten, wie den Almannagjau (gjau = Schlucht), die durch gewaltige Naturumwälzungen entstanden, und die majestätischen Wasserfälle. Für den Naturforscher und namentlich den Geologen bildet aber jenes Eiland, die Wiege der altnordischen Sagendichtung und Geschichtschreibung, auch das großartigste Feld zu Forschungen über die Natur und die Entstehung der Vulkane.

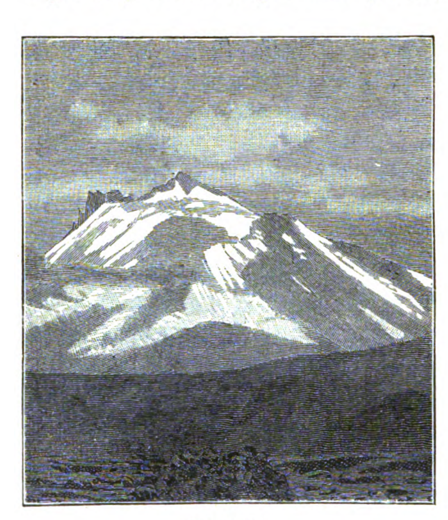
Der über 1600 Meter hohe Hekla ist nicht der bedeutendste, wohl aber der bekannteste Feuerberg der Insel. Er erhebt sich in ihrem Südwesten, etwa 110 Kilometer östlich von der Hauptstadt Reykjawik, und bildet einen langgestreckten, aus Tuffen und Laven entstandenen Rücken, den sehr oft eine Wolkenkappe bedeckt. Er gehört zu den sogenannten Längenvulkanen, die keinen eigentlichen bestimmten Krater haben, sondern diese Oeffnungen längs des vulkanischen Spaltes verändern.

Unter allen isländischen Vulkanen ist der Hekla derjenige, der in geschichtlicher Zeit die meisten Ausbrüche aufzuweisen hat. Seit der Entdeckung der Insel im Jahre 874 n. Chr. zählt man deren achtundzwanzig, darunter achtzehn sogenannte direkte, bei denen es zur Lavaergießung kam; die Zwischenzeiten währten von 6 bis zu 79 Jahren. Besonders verheerend waren die Ausbrüche von 1157, 1300, 1597, 1636 und 1766; in letzterem Jahre bedeckte die ausgeworfene Asche noch in 225 Kilometer Abstand den Boden auf Kniehöhe. Der vorletzte Ausbruch dauerte vom September 1845 bis April 1846, der letzte fand im März 1878 statt. Der Berg hat im Laufe der Zeit 700 Quadratkilometer Landes mit Lava bedeckt. Die ältere Lava ist nicht ohne Vegetation, sondern trägt Gras und Birkengestrüpp, aber die schwarze Asche, die der Vulkan auswirft, ist für den Pflanzenwuchs der nächsten Umgebung von verderblicher Wirkung. Der vulkanische Flugsand ändert im Laufe der Jahre nach der vorherrschenden Windrichtung mitunter seinen Weg und hat noch in neuerer Zeit manche isländische Bae (sprich: Bei = Gehöft) öde gelegt.

Seinen Namen Hekla oder Heklafjall (Mantel, Mantelberg) hat der Berg von dem glänzenden Schnee erhalten, der selbst zur Sommerszeit den schwarzblauen Körper des schönen Kegels hoch hinauf bedeckt, während sich auf der westlichen Seite ein breiter, ansehnlicher Gletscher hinabzieht. Seine Ersteigung, die wir nachstehend nach dem Berichte eines neueren Reisenden, Ferdinand Vetter, schildern, kommt nicht allzu häufig vor, da Witterungsverhältnisse sie sehr oft erschweren und weil das Reisen im Inneren der Insel überhaupt bei dem Fehlen von Gasthöfen und da es ausschließlich zu Pferde erfolgen muß, mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist.

Der Berg liegt auf der Ostseite einer großen, von

den Flußbetten des Thjorsaa und Hvitaa (Aa und Elf sind die dänisch-norwegischen Benennungen für ein fließendes Gewässer) durchschnittenen Tiefebene. Der genannte Reisende kam mit seinem Führer Johannes, sechs Pferden und einem Hunde am Nachmittag eines trüben Augusttages nach einem langen und ziemlich einförmigen Ritt bei der Bae Selsund (Sennhütten- oder Weidebucht) an. Die kleine Karawane bog am Fuße des Selsundsfjall, des südwestlichen Ausläufers des fortwährend im Nebel steckenden Hekla, in eine grüne Bucht des Lavagebirges ein, aus welcher ein klarer Bach hervorströmte. Von hier kann man in etwa fünf Stunden auf die Höhe des Berges gelangen, und der Reisende beschloß, an dem Abend noch bis Naefurholt vorzudringen und dort zu übernachten. Man war dann am anderen Morgen dem Gipfel möglichst nahe.



Der Hekla.

Naefurholt ist der letzte Hof des Rangaagaues in der Richtung gegen das Innere der Insel; weiterhin beginnt eine völlig menschenleere, höchstens als Bergweide für Schafe benutzte Einöde. Eine halbe Stunde weiter nördlich liegt Gamla- (Alt-)Naefurholt in Trümmern, umstarrt

von den schwarzen Mauern des Lavastroms von 1845, der bis dorthin seine Wogen wälzte, dem seitdem verlassenen Hofe alle seine grünen Nahrungsquellen entziehend.

Der Bauer war nicht daheim. Eine ältere und eine jüngere Frau, beide von wenig angenehmem Aeußeren, empfingen die Fremden und wiesen sie auf ihre Frage nach einem Nachtquartier durch einen dunklen Gang einige Stufen hinauf, in die Badhstofa oder den gemeinsamen Wohn- und Schlafraum. Dieser Name des Hauptgemaches einer isländischen Bauernwohnung, der „Badestube" bedeutet, stammt offenbar aus einer Zeit, da die isländischen Landbewohner sich noch regelmäßig badeten, was gegenwärtig nicht mehr der Fall ist. Die „Badestube" von Naefurholt war überhaupt das einzige Zimmer im Hause und nahm beinahe den ganzen Raum des Mittel- und Hauptgebäudes bis unter den Dachfirst ein. Auf den beiden Langseiten reichten die unverkleideten Sparren bis fast auf den Fußboden und wurden durch drei unbehauene senkrechte Pfosten auf jeder Seite gestützt. Dazwischen waren aus grob gefügten Brettern fünf gleich große Tröge hergestellt, welche die Betten vorstellten. Zwei standen an der Eingangswand und wurden dem Reisenden und seinem Führer angewiesen, drei weitere, auf denen sich schon mehrere schmutzige Kinder herumwälzten, an der gegenüberliegenden Wand. Zwischen den primitiven Bettstellen führte ein schmaler Gang hin; an seinem einen Ende stand ein kleiner Tisch, darüber war ein niedriges und zudem fest zugenageltes Fensterchen, die einzige Lichtöffnung für den ganzen Raum. An dem anderen Ende führte eine kleine Thür in einen dunklen Bretterverschlag, in dem ein anscheinend kräftiger Mann auf einer Pritsche unter einer zerrissenen Decke lag. Der Bauer Halldórr war noch bis vor kurzem einer der rüstigsten Heklaführer gewesen; jetzt litt er an

stillem Trübsinn und mußte von seinen Verwandten wie ein Kind gepflegt werden.

Die Frauen brachten eine Schüssel mit Skyr, einem nationalen Gerichte aus Milch, herbei. Der Reisende tafelte, auf seinem Bett sitzend, an dem kleinen Tischchen und begab sich dann, da das Fensterchen durchaus nicht zu öffnen war, für den Rest des Abends aus dem dumpfigen und übelriechenden Gemach ins Freie. Als die Sonne am trüben Himmel sank, stieg er bis zum nächsten Sattel empor, um von da nach dem Hekla auszuschauen. Der eigentliche Vulkan ist aufgebaut aus den von ihm ausgeworfenen Schlacken- und Aschenmassen, die durch die an den Seiten herabgeflossenen, kolossalen Lavaströme zusammengehalten werden. Die Basis ist ein von Nordost nach Südwest verlaufender, gegen 630 Meter hoher Rücken aus Palagonittuff, der mittlere unter den fünf gemeinschaftlich das Gebirgsystem darstellenden Hauptzügen, über dem der Vulkan thront. Gleich dem eigentlichen Hekla haben auch die anderen Bergrücken ihre besonderen Namen und sind von diesem durch thalförmige, mit Asche, Sand und Lava gefüllte Einsenkungen getrennt. Auch sie bestehen aus gelbbraunem Palagonittuff, der von den dunkler gefärbten vulkanischen Produkten neueren Ursprungs leicht zu unterscheiden ist.

Isländische „Badhstofa“.

Endlich kroch der Reisende in den für ihn bestimmten Kasten in der Badhstofa, in dem anderen schnarchte der

Führer bereits, und dann krochen auch die beiden Frauen in die ihrigen, jede mitten in ein Rudel Kinder hinein; auch drei Hunde suchten und fanden Platz in und unter den Bettstellen. Gegen zehn Uhr wurde die Gesellschaft noch vermehrt durch den heimkehrenden Hausherrn Ofeigur (= Ambrosius) Jónsson, der ebenfalls sein Lager aufsuchte.



Isländische Alpenklubbisten.

Frisch und rein wehte die Luft vom Berge her, als am anderen Morgen bald nach sieben Uhr nach dem Gipfel aufgebrochen wurde. Der Reisende und sein Führer Johannes bestiegen je ein Pferd, ein drittes der Bauer Ofeigur, der als zweiter Führer mitkam.

In nordöstlicher Richtung ging es über eine Lavafläche, die ein graugrünes Polster echt isländischen Mooses

(Fjallagras = Berggras genannt) bedeckte, bis am Fuße einer Lavabank Rast gehalten wurde, wo die Pferde in einem geschützten Winkel etwas Gras fanden. Dann ging es durch Einsenkungen jener Lavabank hinauf auf das sogenannte Päluhraun, hinter dem ein gewaltiger, mit roten Schlacken bekleideter Krater, der Raudhöldur oder Rote Kessel geheißen, aufragt. Dieser blieb rechts liegen, und die Reiter gelangten teils über die bloßliegende Lava, teils über Sand- und Lehmmulden, in denen Weidengestrüpp wucherte, an einen lavafreien Abhang des eigentlichen Hekla, unterhalb des Hauptkraters von 1845. Hier mußten die Pferde zurückgelassen werden, da sie zu der nun folgenden Lava- und Schneewanderung nicht zu gebrauchen waren. Man band dieselben, jeweils Kopf und Schwanz, zu einem regelrechten Dreieck zusammen und ließ sie stehen.

Es war inzwischen neun Uhr geworden und angenehm warm. Man kletterte den von inzwischen ausgetrockneten Wasserläufen durchfurchten Abhang empor bis zu dem oberen wildzerklüfteten Lavafeld, auf dem das Gehen überaus anstrengend war. Nach einer Stunde mühsamen Vorwärtsbringens in östlicher Richtung ging es eine steile Schneekehle hinunter in jenen Krater von 1845, dessen Umfang etwa 1 Kilometer beträgt. Ueber einen losen Abhang vulkanischer Aschen und Tuffe wandten sich die Wanderer nun nordostwärts, einem zusammenhängenden Schneefelde zu, das sich links vom Hauptrücken zwischen ihm und einem Parallelzuge alter Lava und weiterhin über die ganze Breite des Rückens und sämtliche Gipfel weg bis in den oberen Krater des Hekla hineinzieht.

Der Weg dorthin glich so ziemlich einer Schneewanderung in den Alpen, und erst bei der Annäherung an den Gipfel waren die bezeichnenden vulkanischen Erscheinungen zu gewahren. Schichtenweise lagert schwarzer Lavasand

auf dem Schnee und zwischen seinen einzelnen Lagen, und zur Linken ragt aus dem Abhange des Schneefeldes ein einzelner hoher Kegel empor, der auf der schneefreien Südseite eine kräftige rote Farbe zeigt: offenbar ebenfalls der Rest eines alten, aus Asche und Schlacken aufgebauten Kraters. Gerade vor den Wanderern aber öffnet sich ein breites Thor in dem gewaltigen Ringe blendendweißer Schanzen, der den eigentlichen Hauptkrater umgiebt. Letzterer war im Inneren stellenweise schneefrei und an zwei Punkten durch leichte Rauchwolken verhüllt.

Da es inzwischen fast zwölf Uhr geworden war, wurde zunächst gerastet. Man stillte den Durst mit Cognak und



Isländische Flusslandschaft.

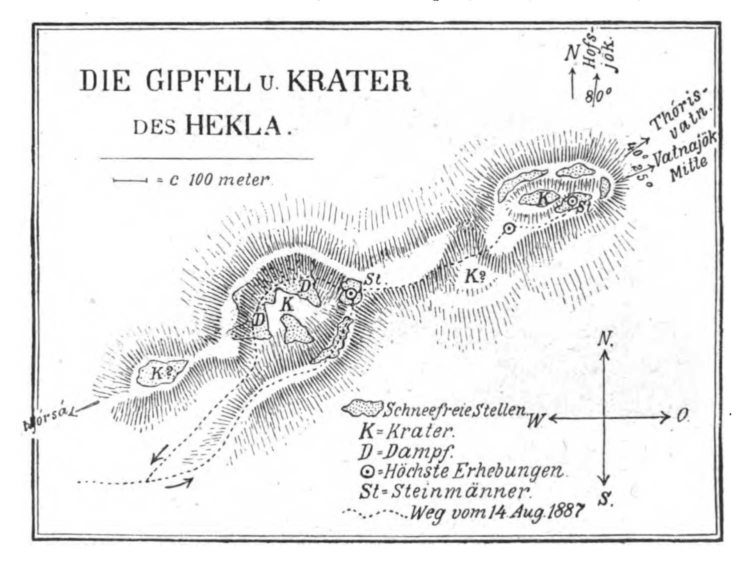
Schneewasser und nahm ein frugales Frühstück aus den mitgenommenen Vorräten ein. Dann ging es auf einer teilweise schneefreien Linie einer mäßigen Erhebung des östlichen Randes zu, den ein kleiner „Steinmann“, von früheren Bergbesteigern aufgeschichtet, krönte. In wenigen Minuten war die Stelle erreicht, die von den Führern als der höchste Punkt des Berges bezeichnet wurde. Von hier aus nahm Vetter mit seinem mitgebrachten photographischen Apparat das Innere des Kraters auf. Die linke Seite des Kessels, nach dem Thor zu gesehen, bedeckte gleich seinem Grunde eine Schneedecke, die sich auch an dem gegenüber liegenden Abhange noch etwas hinauf erstreckte. Letzterer, die Sonnenseite der gegen 60 Meter tiefen Mulde,

war schwarz, gelb und rot von Schlacken und Aschen; nicht weit unter dem Standpunkte der Wanderer zeigten sich leichte Dampfschleier. Ueber den niedrigeren Süd- und Westrand hinweg umfaßte der Blick die bereits etwas unbestimmten Umrisse der Berge und Gletscher des Südlandes, die Ebene mit den blinkenden Flußläufen und mit ihr verschwimmend die unendliche Meeresfläche.

Gegen Nordosten, wo es noch hell und sonnig war, hemmte der weiße Bergrücken die Aussicht, und Vetter gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß der erreichte Punkt mit dem „Steinmann" unmöglich in der That der höchste des Berges sein könne. Da er diesen aber auf jeden Fall erreichen wollte, so wurde die Wanderung wieder aufgenommen. Man ging über den nicht sehr weichen Schnee dem Kamm entlang und gelangte dann durch eine kleine Mulde, vermutlich ebenfalls einen früheren Krater, auf den letzten, östlichsten Krater, der auch wirklich der höchste Punkt des Hekla ist. Er war von einer dichten Schneedecke verhüllt, aus der nur gegen Osten zwei niedrigere Lavamauern gleich Inseln hervorleuchten. Die auf der rechten Seite zeigte sich schon beinahe ganz in einzelne Trümmerhaufen aufgelöst; die Schneehalde darunter war dicht besetzt mit zahllosen Kegeln oder Rundpyramiden schwarzen, feinen Sandes. Auf dem nunmehr glücklich erreichten Endziel wurde ein stattlicher „Steinmann" aus losen Trümmern aufgetürmt, in dem die Besteiger ihre Namen hinterließen.

Die Aussicht, namentlich gegen den noch immer von der Sonne beschienenen Nordosten hin, war von überwältigender Großartigkeit und lohnte reichlich die Mühsal des Aufstieges. Da trat vor allem der gewaltige Vatnajökull (Jökull = Gletscherberg) als weiße, oben nahezu geradlinige Mauer hervor, der einen großen Teil des Horizontes einnahm. Er nimmt 8810 Quadratkilometer

ein und ist der größte Gletscher Europas, ja der bekannten Erde, wenn man von dem Inneren Grönlands absieht. Davor breitet sich eine weite Gebirgslandschaft aus mit violetten Einzelbergen von zum Teil höchst kühnen Formen und mit lebhaft schimmernden Seespiegeln. Rechts vom Vatnajökull liegt näher heran, nur durch ein gewaltiges Lavafeld von dem Schauenden geschieden, der finstere



Torfajökull, an den sich das südliche Gletschergebiet bis zum Eyjafjallajökull hin erschließt. Davor südwärts, gerade gegenüber, der kühnere Tindsfjall. Nach Osten und Süden erstreckt sich eine öde Lavawüste, nur hie und da unterbrochen durch parallele Tuffrücken, die für das Heklagebiet charakteristisch sind. Hier hat im Jahre 1878 die letzte Eruption stattgefunden, bei der vierzehn neue Krater entstanden, und ein zwischen zwei Bergrücken sich hinziehendes Thal mit einer Schicht frischer Lava angefüllt wurde.

Gegenüber aber zieht sich in westlicher Richtung und sich dort in die Ebene verlierend das schwarze Schollenfeld des Lavastromes von 1845 hin. Darüber hinaus blinken ein paar Stromspiegel, dann folgt eine blaugraue Fläche, die nach links in das Blau des Meeres übergeht.

Fürwahr, der neuere isländische Dichter hat recht, wenn er von dieser Aussicht auf dem Feuerberge und von seiner geliebten Heimat überhaupt singt:

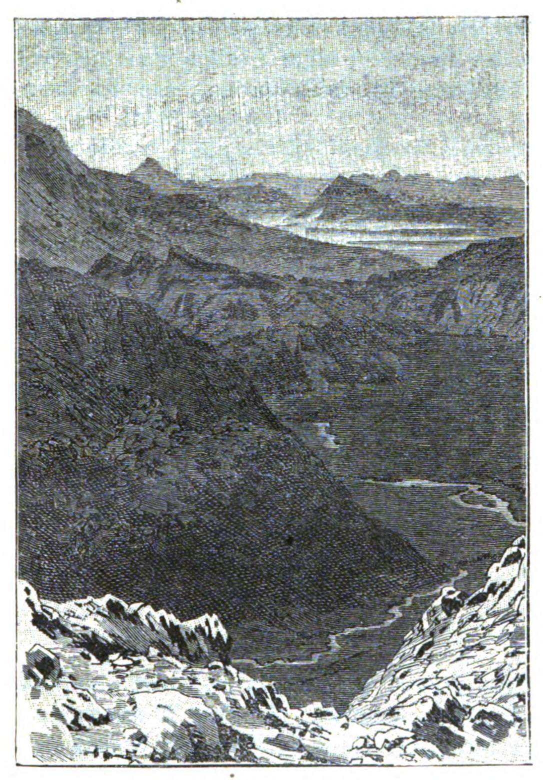


Krater des Hekla.

„Du standst auf Heklas Gipfelschnee,
Du sahst das schöne Land sich dehnen,
Wo hell von grünen Bergeslehnen
Die Ströme ziehn zur blauen See —
Und drunten Loki festgeschlossen,
Begraben unter Eiskolossen:
O sag, schien dir nicht Island da
Das Schönste, was dein Auge sah?"

Dies Lied stimmten die beiden Begleiter unseres Reisenden auf dem Gipfel an; sie erwiesen sich auch vertraut mit den Sagen ihrer Vorfahren, denn auf die prüfende Frage, wer denn Loki sei, antwortete Ofeigur: „Der

Riese, der das Erdbeben macht." In der jüngeren Edda wird Loki, das böse Prinzip unter den Göttern und die Personifikation des Feuers in seiner verderblichen Rich-

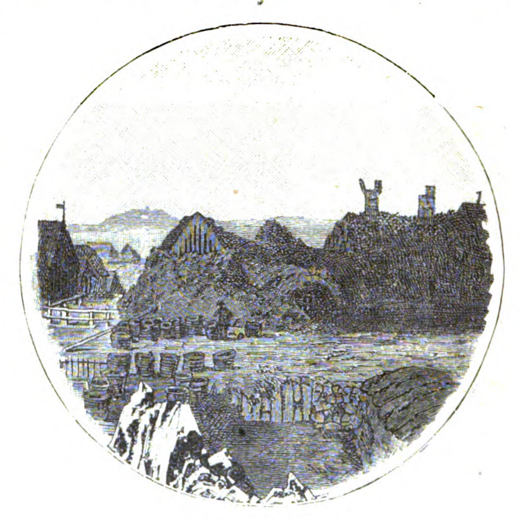


Isländische Lavalandschaft.

tung, in einer Höhle über drei Felsen festgebunden und eine Giftschlange über seinem Haupte aufgehängt, damit ihr brennender Geifer ihm ins Antlitz träufle. Sein treues Weib aber hält ein Gefäß darunter; wenn es voll

ist, muß sie das Gift ausgießen, und dann zuckt der Gefesselte jedesmal unter den fallenden Tropfen zusammen, daß die Erde zittert. Das nennen die Menschen Erdbeben.

Nachdem inzwischen Schneegestöber sich eingestellt hatte, wurde der Krater, in dessen Höhlung man hinabgestiegen war, um drei Uhr verlassen und nun bei wiederauf-



Isländische Bae.

geklärtem Himmel der Rückweg angetreten, der rasch und ohne Zwischenfall verlief. Nur das Wiedereinfangen der Pferde verursachte einen halbstündigen Aufenthalt. Die ungeduldig gewordenen Tiere hatten inzwischen einen anderen Platz aufgesucht. Ofeigur entdeckte sie auf der ersten mageren Grasfläche weiter unten und brachte die Ausreißer dann im Galopp den Berg hinauf zu seinen Begleitern zurück.

Mit Einrechnung dieser Pause nahm der ganze Rück-

weg bloß zwei und dreiviertel Stunden in Anspruch. Trefflich mundete das Skyr, das Vetter auf einem Mäuerchen vor Naefurholt verzehrte. An dem einmaligen Nachtquartier in diesem Hofe hatte er jedoch genug und folgte deswegen gern dem Vorschlage seines Führers Johannes, diesmal lieber in dem nur eine gute halbe Stunde entfernten Galtaläkur von der Bergbesteigung auszuruhen, wo man besser aufgehoben war.

Die Streiflichter, welche diese interessante Schilderung auf das Reisen im Inneren der nordischen Insel fallen läßt, wirken nicht allzu verlockend. Deshalb verdient zum Schlusse erwähnt zu werden, daß neuerdings der „Dänische Touristenverein in Kopenhagen“ die Sache dankenswerterweise in die Hand genommen hat. Er will fortan in jedem Sommer Karawanen ausrüsten und deren Teilnehmer in bequemer Weise mit den Sehenswürdigkeiten Islands bekannt machen. Eine solche Gesellschaftsreise, die von Kopenhagen abgeht, dauert vierunddreißig Tage, und es werden auf ihr auch Schottland und die Faröer angelaufen.





Mannigfaltiges.

Der Henkersknoten. — Im Jahre 1590 wohnte zu Nürnberg am Weinmarkt der Bürger Nikolaus Muffel. Durch umfangreiche Handelsgeschäfte, die er früher mit Erfolg betrieben, hatte er sich großen Reichtum erworben. Später, als er sich zur Ruhe gesetzt, hatte er mit noch größerem Nutzen in Häusern und Grundstücken spekuliert und gegen hohe Wucherzinsen seine ansehnlichen Kapitalien ausgeliehen. Sein Leben lang war er Hagestolz gewesen. Er hatte als einzigen Verwandten einen Neffen, Namens Leonhard, der aber ein Thunichtgut war und den er zu enterben beabsichtigte, um über sein Hab und Gut zu Nutz und Frommen städtischer Stiftungen zu verfügen.

Eines Morgens fand man den alten Herrn in seinem Schlafzimmer erhängt vor. Die Untersuchung ergab, daß kein Selbstmord, sondern ein Verbrechen vorliege. Nikolaus Muffel war zuerst durch einen Schlag betäubt, dann erdrosselt worden, und man hatte die Leiche aufgehängt mittels eines Strickes an einem Haken an der Zimmerdecke, zweifellos um dadurch den Anschein eines Selbstmordes zu erwecken. Eine Summe baren Geldes war geraubt worden, wie sich ermitteln ließ, während die sonstigen Wertpapiere unberührt geblieben waren.

Der Verdacht richtete sich sogleich gegen den Neffen. Es war bekannt, daß er in den Schenken der Stadt in wilden Drohungen oft gewünscht habe, ein jäher Tod möge seinen Onkel hinwegraffen. In höchst verdächtiger Weise war er am Spätabend vor der Nacht, in welcher das Verbrechen geschehen, in



der Nähe des Hauses am Weinmarkt beobachtet worden. Er wurde verhaftet in seiner armseligen Wohnung in der Laufergasse. Man fand bei ihm ziemlich viel Geld, welches er in der Nacht in einem Spielhause gewonnen haben wollte. Seine Hände zeigten einige frische Schrammen und Schrunden, und man nahm an, daß er diese bei der Verübung der grausen That sich zugezogen. Er selbst sagte freilich, er sei in der Nacht gefallen und habe bei dem Sturze sich so verletzt. Allen Ernstes forderte man ihn auf, ein Geständnis seiner greulichen Blutschuld abzulegen, allein er blieb standhaft bei der Behauptung, daß er unschuldig sei.

Da Leonhard Muffel nicht gestehen wollte, wurde beschlossen, ihn der Folter zu unterwerfen, und zwar erforderlichen Falles bis zu den stärksten Graden. Doch schon bei Anwendung der Daumenschrauben, als ihm das Blut unter den Fingernägeln hervordrang, brach der Angeklagte jammernd und vom Schmerz überwältigt zusammen: alles wolle er gestehen, was man von ihm zu wissen verlange. So bekannte er auf dringliches Befragen: er habe seinen Onkel Nikolaus ermordet und beraubt, weil dieser ihn gehaßt und ihn habe enterben wollen. Auf solche Art habe er geglaubt, indem er den Anschein eines geschehenen Selbstmordes zu bewirken versucht, doch noch in den Besitz des großen Vermögens gelangen zu können. Hierauf war die weitere Erledigung dieser Kriminalsache eine sehr rasche. Leonhard wurde von Rechts wegen zum Tode verurteilt. Auf einer Kuhhaut sollte er am nächsten Montag zur Richtstätte geschleift und dort aufgehängt werden mit demselben Strick, den er bei der Ermordung seines Onkels benutzt hatte.

Meister Ulrich Hippel, der wohlbestallte Scharfrichter von Nürnberg, erhielt den Befehl zu den nötigen Vorbereitungen für die bevorstehende Hinrichtung. Ein Gerichtsschreiber begab sich mit ihm nach dem Weinmarkt in das Haus des Ermordeten, wo in dessen verschlossenem Schlafzimmer der Strick noch von der Decke herabhing. Hippel ließ eine Trittleiter bringen und stieg selbst hinauf, um den Strick abzunehmen. Doch plötzlich stieß er einen Ruf des höchsten Erstaunens aus; er ließ ab von dem Werke und sprang ganz verstört auf den Fußboden.

„Leonhard Muffel hat seinen Onkel nicht aufgehängt!" rief er. „Schuldlos ist er; nur unter dem Zwang der Folter hat er sich schuldig bekannt. Der Knoten, der den Strick am Haken oben festhält, ist ein — Henkersknoten. Nur Leute meines Metiers verstehen ihn zu knüpfen, sonst niemand, denn das gehört zu unseren Zunftgeheimnissen. Ich sage, es muß entweder ein Scharfrichter oder ein Scharfrichtersknecht gewesen sein, der die grause That verübte. Entweder war es Gedankenlosigkeit oder Dummheit von dem Betreffenden, einen solchen Henkersknoten zu schlingen, ohne zu bedenken, daß er dadurch sich verraten könnte. Wahrlich, dies ist eine wunderbare Fügung der Vorsehung, durch welche die Unschuld des Verurteilten noch in letzter Stunde an den Tag gekommen ist!"

Die hohen Gerichtsherren wurden von dem seltsamen Sachverhalt verständigt. Sofort verfügten sie sich ins Muffelsche Haus, wo Meister Hippel vor ihnen seine Aussage wiederholte. Die Herren gelangten nach reiflicher Erwägung zu der Vermutung, daß Leonhard entweder einen Scharfrichtersgehilfen zum Genossen bei der That gehabt haben müsse, oder daß er wirklich unschuldig sei. Einer von ihnen begab sich also zu dem Verurteilten in dessen Kerker.

Er fragte: „Wer ist der Mitschuldige, der an Eurem Verbrechen beteiligt war?"

Leonhard antwortete: „Ich hatte keinen Mitschuldigen."

„Ihr habt aber doch den wunderlichen Knoten nicht selbst schlingen können."

„Welchen Knoten?"

„Den an dem Strick, mit welchem Ihr Euren Onkel in dessen Schlafgemach aufgeknüpft habt."

„Ich verstehe Euch nicht."

„Es ist ein Knoten, wie ihn nur ein Scharfrichter oder der Knecht eines solchen zu machen versteht."

„Das ist mir noch rätselhafter."

„Bekennt!"

„Ich weiß nichts weiter zu gestehen. Alles, was man von mir zu wissen begehrte, habe ich ja schon bekannt."

„Noch weitere Auskunft müßt Ihr geben."

„Ich kann's nicht."

„Ihr müßt es. Besinnt Euch!"

„Soll ich abermals gemartert werden?"

„Nein. Aber bekennt die Wahrheit!"

„Wohl denn, so hört! Ich habe meinen Onkel Nikolaus überhaupt nicht umgebracht, auch auf keine Weise irgendwie die That veranlaßt. Aber der Schein war ja freilich gegen mich, und überwältigt von dem Schmerz, den die Daumenschrauben mir verursachten, sowie aus Angst vor den noch schärferen Graden der Folter, denen ich unterworfen werden sollte, habe ich, um weiteren Qualen zu entgehen, mich für schuldig erklärt."

„Ist dem in allen Stücken wirklich so?"

„Ja, es ist die reinste Wahrheit."

„So seid getrosten Mutes, wenn Ihr wahr gesprochen."

Leonhard wurde, nachdem der Richter die Kerkerzelle verlassen, bald inne, daß seine Angelegenheit eine günstige Wendung genommen habe. Denn nach kaum einer Stunde wurde er in ein besseres Gefängnis gebracht.

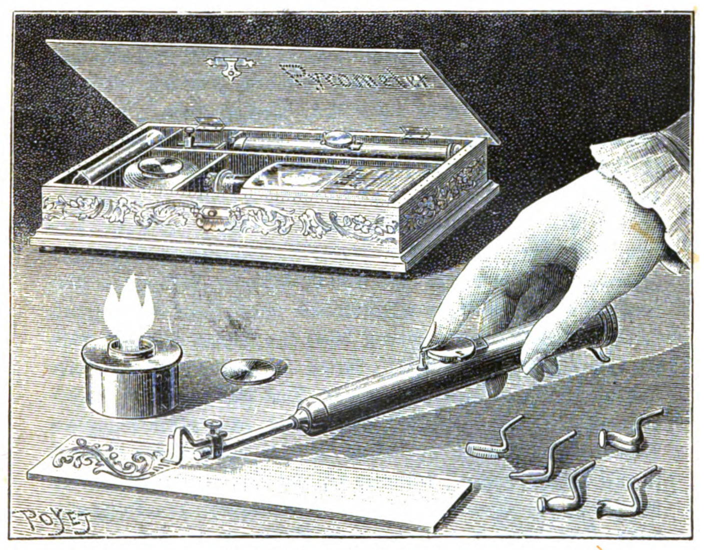
Die Nachforschungen der Behörde hatten Erfolg. Man ermittelte, daß ein Scharfrichtersknecht, Namens Melchior Grunert, welcher früher in Augsburg sich aufgehalten, während seiner Anwesenheit zu Nürnberg, und zwar zu der Zeit, als der Mord geschehen, sich mit einem anderen liederlichen Kumpan, dem Schlossergesellen Jobst Felbinger, viel in der Stadt umhergetrieben habe. Längere Zeit war letzterer in Arbeit gewesen bei einem Meister, den zuweilen auch Nikolaus Muffel beschäftigt hatte. Er wurde verhaftet und zwei Tage darauf auch Grunert, den man zu Schwabach in einer Herberge ergriff, wo er seit Wochen logiert, gezecht und viel Geld vergeudet hatte. Man schaffte ihn nach Nürnberg. Im Verhör in die Enge getrieben und mit der Folter bedroht, gestanden beide Bösewichter, daß sie den Raub im Hause des Nikolaus Muffel mittels von Felbinger angefertigter Nachschlüssel gemeinsam ausgeführt hätten. Was den Mord anbetraf, so schob der eine Kumpan die Schuld auf den anderen, und dies hatte zur Folge, daß bald beide der grausen That völlig überwiesen wurden. Man verurteilte sie zum Tode.

Der schuldlose Leonhard Muffel war inzwischen aus der Haft

entlassen worden. Dies furchtbare Erlebnis machte auf ihn einen nachhaltig bessernden Eindruck. Der sträfliche Leichtsinn wich von ihm, und er wurde fortan ein besserer Mensch. Ihm fiel als Erbe nun das große Vermögen seines Onkels zu, da dieser bei der Plötzlichkeit des unnatürlich eingetretenen Todes nicht dazu gekommen war, ein den Neffen enterbendes Testament zu hinterlassen. In dem stattlichen Hause am Weinmarkt aber lebte Leonhard von nun an noch viele Jahre als einer der wohlhabendsten und geachtetsten Bürger der Stadt. F. L.

Neue Erfindungen: I. Neuer Apparat für Brandmalerei. — Die bei der so beliebten Brandmalerei bisher gebräuchlichen Apparate erfüllen zwar ihren künstlerischen Zweck vollkommen, haben aber daneben einige unangenehme Nachteile: der Benzinapparat mit Gummigebläse ist feuergefährlich und entwickelt übelriechende und gesundheitsschädliche Dämpfe; der elektrische erfordert große Aufmerksamkeit in der Behandlung und versagt häufig infolge Störungen in der Leitung. Darum werden alle Ausüber dieser Liebhaberkunst erfreut sein, von einem neuen Apparate für Brandmalerei zu hören, der durch seine sinnreiche Konstruktion die erwähnten Uebelstände vermeidet. Er besteht aus einer 15 Centimeter langen Metallhülse, am unteren Ende mit Schraubenverschluß, am oberen Ende mit eingesetztem Stift, an dem die Brennspitze mit einer Schraubenklemme festgestellt wird. In der Mitte der Röhre ist eine mit einem Hahne versehene Klappe angebracht, die von außen mittels einer größeren Schraube in einem Einschnitte verschoben werden kann. Auf der Oberseite der Schraube sind die Buchstaben A und Z eingraviert. Will man den Hahn öffnen, so dreht man die Regulierschraube nach A, will man ihn schließen nach Z. Zum Erhitzen des Stiftes wird Schwefeläther verwendet, bei dessen Handhabung wie bei der von Benzin wegen der leichten Entzündlichkeit Vorsicht geboten ist. Will man den Apparat füllen, so öffnet man den unteren Schraubenverschluß, gießt den Aether bis zu der durch einen Strich angedeuteten Höhe hinein und schließt die Hülse wieder. Damit sich das Gas entwickele, wird der Apparat alsdann mit nach oben gekehrter Regulierklappe über die Flamme einer Spirituslampe gehalten, durch eine

Drehung der Regulierschraube nach A die Klappe geöffnet und das Gas angezündet, das am Ende der Brennspitze hervortritt. Das Lämpchen wird hierauf sofort entfernt und der Stift derartig gedreht, daß er von der Gasflamme je nach der Stellung der Regulierschraube mehr oder weniger getroffen wird. Nach diesen Vorbereitungen, die nur wenige Minuten in Anspruch



Neuer Apparat für Brandmalerei.

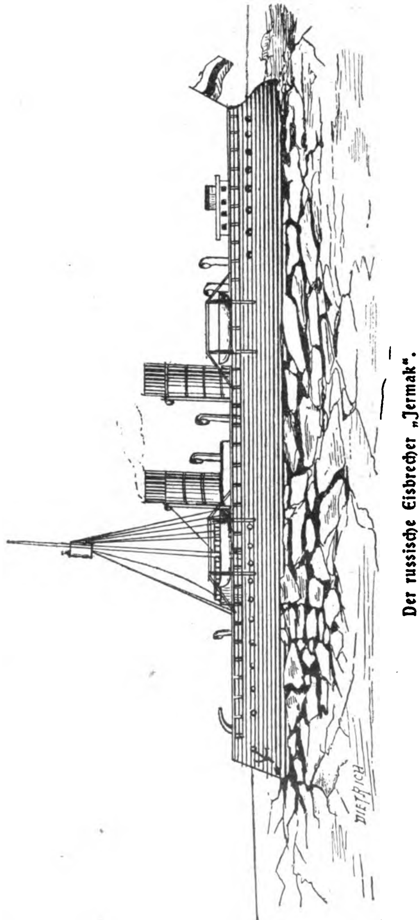
nehmen, kann der Brennapparat ohne Nachfüllung mindestens zwei Stunden lang benutzt werden; die sich stets gleichbleibende Hitze gestattet ein ruhiges Arbeiten und sichere Ausführung des Musters auf Holz, Leder und Geweben. Um die Flamme zu löschen, genügt es, die Regulierschraube nach Z zu drehen und den Apparat auf seinen Fuß zu stellen. Wie unsere Abbildung zeigt, befindet er sich in einem praktischen Kästchen, das auch das nötige Spirituslämpchen und fünf verschiedene, leicht auswechselbare Brennspitzen enthält.

Wir entnehmen diese interessante Schilderung dem soeben

erschienenen 20. Jahrgange des „Neuen Universums". Dieses beliebte Jahrbuch der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten der Wissenschaft, Technik, Industrie, Militärwesen, Marine, Verkehrswesen, Länder- und Völkerkunde u. s. w. ist längst ein stets willkommener Gast in Haus und Familie, ein besonders passendes Weihnachtsgeschenk aber für die reifere Jugend, der es eine Fülle von Belehrung, Anregung und Unterhaltung bietet. Hunderte von Holzschnitten im Text und Vollbilder in Schwarz- und Buntdruck dienen zur Veranschaulichung des Ganzen und geben im Verein mit dem stilvollen Einbande dem Buche den Charakter eines Prachtwerkes. Das „Neue Universum", das wir allen unseren Lesern angelegentlich empfehlen, ist zum Preise von 6 Mark 75 Pfennig durch jede Buchhandlung zu beziehen. F. Z.

II. Der russische Eisbrecher „Jermak". — Der von dem russischen Vizeadmiral Makarow konstruierte Eisbrecher „Jermak", von dem wir eine Ansicht bringen, stellt einen ganz neuen und eigenartigen Schiffstypus dar. Sein Raumgehalt beträgt 14,783 Tonnen, wovon 3900 für Kohlen bestimmt sind; die Länge beläuft sich auf 91,5 Meter, die Breite auf 21,3 Meter und die Raumtiefe auf 12,78 Meter. Das Schiff ist in 48 wasserdichte Abteilungen eingeteilt, von denen 14 auf den doppelten Boden entfallen. In der Mitte ist eine wasserdichte Kammer für die Schiffspumpen; darunter befindet sich eine, die 10 Tonnen Wasser in der Minute liefert und es ermöglicht, den Eisbrecher durch Ein- oder Auspumpen von Wasser mehr oder weniger tief schwimmen zu lassen und ihn dadurch vom Eise zu befreien. Die Fortbewegung bewirken vier Flügelschrauben, drei am Hinterteil, eine vorn, aber zurückgezogen hinter dem weit überhängenden Vordersteven in der Kielrichtung. Der überhängende Bug des Schiffes ist zum Brechen des Eises bestimmt. Die vordere Schraube unter ihm soll durch ihre Bewegungen weniger das Schiff vorwärts bringen, als vielmehr die abgebrochenen Eisschollen in Bewegung nach hinten zu versetzen. Dadurch entsteht eine Strömung unter dem Eis vor dem Schiffsbug, infolge deren dieser, indem er sich auf das Eis hinaufschiebt, es leichter zerdrückt, weil dem Eise die Unterstützung durch das unter ihm

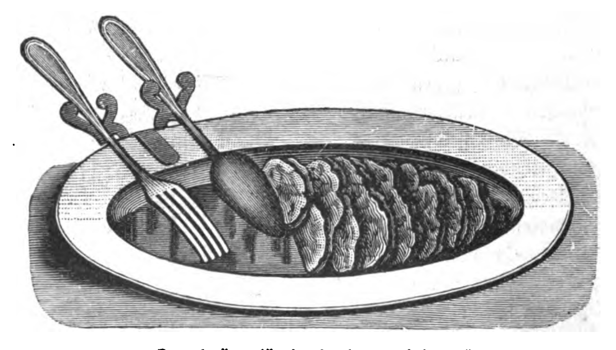
fortgetriebene Wasser fehlt. Auch wird dadurch verhindert, daß die Schollen sich am Bug auftürmen und dadurch das Vorwärtskommen des Schiffes hindern. Die vier Flügel dieser Vorderschraube sind aus Nickelstahl und in solcher Stärke hergestellt, daß sie selbst beim stärksten Gange der Maschine und bei dem Auftreffen auf dickes und hartes Eis gegen Abbrechen gesichert sind. Die größte Fahrgeschwindigkeit des „Jermak“ beträgt 16 Knoten in der Stunde. Er vermag außerordentlich starke Eismassen zu durchbrechen und hat deshalb für die Offenhaltung der russischen Kriegshäfen an der Ostsee einen hervorragenden Wert. Nach den großen Erfolgen, die dort im Winter 1898/99 mit ihm erzielt worden waren, glaubte sein Erfinder und Erbauer Makarow mit dem „Jermak“ nun auch das Eis der Polarmeere brechen und mit ihm alljährlich, bevor das Eis noch aufgegangen wäre, Schiffskarawanen an der sibirischen Küste hin



Der russische Eisbrecher „Jermak“.

bis ins Karische Meer führen zu können. Als Versuchsfeld wurden die spitzbergischen Gewässer im Sommer 1899 benutzt, es ergab sich jedoch, daß selbst der „Jermak“ außer stande war, die ungeheure Dicke des Polareises zu zerbrechen, und das Schiff mußte unverrichteter Sache umkehren. Fr. N.

III. Ein Besteckträger für Servierplatten. — Unsere Hausfrauen werden schon oft mit peinlichen Gefühlen bemerkt haben, daß bei größeren Festmahlen selbst beim geschicktesten Servieren der Platten das Besteck vom Rand der Platten her-



Besteckträger für Servierplatten „Salvator“.

unter und in die Sauce rutscht, was, abgesehen davon, daß das Besteck sofort ausgewechselt werden muß, keineswegs appetitreizend wirkt; daher dem findigen Kopfe Dank zu zollen ist, dem es gelang, diesem Uebelstande abzuhelfen und das Besteck an pflichtwidrigen Spaziergängen zu verhindern. Dies thut gründlich der Besteckträger „Salvator“. Er ist aus federndem Metall aus einem Stück angefertigt, wird in der aus unserem Bilde ersichtlichen Weise leicht an der Platte befestigt und ist so einfach und praktisch gestaltet, daß jedes Besteck sicher und fest darauf liegt und selbst bei starken Erschütterungen nicht herabgleiten kann, da es an den oben auslaufenden Vorsprüngen Widerstand findet. Die Preise betragen für ein einfach vernickeltes oder versilbertes Exemplar nur 25 und 40 Pfennig, für ein massiv silbernes 3 Mark 50 Pfennig, sind also für jede Haushaltung erschwing-

lich, und so wird sich dieser Besteckträger wohl bald überall einführen, wo man auf gefällige Servierung Wert legt. F. Z.

IV. Schirm mit auswechselbarem Ueberzug. — Immer leichter wird es heutzutage dem auch minder bemittelten Menschen gemacht, mit der Mode Schritt zu halten. Zu jedem Anzug einen passenden Schirm zu besitzen, ist nicht für jedermann erschwinglich, aber der Schirm „Chamäleon" mit auswechselbarem Ueberzug kommt allen denen als erwünschte Neuheit, die die Mode mitmachen wollen, ohne zu tief in den Beutel zu steigen. Dieser praktische Schirm ist in allen Preislagen zu haben und hat vor den bisher üblichen folgende Vorzüge: man kann Stock und Ueberzug getrennt auswählen; kann binnen einer Minute den Regenschirm durch Auswechseln des Ueberzugs in einen Sonnenschirm verwandeln; kann durch eine Anzahl passender Ueberzüge die Farbe des Schirms stets in Einklang mit seinem Anzug bringen und die Ueberzüge, wenn sie beschmutzt sind, mit der gewöhnlichen Hauswäsche reinigen. Die Auswechslung des Ueberzuges geschieht auf äußerst einfache und sinnreiche Weise mit Hilfe von 8 Knöpfchen und den dazu passenden Durchlochungen im Gestell und ist im Handumdrehen geschehen. H. S.



Schirm mit auswechselbarem Ueberzug.

Buren und Uitlanders. — Die Buren mögen den Fremden, den „Uitlander", wohl als Gast, aber nicht als gleichberechtigten Mitbürger bei sich sehen, um nicht in ihren Sitten und Gewohnheiten gestört zu werden. So groß aber auch ihre Abneigung gegen die im Lande wohnenden Uitlanders ist, unter allen Umständen kann man als Reisender der Gastfreundschaft der Bewohner eines Burenhofs sicher sein. Die Begrüßung ist von seiten des Besuchers: „Guten Tag, Dom (Onkel)!" „Dom"

ist die übliche Anrede unter diesen einfachen, in patriarchalischen Verhältnissen lebenden Leuten gegenüber dem Aelteren. Dieser erwidert: „Guten Tag, Neef (Neffe)!" oder falls der Ankömmling mit ihm gleichaltrig ist, dann spricht er ihn wohl mit dem englischen „Mister" an. Nach der Begrüßung folgt gewöhnlich die Frage des Hausherrn (Baas): „Wat is neef z'n naam, as ik vragen mag?" das heißt: Wie ist des Neffen Name, wenn ich fragen darf? — und damit ist die Formalität der Vorstellung beendet; der Fremde wird ins Haus eingeladen. Ein solcher Besuch bringt ja immer eine Abwechslung in das eintönige Leben des Buren, sei er nun Schafzüchter oder Kornbur, das heißt Ackerbauer. Zur Bewirtung giebt es Schaffleisch, Brot und Kaffee. Das sind die Delikatessen und gleichzeitig die tägliche Nahrung des Buren. Geistige Getränke genießt er fast nie, und fromme Buren dulden Alkohol in ihren Häusern überhaupt nur als Arznei. Dagegen vertilgt alt und jung kolossale Mengen Kaffee und zum Löschen des Durstes saure Milch. Eingeleitet wird die Mahlzeit durch ein langes Gebet, welches der Baas oder einer der Söhne spricht. Der Bur ist außerordentlich fromm und erinnert darin an die Puritaner.

Wer mit Buren zusammen am Tisch sitzt, ist erstaunt über ihre Schweigsamkeit. Das ist eine Eigentümlichkeit dieser Leute; eine andere ist ihre Starrköpfigkeit. Der Bur giebt selten nach; wenn er einmal seinen Kopf aufgesetzt hat, dann bringt ihn nichts mehr von seinem Entschlusse ab. Zähe hält er fest an den alten Traditionen. Die Buren bilden eine geschlossene Gemeinde und wünschen nicht, daß Fremde bei ihnen sich eindrängen. Wie es in dieser Hinsicht bei den echten Buren noch steht, zeigt ein Erlebnis des schwedischen Reisenden Kjärström. Dieser hatte in der Nähe von Ritterstroom auf einer seiner Fahrten eine junge Burenwitwe kennen gelernt, und beide hatten Gefallen aneinander gefunden. Sie beschlossen, sich zu heiraten. Da kam eines Tages eine ganze Reihe von Wagen auf den Hof gefahren, sämtlich mit männlichen Verwandten, mit Ooms, beladen. Es waren ungefähr zwanzig Personen, darunter ein Geistlicher. Kjärström erzählt weiter: „Als endlich alle feierlich eingetreten waren und auf der großen Sitzbank Platz genommen hatten, las der Pre-

diger einen Psalm in salbungsvollem Tone vor und sprach dann von der Schlechtigkeit der Zeit, der Ueberschwemmung des Landes durch Fremde, über die schlechten Sitten und die Gottlosigkeit derselben, von den schweren Versuchungen der Kinder Gottes und wie dieselben überwunden werden sollten; von der Liebe zu den Brüdern, von der Erhaltung der heiligen Gesellschaft u. s. w., alles begleitet von den lauten Seufzern, Beschwörungen und Zustimmungen der Anwesenden. Schließlich kam der Haupttrumpf, nämlich, daß sie von dem drohenden Abfall ihrer Verwandten, der jungen Witwe, vernommen hätten und nun gekommen seien, um sie zu unterstützen und zu befestigen. Ich sah, wie meine Verlobte bei diesen Worten Thränen vergoß, und bat um Erlaubnis, einige Worte auf die direkten gegen mich gerichteten Ausfälle erwidern zu dürfen, was aber nicht gestattet wurde, indem ich durch Gesang zum Schweigen gebracht wurde, den der Pfarrer anstimmte. Ich verließ daher das Zimmer und ging auf den Hof. Meine Verlobte kam nicht heraus, trotzdem ich mehrmals nach ihr sandte. Mir erschien die Lage im höchsten Grade peinlich, und ich war schon entschlossen, abzureisen, als einer der Ooms herauskam und erklärte, sie hätten von unserer Verlobung vernommen und könnten als die nächsten Verwandten aus Rücksicht auf den eigenen Seelenfrieden und den der Witwe ihre Zustimmung zu der Heirat nicht geben. Wollte ich aber in ihre Gesellschaft eintreten, als Schafhirte am Orte bleiben und zeigen, daß ich ein gottesfürchtiger Mann wäre, so gedenke man auf einer künftigen Versammlung die Sache in Erwägung zu ziehen, obwohl es ein ganz vereinzelter Ausnahmefall wäre. Ich wollte nun die Ansicht der Witwe hören, erhielt aber zur Antwort, daß Frauen in ihrer Versammlung keine Stimme hätten."

Es wurde nichts aus der Eheschließung, denn der Schwede konnte nicht auf die Bedingungen der Verwandten eingehen. O. K.

Eine gewonnene Wette. — In einer kleinen Gesellschaft des englischen Klubs zu Moskau, dem Vereinigungsort der dortigen Aristokratie, unterhielt man sich über allerlei Gaunerstücke, die in der letzten Zeit passiert waren. Der soeben neuernannte Oberpolizeimeister von Moskau, General Baron Derschow, hörte

zu und sprach laut sein Erstaunen darüber aus, daß die Diebe meistens unbekannt blieben. Unter ihm könne so etwas nicht vorkommen, meinte er, denn ihm und seinen Untergebenen seien alle Gauner Moskaus bekannt, und ein bedeutender Diebstahl würde sofort entdeckt werden.

„Und doch," sagte einer der Anwesenden, der bekannte Graf Samoiloff, „wette ich hunderttausend Rubel gegen tausend, daß man Ihnen, General, den Pelz von den Schultern stehlen wird, und Sie doch den Thäter nicht entdecken werden."

„Gut," rief Derschow, „es gilt!"

Einige Zeit verging, und er dachte kaum noch an jene Wette.

Wieder saßen die Freunde im englischen Klub und unterhielten sich nach der Beendigung einer Partie Whist, als der General in das Vorzimmer gerufen wurde. Vor ihm stand ein galonnierter Diener in der wohlbekannten Livree der alten, fast fünfundachtzigjährigen Fürstin Gallitzin, die einst Staatsdame und intime Freundin der Kaiserin, der Mutter Nikolaus' I., gewesen war und noch jetzt einen großen Einfluß bei Hofe hatte.

„Ihro Durchlaucht die Fürstin Gallitzin läßt Excellenz zu sich bitten und zwar sogleich," sprach der Diener zum Oberpolizeimeister.

„So spät? Was will die Fürstin von mir?" fragte barsch der General, denn er verließ nicht gern die Abendmahlzeit, welche soeben aufgetragen werden sollte.

„Ich kann es Euer Excellenz nicht sagen, Excellenz werden es von Ihrer Durchlaucht hören," erwiderte der Diener.

Mißmutig ließ der Oberpolizeimeister sich seinen Pelz reichen und eilte die Treppe hinunter, wo der von der Fürstin gesandte Schlitten wartete. In wenigen Augenblicken war er vor dem Palais der alten, hohen Dame. Er eilt in das Vestibül.

Der Diener, der ihn abgeholt hatte, nimmt ihm den Pelz ab und bittet ihn, sich hinaufzubemühen. Schnell eilt der Beamte die Treppe hinauf; die großen hohen Säle sind leer und dunkel. Endlich findet er in dem Zimmer vor dem Schlafgemach der Fürstin eine alte Kammerfrau in einem Lehnstuhl schlafen. Er weckt sie und befiehlt ihr, ihn bei Ihrer Durchlaucht zu melden. Erstaunt sieht ihn die Kammerfrau an, wagt aber nicht, ihm

den Gehorsam zu verweigern. Aber wie entsetzte er sich, als aus dem Schlafgemach ihm ein Schwall von sehr wenig verbindlichen Redensarten entgegenklang; denn die von Natur nicht sehr geduldige Fürstin war aufgebracht, ohne einen ersichtlichen Grund aus ihrem ersten Schlummer geweckt zu werden. Der General, der zu spät merkte, daß er hinters Licht geführt worden war, schob es für den folgenden Morgen auf, der alten Fürstin die Sache zu erklären, und eilte hinaus, ohne die Dame gesehen und gesprochen zu haben. Im Vestibül sah er niemand; fort war der galonnierte Diener — aber auch sein Pelz, und selbstredend war auch der Schlitten verschwunden, mit dem der General gekommen. Er mußte trotz des Schneegestöbers in den englischen Klub zu Fuß zurückkehren, wo er seinen Pelz, an der alten Stelle hängend, wiederfand. Niemand hatte gesehen, wer ihn zurückgebracht, und auch später konnte der Oberpolizeimeister, trotz aller Nachforschungen, nicht die Leute entdecken, deren sich Graf Samoiloff bedient hatte, um seine Wette zu gewinnen. D. G.

Eine merkwürdige Frau. — Im Jahre 1664 sammelte Sultan Mahomed IV. nach der Eroberung der ungarischen Festung Großwardein in allen Teilen seines Reiches neue Truppen, um einen vernichtenden Schlag wider das Heer des Kaisers Leopold I. zu führen. So kam es, daß an einem Maitage 1665 der Statthalter von Damaskus an der Spitze einer kleinen Armee vor Belgrad, wo sich das Hauptquartier der Türken befand, erschien; in dem Augenblick jedoch, wo er dort einrücken wollte, überfielen kaiserliche Husaren seine Nachhut, in dessen Mitte sich seine Lieblingsfrau, die Schwester des Großwesirs Achmet, befand. Sie brachten die schöne Türkin als Gefangene in die Festung Komorn. Der Kommandant derselben, Markgraf Leopold von Baden, sandte sie trotz des hohen Lösegeldes, das ihm der Großwesir anbot, nach Deutschland, denn es war während des Türkenkrieges Sitte geworden, daß die Generale des kaiserlichen Heeres jenen Fürstlichkeiten in der Heimat, die sie besonders ehren wollten, vornehme Gefangene als Geschenk schickten. Die Lieblingsfrau des Statthalters von Damaskus gelangte nach Bayreuth, wo die brandenburgische Prinzessin Sophie ihr Hoflager hielt.

Diese nahm die Türkin wie einen lieben Gast auf und ließ ihr, als jene bald darauf ein Mädchen gebar, die sorgsamste Pflege angedeihen. Die kleine Türkin, die ein paar Wochen später die Taufe und die christlichen Namen Maria Franziska empfing, wurde bald eine Waise, denn die Mutter starb am Tage vor der Taufe, während der Vater fast um dieselbe Zeit in der Schlacht bei St. Gotthard fiel.

Maria Franziska blieb bis zu ihrem 12. Jahre in Bayreuth und reiste im Jahre 1676 nach dem jähen Tod ihrer Beschützerin nach Wien. Dort wurde die junge Türkin der Kaiserin Eleonore vorgestellt und von derselben in den Hofstaat aufgenommen, bis sie im Jahre 1681, als siebzehnjähriges Mädchen, den kaiserlichen Leibarzt Voëwina heiratete. Dieser bemerkte bald das große Interesse, das seine junge Frau für seinen Beruf hatte, und unterrichtete sie in der medizinischen Wissenschaft so gründlich, daß sie bald selbständig kurierte und viele Erfolge dabei hatte. Seitdem schrieb sie ein Tagebuch, das 1737 im Druck erschienen ist und den Titel trägt: „Wahrhafte und merkwürdige Begebenheiten der Doktorin Frauen Maria Franziska de Voëwina von ihrer Gefangenschaft in Ungarn, Konstantinopel und Aegypten samt ihrer verrichteten Kuren nebst vielen Kuriositäten kurzbündigst beschrieben und an das Licht gestellet.“ Dasselbe entrollt ein anziehendes Lebensbild, das besonders in unserer Zeit, wo sich so viele Frauen dem ärztlichen Studium zuwenden, die Aufmerksamkeit fesseln wird.

Der erste Patient der schönen Voëwina war der österreichische Botschafter in Konstantinopel, Graf Caprara, der seit Ausbruch des Krieges in Wien lebte und, trotzdem er einen aus Persien stammenden Leibarzt besaß, sich von ihr behandeln ließ. Sie trat mit dem Perser in Verkehr, der ihr auch seine Wissenschaft von der Natur und Beschaffenheit der Krankheiten kundgab.

Im Jahre 1683 rückte das türkische Heer vor Wien und begann jene denkwürdige Belagerung, die mit der gänzlichen Niederlage der Türken endigte. Maria Franziska blieb während dieser Schreckenszeit in der Stadt zurück, um als Gehilfin ihres Mannes „denen Blessierten mit Rat und Mitteln zu assistieren“. Nach dem Abzug des Großwesirs Kara Mustapha aus Oester-

reich wurde die Leitung des großen Spitals in Neuhäusl dem Dr. Boëwina übergeben, der in Begleitung seiner Frau dorthin reiste. Unterwegs wurden sie von einer türkischen Streifwache überfallen, und Maria Franziska fiel in die Gefangenschaft der Türken. Es stand ihr ein entsetzliches Los bevor, da rettete sie der Umstand, daß sie ein Kästchen krampfhaft in den Armen hielt und um keinen Preis ausliefern wollte. Das brachte den Anführer auf den Gedanken, sie sei im Besitze großer Kostbarkeiten, und er ließ sie darum ins Zelt des Aga bringen, der ein Verhör mit ihr anstellte. Bei diesem mußte sie die Kassette öffnen, und es kamen statt Gold oder Edelsteinen — zum Erstaunen des türkischen Offiziers — Arzneien, chirurgische Instrumente und ähnliches zum Vorschein. Sie erklärte dem Aga, daß sie Arzt sei; dieser jedoch glaubte ihr nicht eher, bis sie ihn durch die Heilung seiner Lieblingssklavin von einer Ausschlagskrankheit davon überzeugte. Statt sie als Sklavin zu verkaufen, sandte sie der Aga jetzt unter Begleitung von acht Janitscharen nach Konstantinopel, wo im Serail des Sultans eine Epidemie ausgebrochen war.

Maria Franziska kam am Weihnachtsfeste dort an und mußte in einem Turmgelaß, wo Reis und Wasser ihre einzige Nahrung bildeten, vierzehn Tage lang verbleiben; am Morgen jedes Tages wurde sie ins Serail geführt, behandelte die zwanzig Frauen, die am „Durchlauf" erkrankt waren, und kehrte nach ein paar Stunden in ihren Kerker zurück. Ihr trauriges Los endete erst nach der Genesung ihrer Patientinnen, die dann dem Sultan von der Kunst ihres weiblichen Arztes erzählten und ihn überredeten, sich auch von ihr behandeln zu lassen. Er litt an Magenbeschwerden und Melancholie, die ihn gegen jedermann mißtrauisch machte. Maria Franziska befreite ihn in kurzer Zeit von beiden Uebeln, und zum Danke dafür schenkte er ihr 600 Dukaten nebst der Freiheit. Diese blieb aber auf Konstantinopel beschränkt. Jeder Versuch, zu fliehen, sollte mit dem Tode bestraft werden.

Der Ruf des weiblichen Arztes verbreitete sich schnell in allen Kreisen der vornehmen Welt Konstantinopels, und alle Haremsdamen liefen ihr zu, so daß sie über tausend Kranke während ihres dreijährigen Aufenthaltes in Konstantinopel behan-

delte und ein Vermögen von 6000 Dukaten sammelte. Da trat ein Ereignis ein, das sie abermals in die Ferne führte. Im Jahre 1687 empörten sich die Janitscharen gegen den Sultan, entthronten ihn und riefen seinen Bruder Soliman zum „Herrscher aller Gläubigen" aus. Kurz darauf wurde Maria Franziska zur Lieblingsfrau des Großwesirs gerufen, die eine Christin war und aus Sizilien stammte; zum erstenmal seit ihrer Gefangenschaft ließ sie sich verleiten, von ihrer Vergangenheit zu sprechen, ihrer neuen Freundin ihre Herkunft von türkischen Eltern zu verraten und zu sagen, daß sie das Kind des einstmaligen Statthalters von Damaskus sei. Die Vertraute erzählte alles ihrem Manne, und bald wußten Sultan und Hofleute das Geheimnis. Wenige Tage später erschien Ibrahim Pascha, der Beherrscher von Aegypten, in Konstantinopel, um Soliman III. zu huldigen und ihm den Tribut von 60,000 Dukaten zu zahlen. Er war der Bruder von Maria Franziskas Vater und forderte vom Sultan, daß ihn seine Nichte nach Kairo begleite. Im März 1689 bestiegen sie, ihr Onkel, dessen Neffe und ein zahlreiches Gefolge, eine türkische Galeere, die sie nach Alexandrien brachte, von dort gelangten sie zu Lande nach Kairo, wo Maria Franziska im Palaste des Mameluckenfürsten ihre ärztliche Thätigkeit wieder aufnahm. Der Pascha war stolz auf den Ruhm des „weiblichen Wunderdoktors", der seine Nichte war, und übergab ihr die Leitung des großen Lazaretts, was im ganzen Lande Aufsehen machte, denn ein weiblicher Arzt war noch niemals in Aegypten gesehen worden. Maria Franziska schrieb über ihre Praxis dort: „Die Aegypter genießen dreimal täglich Nahrung, niemals so viel, daß sie satt werden. Sie enthalten sich des Fleisches und berauschender Getränke, wodurch die meisten ein Alter von 90 bis 100 Jahren erreichen. Die Europäer dagegen essen unmäßig viel Fleisch, trinken reichlich Wein, vermehren die Wärme und Feuchtigkeit in ihrem Leib, verdicken das Blut und löschen dadurch vor der Zeit selbst ihr Lebenslicht aus. Die Heilmittel, durch die ich Tausende gesund machte, waren: körnige Substanz im Beutel des Moschustieres, das Sekret der Zibetkatze und vor allem das Salicin, der Bitterstoff der Weide, im Lande Kalif genannt, mit dem ich jedes Fieber vertrieb."

Zu dieser Zeit warb der Pascha von Aleppo um die Tochter des Paschas von Aegypten, was diesen bewog, die Braut der Pilgerschar anzuvertrauen, die im Frühjahr 1690 nach Mekka und Medina zog; auch Maria Franziska sollte sich als Aerztin ihrer Base anschließen, wozu sie aber keine Lust zeigte. Sie hatte inzwischen die Bekanntschaft eines französischen Abenteurers gemacht, der sich Le Blanc nannte, und ein näheres Verhältnis mit ihm angeknüpft. Dieser bestimmte sie, mit ihm zu entfliehen. Sie übergab ihm ihr erspartes Geld, das er mit seinem Gepäck heimlich nach Alexandrien bringen ließ, und entfloh, von ihm begleitet, in derselben Stunde, wo die 40,000 Mekkapilger mit der Braut des Paschas von Aleppo Kairo verließen. In Alexandrien stellte ihr der französische Konsul einen Paß aus, in dem sie als — Diener des Monsieur Le Blanc bezeichnet wurde.

Nach langen Irrfahrten durch Palästina bestiegen die beiden in Ormus ein portugiesisches Schiff, das nach Afrika segelte. Nach einem Seesturm, in dem sie einen Teil ihrer Habe verloren, gelangten sie in die Nähe der Insel Madagaskar, wo Maria Franziska der Retter der ganzen Reisegesellschaft wurde. Infolge der tropischen Hitze verdarb nämlich der Wasservorrat, und der Mangel an frischem Wasser bewirkte tödliche Krankheiten. „Ich allein verzagte in diesem Unglück nicht," schreibt sie in ihrem Tagebuch, „destillierte das faulende Wasser und machte es wieder trinkbar, worüber alles: Wunder, Wunder! schrie."

Am 30. September umschiffte die portugiesische Galeere das Kap der Guten Hoffnung und warf vor der Kapstadt Anker; Maria Franziska blieb hier, beständig ihren Beruf ausübend, vier Jahre lang und setzte erst Ende 1694 die Heimreise fort. Sie betrat am 8. Januar 1695 den Boden Englands. Seit der Ankunft in London ging jede Spur des berühmtesten weiblichen Arztes des 17. Jahrhunderts verloren. Man weiß nicht, was aus ihr geworden ist. Ihr Tagebuch, aus dem diese Angaben entnommen worden sind, erschien erst vierzig Jahre später in deutscher Uebersetzung. J. Pederzani-Weber.

Wie Tiere abgerichtet werden. — Die Besucher eines Zirkus verfolgen mit großem Interesse jene Vorstellungen, in denen

Tiere der Wildnis die erstaunlichsten Experimente verrichten, allein die Mehrzahl der Zuschauer versteht es kaum zu würdigen, welchen Mühen die „Dompteure", das sind die Bändiger der Tiere, bei der überaus schwierigen Abrichtung sich unterziehen müssen.

In der Manege oder dem Käfige während der Vorstellung hat der Bändiger freilich wenig zu thun, und mancher denkt bei sich, es könne keine hübschere oder leichtere Beschäftigung geben, als zum Beispiel Elefanten zu lehren, daß sie tanzen, auf einer Flasche oder Schaukel stehen oder sonst etwas unter dem Beifall des Publikums ausführen. Man sehe sich aber die Tierbändiger in Hemdärmeln einmal während ihrer Arbeit vor der Vorstellung an, und auf einmal wird uns deren Beschäftigung in einem anderen Lichte und weniger reizvoll erscheinen. Es dauert eine gar lange Zeit, bevor die abzurichtenden Tiere dem Publikum vorgeführt werden können, denn sie haben eine lange, strenge Schule durchzumachen, ehe sie einiger Kunststücke fähig sind. Die großen Katzenarten eignen sich zum Beginn der Abrichtung am besten, wenn sie anderthalb Jahre alt sind, und der Tierbändiger beginnt nun, sich mit ihnen vertrauter zu machen. Er geht mit einem Paare derselben in einen Käfig, hat aber stets einige Leute um sich, welche die Bestien mit Stachelstöcken abzuhalten haben, wenn ihnen ja einmal die Lust ankommen sollte, ihren Lehrer von hinten anzufallen. Zuerst gewöhnt dieser seine Zöglinge nur an seine Gegenwart. Er streichelt ihren Kopf und redet ihnen sanft zu, wie eine Mutter ihrem Kinde. Das dauert ungefähr eine Woche, oft noch länger, je nach der Gemütsart der Tiere, von denen die furchtsamen und scheuen am schwierigsten zu behandeln sind. Der Lehrer stößt nun mit einem Stocke auf den Boden, tritt fest und geräuschvoll auf und unternimmt noch mancherlei, um die Tiere an seine Gegenwart zu gewöhnen. Dabei beobachtet er sorgsam Haltung und Charakter der Zöglinge. Je nach den Erfahrungen geht er mit jedem Tiere einen Schritt weiter, wie der Lehrer dies thut mit einem gut beanlagten oder einem mehr beschränkten Kinde. Er sieht auf ihre Augen, beobachtet die Linien um den Rachen, die Haltung der Ohren und die geringste Bewegung des Schweifes. Von dem sorgsamen Studium der

Tiere hängt wesentlich der Erfolg, nicht selten auch das Leben des Bändigers ab. Die letzteren behaupten, daß man auch den bestabgerichteten Raubtieren nie völlig trauen könne, sondern sie beständig überwachen müsse. Alle Tierbändiger ziehen kräftige, stolze Tiere den furchtsamen vor, weil jene sich auch zu gefährlicheren Kunststücken abrichten lassen. Ein Löwe, der auf einem Zweirade fuhr, lernte dieses Kunststück nach dreimonatlicher Abrichtung; dabei dauerte seine tägliche Uebung so lange, bis er ungeduldig zu werden anfing; zum Schluß erhielt er zur Belohnung ein tüchtiges Stück Fleisch. Bären sind geborene Boxer und Ringkämpfer und werden zu derartigen Künsten angelernt. Leoparden sind meist verdrießliche und beschränkte Tiere, von denen die männlichen sich noch etwas gelehriger als die weiblichen erweisen. Der weibliche Tiger ist stets wild und heimtückisch. Stiere können zu Kunststücken erzogen werden, Kühe eignen sich dazu aber gar nicht. Das erste, was einem jungen Elefanten beigebracht wird, ist, daß er nicht aus der Manege springt. Dann lehrt man ihn, wann er zu gehen oder still zu stehen, sich umzudrehen und wieder zurückzugehen hat. Will der Tierbändiger einem Elefanten beibringen, auf dem Kopfe zu stehen, so benutzt er eine Art Zügel und einen Block. Dieselbe Methode wird angewendet, das Tier zum Sitzen auf einem Stuhle zu bewegen, wenn es mit einem Clown zusammen speisen soll. Oft, so oft sogar, daß man es als Regel ansehen kann, erfindet der Elefant selbst die Art und Weise, das oder jenes zu vollbringen, und der Lehrer läßt ihm dabei so weit wie möglich freien Willen, wenn das den Reiz der Vorstellung irgendwie erhöhen kann. Die Elefanten lieben übrigens ihre Kunststücke so sehr, daß sie dieselben oft zur eigenen Unterhaltung ausführen. —dn—

Ein Denkmal in Südafrika. — Am 2. Juni waren es 20 Jahre, daß Prinz Louis Napoleon, der Sohn Napoleons III. und Eugeniens, auf einer Streife gegen die Zulus von diesen im Dongathal getötet wurde. „Lulu" hatte den Entschluß gefaßt, den Feldzug der Engländer gegen die Zulukaffern in Südafrika als Freiwilliger mitzumachen, um durch irgend welche Waffenthaten die Aufmerksamkeit Frankreichs auf sich zu lenken. Der kaiserliche Prinz schiffte sich am 27. Februar 1879 nach



Das Kreuz auf der Stelle, wo Prinz Louis Napoleon von den Zulus getötet wurde.

Natal ein. Der Herzog von Cambridge gab ihm Empfehlungsschreiben an Lord Chelmsford, den englischen Kommandanten der Expedition, und Sir Bartle Frere, den Gouverneur der Kap=

kolonie, mit, worin er den Wunsch aussprach, man möge den Prinzen so viel als möglich vom Feldzug sehen lassen, zugleich aber auch Vorsicht anempfahl, da jener zu rasch und schneidig sei. Trotzdem wurde dem Prinzen gestattet, am 2. Juni eine Streife vorzunehmen, an der nur Kapitän Carey und sechs Kavalleristen als Eskorte teilnahmen. Sie ritten etwa 8 englische Meilen weit vor, um den Platz für das nächste Lager festzustellen; dort wurde in der Nähe des Edulukraals, der menschenleer zu sein schien, Halt gemacht und abgesattelt. Ohne alle Vorsichtsmaßregeln ließ man die Pferde grasen, bis nach ungefähr einer Stunde der Prinz den Befehl zum Aufsitzen gab.

In demselben Augenblick rief Carey: „Zwischen dem hohen Grase sehe ich Zulus!"

Der Prinz erwiderte: „Ich sehe sie auch."

Schon ertönte eine Salve der Schwarzen, die dann sofort mit ihren Assegais oder Speeren vorwärts stürmten. Dem Prinzen gelang es nicht, sein Pferd rasch genug zu besteigen; Carey und vier Reiter ließen ihn im Stich und sprengten davon, zwei Reiter fielen an seiner Seite. Am nächsten Tage fand man an dem Orte des Ueberfalls die Leiche des Prinzen, von 18 Assegaistichen durchbohrt. Sie wurde ins Lager gebracht, und nachher auf der Stelle, wo man sie aufgefunden hatte, ein mächtiges steinernes Kreuz (siehe die Abbildung) errichtet, das, wie die eingemeißelte Inschrift besagt, auf Befehl der Königin Viktoria dem Andenken des unglücklichen Kaisersohnes gewidmet worden ist. Der Leichnam wurde nach Kapstadt transportiert und von dort nach England geschickt, um zunächst am 12. Juli 1879 in Chislehurst und dann im Jahre 1887 neben dem Grabe Napoleons III. in dem Mausoleum zu Farnborough beigesetzt zu werden. E. M.

Der Günstling eines Königs. — Heinrich III., König von Frankreich, besuchte einst den Jahrmarkt von St. Germain. An einer der Buden sah er einen jungen Mann in tiefem Schlafe liegen. Dem König gefiel das Gesicht des Schlafenden, und er beschloß, demselben eine Gnade zu erweisen. Eine sehr einträgliche Abtei, um die schon eine Menge angesehener Herren sich beworben, war gerade frei.

„Der junge Mensch soll sich rühmen, daß das Glück ihm im

Schlafe gekommen ist," sagte der König zu seinen Begleitern, „man wecke ihn und teile ihm mit, daß er von Stunde an Abt von R.... ist." Und so geschah es.

Dieser junge Mensch hieß Benoise und war vom selben Tage an der erklärte Günstling des Königs. Die so eigenartig übernommene Anstellung bezog sich selbstverständlich bloß auf den Titel und die Einkünfte der erwähnten Abtei, nebenbei ward Benoise zum Privatsekretär des Königs ernannt. Seine Hauptkunst bestand darin, die Federn zu schneiden, die der König, der viel schrieb, gebrauchte, und er erfüllte dieses Amt so gut, daß Heinrich III. ihn kaum mehr entbehren konnte.

Eines Tages fand der König auf dem Pult seines Sekretärs ein Blatt Papier, auf welches dieser, anscheinend eine neue Feder probierend, folgende Worte geschrieben hatte: „Schatzmeister meiner Privatschatulle ..." Heinrich lächelte und schrieb darunter: „Zahlen Sie unverzüglich meinem Sekretär Benoise die Summe von dreitausend Thalern!" Benoise fand das mit der Signatur des Königs versehene kostbare Schriftstück und erhielt die Summe richtig ausgezahlt. G. v. M.

Alte Heilkünste. — Der Aberglaube im Gebiete der Medizin, der sich teilweise leider bis auf die heutige Zeit erhalten hat, ist sehr alt. In früheren Jahrhunderten hat er in dieser Wissenschaft Blüten gezeitigt, die für alle Zeiten merkwürdig bleiben.

Das „sympathische Ei", auch Mumie genannt, ist eine jener Unsitten, welche im 16. Jahrhundert vielfach angewendet wurden. Zur Herstellung dieser Mumie füllte man ein ausgeblasenes Ei mit dem warmen Blute eines gesunden Menschen, verklebte die Oeffnung wieder sorgfältig und legte es sofort, damit die Lebenskraft nicht durch Erkalten daraus entweiche, mit anderen Eiern einer Bruthenne unter. Nachdem es einige Wochen bebrütet war, brachte man das Ei in einen warmen Backofen und ließ es darin so lange liegen, als erforderlich ist, ein Brot gar zu backen. Dieses so zubereitete Ei sollte nun jede Krankheit heilen; denn, da man das Blut für den Sitz der Lebenskraft hielt, so hatte natürlich jeder Krankheitsdämon zu diesem Ei eine natürliche Zuneigung. Man brauchte das warme Ei nur auf die

kranke Körperstelle zu legen und nachher in die Erde zu vergraben, so war man geheilt; denn die Krankheit war in das sympathische Ei geschlüpft.

Auch viele Bäume sollten die Fähigkeit besitzen, menschliche Krankheiten in sich aufzunehmen, ein Volksglaube, der heute noch nicht ganz erloschen ist. In Niedersachsen war es die Fichte, zu welcher sich nachts um zwölf Uhr die Gichtkranken schleppten und sprachen:

„Fichte, liebe Fichtin,
Ich bring' hier meine Gicht hin.
Der erste Vogel, der über dich fliegt,
Mache du, daß der sie kriegt."

In anderen Gegenden, wie in Hessen, stand die Birke in dem Rufe, die Gicht in sich aufnehmen zu können. Die Kranken begaben sich vor Sonnenaufgang in den Birkenwald, sprachen die Birke in poetischer Weise an, knüpften schließlich einen Knoten in einen Birkenzweig und hofften, die Birke würde die Gicht aufnehmen.

Nach einer alten Sage soll sich Judas Ischariot an einem Fliederbaum erhängt haben, deshalb schrieb man diesem Baume magische Kraft zu. Weil nun der Fliederthee die Eigenschaft besitzt, durch Schwitzen Fieber zu stillen, so traute man dem Fliederbaume zu, er stehe in geheimer Sympathie zum Fieber und heile dieses, wenn man ihn darum bitte. Deshalb gingen Fiebernde unter den Fliederbaum und sprachen:

„O Fliederbaum, du lieber,
Mich quält das kalte Fieber:
Weil Judas sich an dir erhängt,
Sei jetzt das Fieber dir geschenkt."

War dieser Spruch an den Fliederbaum gerichtet, dann brach der Kranke einen Fliederzweig ab, steckte ihn in die Erde, und wenn die Kur nach Wunsch ging, verließ das Fieber den Leidenden und fuhr an dem Fliederzweig, wie der Blitz an einem Blitzableiter, hinunter in die Erde.

Nach dem Volksglauben jener Zeit gab es auch Heilmittel, mit denen man den Kranken in dessen Abwesenheit heilen konnte.

Dazu gebrauchte man eine Salbe des damals berühmten Arztes Paracelsus († 1541), die aus einer Menge Bestandteilen gemischt war: das Fett von einem wilden Eber und von einem Bären, Regenwürmer im Backofen eingedörrt und zu Pulver zerstoßen, Gehirn von einem wilden Schwein, Blutstein, Moos, das aus dem Schädel eines gehenkten Menschen gewachsen u. s. w. „Die Kräfte, welche diese Salbe erweiset," — so heißt es in dem betreffenden Rezept — „sind fast nicht zu glauben, denn sie kuriert alle Wunden, sie mögen gehauen oder wie sie wollen sein, wenn man nur das Instrument, damit die Verwundung geschehen ist, haben kann und es damit bestreichet, es dann in ein reines Tuch einschlägt und an einem reinen, lauen Ort verwahret; es wirkt und heilt diese Salbe auch dann, wenn der Patient viele Meilen davon entfernt ist."

Bei zerbrochenen Gliedern abwesender Kranken wurde von chirurgischen Zauberkünstlern statt des Leidenden einem zerbrochenen Stuhl- oder Tischbein ein Verband angelegt und dabei eine Beschwörungsformel gesprochen. Der verbundene Stuhl oder Tisch durfte nun neun Tage lang nicht berührt und gerückt werden, dann war nicht etwa das Tischbein, sondern das gebrochene menschliche Glied wieder angeheilt.

Auch für ein schwaches Gedächtnis hatte die alte Medizin Hilfe und zwar in der Frucht Anacardium, die ein scharfes Oel enthält. Dort heißt es: „Ein halbes Quentlein schwer eingenommen, stärkt den schwachen Sensus, vertreibet die Vergessenheit und schärfet den Verstand, ist nützlich der Schwachheit des Hirns, welche von Kälte oder Feuchtigkeit entstanden ist, und der Verlähmung der Glieder." Diese herzförmigen Anacardiumfrüchte oder -nüsse, die Nüsse des Elefantenlausbaumes in Amerika oder Ostindien, werden von Abergläubigen noch heute hin und wieder auf eine Schnur gereiht um den Hals getragen, als Mittel gegen Zahnschmerz und Rheumatismus. C. T.

Die Antwort eines Höflings. — Nach der Schlacht bei Leipzig hatte Napoleon I. ein Gerücht vernommen, daß seine Feinde damit umgingen, ihn zu vergiften. Sein Minister Talleyrand sollte an diesem Komplott beteiligt sein. Als nun der Kaiser in den Tuilerien zum erstenmal wieder eine Zu-

sammenkunft abhielt, eilte er auf Talleyrand zu und fuhr ihn an: „Was wollen Sie hier? Mir zeigen, was für ein undankbarer Mensch Sie sind? Ich habe Sie mit Orden überhäuft, damit man nicht sehen kann, daß Sie der Verachtetste meiner Unterthanen sind. Sie streben danach, eine Opposition zu bilden, und gehen mit dem Gedanken um, wenn mir plötzlich etwas zustoßen sollte, an die Spitze eines Regentschaftsrates zu treten. Wenn ich in eine gefährliche Krankheit verfallen sollte, sind Sie — das erkläre ich Ihnen hiermit — noch vorher ein toter Mann."

Talleyrand hörte diese Worte mit der Miene eines Höflings an, der eine Gunstbezeigung erhält, dann erwiderte er mit einer tiefen Verbeugung: „Sire, es bedurfte dieser Ermahnung nicht; auch ohne dies wende ich mich an den Himmel mit den glühendsten Wünschen für die Erhaltung der Gesundheit Eurer Majestät." D.

Die erste Trauerweide in England wurde von dem Dichter Pope († 1744) gepflanzt. Der Poet erhielt eines Tages vom englischen Gesandten in Konstantinopel einen Korb mit frischen türkischen Feigen zugesandt. Als er den Korb geleert hatte, bemerkte er, daß an einem der Zweige, aus denen der Korb geflochten war, ein Auge hervorgesproßt war. Er löste den Zweig vorsichtig aus und pflanzte ihn in seinem Garten in die Erde. Der Zweig faßte Wurzel und entwickelte sich mit der Zeit zu einem Baum. Es war eine Trauerweide (Salix babylonica), und man behauptet, daß von diesem Baum sämtliche Trauerweiden Englands stammen, da vor Popes Zeiten diese Weidenart dort völlig unbekannt war. W. St.

Ein Genie. — Der Landpfarrer Lambeau befand sich eines Tages zum Besuch auf dem Schlosse Milly bei Mâcon. Als er sich ungewöhnlich früh wieder verabschieden wollte, fragte man ihn nach der Ursache.

„Ich muß meine Predigt für morgen noch ausarbeiten," war seine Antwort.

„Eine Predigt?" rief ein zwölfjähriger Knabe. „Sagen Sie mir den Text und ich will sie für Sie schreiben!"

Alle, welche diese Aeußerung hörten, lachten darüber.

„Nun wohl," sagte scherzend Lambeau und nannte dem Knaben

den betreffenden Bibelvers, „ich werde dann noch einige Stunden hier bleiben, wenn ich meine Predigt gleich mit mir nehmen kann."

Sogleich machte sich der Knabe an die Arbeit, während die Gesellschaft, die Sache für einen Scherz nehmend, sich lebhaft um ihn herum unterhielt. Als Lambeau aber endlich aufbrechen wollte, kam der Knabe herbeigesprungen und überreichte ihm einige Blätter mit den Worten: „Da haben Sie Ihre Predigt!"

„So, nun da wollen wir doch gleich einen Versuch mit der schönen Rede machen," sagte lächelnd Lambeau und las die ersten Zeilen mit humoristischem Pathos vor; bald jedoch wurde er ernster und ernster und, gleich allen Zuhörern, von Erstaunen und Bewunderung ergriffen, denn die Arbeit war über alle Maßen gut gelungen. Man konnte es nicht fassen, wie ein Kind von zwölf Jahren so tiefe Gedanken haben könne.

Dieser Knabe war Alphonse de Lamartine, der spätere berühmte französische Dichter und Staatsmann (1790—1869), und die Predigt, welche der Geistliche am folgenden Tage wirklich hielt, sein erstes Werk. E. K.

Die Krähe als Adjutant. — In einer kleinen Stadt an der unteren Elbe liegt nicht weit vom Flusse ein vielbesuchtes Gasthaus. Der Wirt und seine tüchtige Ehefrau sind liebe alte Leute, und in meiner Ferienzeit verfehle ich nie, sie zu besuchen. Sie hatten weder Kind noch Kegel, wie man zu sagen pflegt, und alle ihre Liebe vereinigte sich auf eine große schwarze Krähe, genannt Jakob.

Der Wirt hatte Jakob eines Tages aus den Händen einer Herde grausamer Jungen gerettet, die den kaum flüggen Vogel an einen Ast gebunden hatten und nun mit Steinen nach ihm warfen. Mit Sorgfalt zog er den Vogel auf, und dieser lohnte ihm seine Rettung durch eine rührende Anhänglichkeit.

Jakob verließ seinen Herrn keine Minute während des Tages, saß auf der Stuhllehne, wenn er speiste, und abends, wenn er am Stammtisch Platz nahm, saß Jakob auf seiner Schulter oder, wenn es ihm gestattet wurde, auf dem Tische. Erlaubte sich jemand zum Scherz nach dem Wirt zu schlagen, so verteidigte ihn Jakob wütend. Sein größtes Vergnügen war, den Gästen das

Geld abzunehmen. Saßen vielleicht ein Dutzend Herren am Tisch, so hüpfte er zu jedem Gast hin, nahm das Geldstück für die Zeche mit dem Schnabel in Empfang, hüpfte dann zu seinem Herrn zurück und deponierte die empfangene Summe getreulich in seiner Hand.

Man konnte thatsächlich fast glauben, daß der Vogel Vernunft besaß. Auf der Elbe vermitteln kleine Dampfbarkassen den Verkehr zwischen den gegenüberliegenden Ortschaften. Vermißte nun Jakob seinen geliebten Herrn, so flog er nach der Landungsstelle der Dampfer. War der Wirt, wie häufig der Fall, an Bord eines der Dampfer, so begleitete ihn Jakob über den Fluß, und einerlei, wohin er ging, Jakob ging mit ihm, entweder fliegend, hüpfend oder auf der Schulter seines Herrn sitzend. Manchmal war diese Begleitung jedoch lästig, und dann kostete es den Wirt nicht geringe Mühe und Schlauheit, seinem Adjutanten zu entgehen. Gelang es, dem Vogel ein Schnippchen zu schlagen, so flog er ängstlich überall herum und suchte; fand er dann seinen Herrn wieder, so war die Freude ungeheuer, und fürchtend, daß eine neue Trennung eintreten könne, folgte er dem Wiedergefundenen wie sein Schatten während des ganzen Tages.

Die erste Bewegung des Morgens, ein Husten oder ein Knarren der Stiefel, das anzeigte, daß der Hausherr aufgestanden war, wurde mit einem lauten freudigen Krächzen begrüßt. Wenn dann der Alte, der gern einen Scherz machte, dem Vogel zurief: „Was soll der Lärm bedeuten, Jakob? Ruhig, du Schreihals! Die Mutter schläft noch, willst sie aufwecken?" so gehorchte Jakob augenblicklich, und sofort stellte er das laute Gekrächz ein.

Des armen Jakobs Ende ist tragisch. Er war wie manche seinesgleichen eitel, und man hatte ihm einen kleinen roten Kamm in seinem schwarzen glänzenden Gefieder befestigt, auf den er äußerst stolz war. Das war die Ursache seines Unglücks. Eines Tages dehnte er seinen Ausflug etwas weiter wie gewöhnlich aus, und krächzend ließ er sich auf dem Lattenzaun eines Gartens hinter dem Hause eines Schneiders nieder. Dieser erblickte den seltenen schwarzen Vogel mit dem roten Kamm, und ein geladenes Tesching ergreifend, schlich er sich an den ahnungslosen Vogel heran, zielte, und tot stürzte Jakob zu Boden. W. Stelljes.

Ein österreichischer Leonidas. — Bei Pordenone (16. April 1809) und an der Piave (8. Mai) geschlagen, sah sich der Erzherzog Johann von Oesterreich zum Rückzug genötigt, sicherte aber seinen Marsch durch eine tapfere Nachhut. Zu dieser gehörte der Hauptmann Herrmann mit seiner Compagnie. Er erhielt am 17. Mai 1809 den Befehl, das Blockhaus auf dem Predel (in den Kärntner Alpen) bis aufs Aeußerste zu verteidigen. Als nun, 5000 Mann stark, die französische Division Serras von allen Seiten gegen ihn anrückte und er aufgefordert wurde, sich zu ergeben, antwortete er mit kurzem Hinweis auf den ihm gegebenen Befehl. Die Division stürmte nun auf das Blockhaus los, Herrmann ließ feuern, und es entspann sich ein mörderischer Kampf. Haufen von Leichen türmten sich auf, immer neue Regimenter ersetzten die erschöpften Scharen, aber drei Stunden lang behauptete sich der tapfere Hauptmann gegen die gewaltige Uebermacht. Da zündete eine Haubitzgranate das Blockhaus an, und vom Winde angefacht verbreitete sich das Feuer schnell. Aber die Lebenden kämpfen mutvoll weiter, bis das Feuer ihren Pulvervorrat zu erreichen droht. Nun stürzt sich Hauptmann Herrmann mit dem Reste seiner Compagnie durch das geöffnete Thor mitten unter die Feinde. In wildem Handgemenge sinkt er bald tot zu Boden, und mit ihm fällt seine Heldenschar. Nur einige Verwundete, die der Feind für tot gehalten, entwanden sich in der Nacht dem Gewirre von Leichen und brachten dem Hauptheere die Kunde von dem Tode ihrer Kameraden. D.

Ein Kunstschatz für jedermann. — Es ist ein entschiedener Vorzug der Gegenwart, daß sie auch dem Unbemittelten Gelegenheit giebt, seinen Schönheitssinn zu pflegen. Was für entsetzliche Bilder fand man noch vor 30 Jahren als Wandschmuck in den Zimmern, während heutzutage für alle, die das Geld zur Anschaffung von Oelgemälden nicht erschwingen können, ein billiges und dabei künstlerisch ausgeführtes Oelfarbendruckbild einen genügenden Ersatz bildet. Diese Art des Buntdrucks zur Nachbildung von Oelgemälden liefert bei der heutigen Höhe der Technik Produkte, die auch ein feineres Auge befriedigen, und dabei zu einem so geringen Preise, daß man staunt, wie dafür

die Herstellung möglich ist. Denn diese ist äußerst umständlich und kostspielig. Von dem zu vervielfältigenden Gemälde wird zuerst eine genaue Zeichnung gemacht und diese auf einen lithographischen Stein übertragen. Mit Hilfe dieser „Konturplatte" kann eine beliebige Anzahl vollkommen miteinander übereinstimmender Wiederholungen derselben hergestellt werden. Auf jeden dieser Steine (oder Platten) werden nun die Teile des Bildes in Kornmanier ausgeführt, welche in der gleichen Farbe erscheinen sollen, dergestalt, daß zunächst möglichst große Flächen mit einer gemeinsamen Grundfarbe angelegt werden, dann sich die Lokalfarben gegeneinander absetzen, ferner die Abtrennung und Modellierung erzeugt, und endlich zur Vollendung die Retouchen aufgesetzt werden. Die künstlerische Vollendung des Oelfarbendrucks ist von der Anzahl der verwendeten Farbenplatten abhängig, sowie davon, daß alle Platten in bestimmter Reihenfolge haarscharf übereinander zu liegen kommen. Selbst scheinbar ganz einfache Oeldrucke brauchen eine große Anzahl Steine, die sich, will man höchste künstlerische Feinheit und Vollendung erzielen, in bedeutender und unverhältnismäßiger Weise steigert. Auch das Papier, auf das gedruckt werden soll, bedarf einer mehr oder minder großen Vorbereitung und Zurichtung. Wie weit es die moderne Technik und Kunstindustrie in dieser Gattung von Erzeugnissen gebracht hat, werden unsere Leser am leichtesten und besten aus dem von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart herausgegebenen prachtvollen, 36 Centimeter breiten und 57 ½ Centimeter hohen Oelfarbendruckbild „Blumen des Südens" ersehen, das nach dem Gemälde von E. Eisman-Semenowsky hergestellt und zum Preise von 1 Mark durch jede Buchhandlung zu beziehen ist. Es bietet zugleich das passendste und vollkommenste Weihnachtsgeschenk für alle, die ihrer Wohnung einen künstlerischen und bleibenden Schmuck verleihen wollen. Ein Bestellzettel ist unserem vorliegenden Bande beigefügt. F. Z.

Die Sonne verspielen. — Die bekannte spanische Redensart: „Juega el sol" (Die Sonne verspielen) stammt aus dem berüchtigten Eroberungszuge Pizzaros gegen Peru. Die Handvoll Spanier, welche mit unerhörter Tollheit und unverzeihlichem

Glück im Jahre 1533 das Reich der Sonnenanbeter zertrümmerten, erbeuteten fabelhafte Reichtümer; bei der Einnahme von Kuzko entfielen auf jeden Reiter allein an 6000 Goldthaler. Dem Reitersmann Mancio fiel als sein Anteil das massiv aus Gold gearbeitete Bildnis der Sonne zu, welches über dem Opferaltar im Korikancha aufgehangen war. Der reich gewordene Soldat verspielte es noch in derselben Nacht an Hernando de Soto, doch auch dieser sollte sich des Besitzes der Sonne nicht lange erfreuen; denn er verlor sie im Karten- und Würfelspiel, und wenn auch nicht auf einmal, so doch strahlenweise, das heißt die einzelnen Sonnenstrahlen im Werte von je hundert Goldstücken wurden mit dem Schwerte von dem kostbaren Sonnenbildnis nach und nach abgehauen. A. D. B.

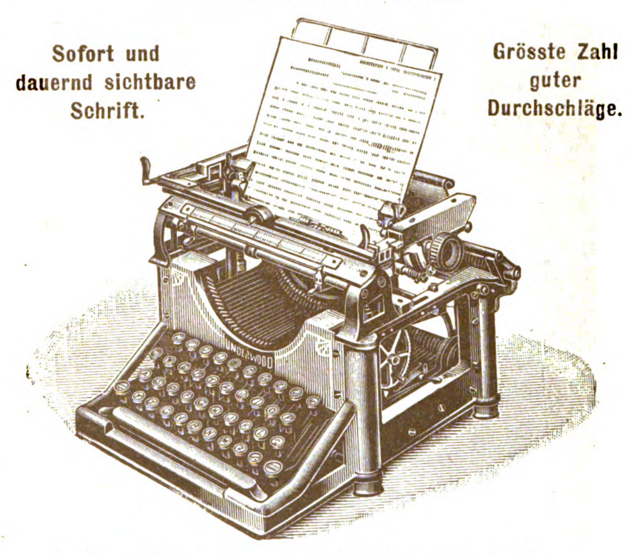
Ein ehrlicher Kritiker. — Volles Verständnis großer musikalischer Werke pflegt auch der bestbegabte Hörer erst dann zu gewinnen, wenn er sie einigemal gehört hat. Selbst klassische Opern sind vollständig beim ersten Hören verkannt worden und zwar von tüchtigen Musikern.

Der alte Kantor Schlicht von der Leipziger Thomasschule, der als Musikverständiger in den weitesten Kreisen geschätzt war, wohnte der ersten Aufführung des „Fidelio" bei und gab sein Urteil darüber ebenso kurz wie deutlich dahin ab: Beethoven sei ein Esel mit dieser seiner Opernmusik. Schlicht war aber doch so ehrlich, es auf weitere Proben ankommen zu lassen. Er besuchte auch die zweite und dritte Vorstellung und staunte nicht wenig, als ihm ein helles Licht nach dem anderen aufging. Nach dem dritten Theaterabend befragt, ob ihm die Oper nun besser gefalle, erwiderte er offenherzig: „Ich hatte mich in der Person geirrt; nicht Beethoven, sondern ich war der Esel." E. K.



Underwood

Standard- Schön- und Schnell-Schreibmaschine.



Colonnensteller für praktisch-rationelle Anfertigung von Rechnungen, Formularen etc. Korrekte und zeilenmässige Schrift dauernd garantiert. — Bequemste Handhabung.

☛ Ein Meisterstück der Technik. ☚

General-Vertretung für Deutschland:
J. Muggli, Kronprinzenstrasse 9, **Frankfurt a. M.**

Verkauf: **C. G. Zimmermann,** Kernerplatz 4, **Stuttgart.**


UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 841 U